Th. dp.o. 453a

Der katholische Priester in seiner Stellung zum Weibe und zur Familie.

Von

J. Michelet.

Aus dem Französischen
von
Dr. Ludwig Eichler.

Leipzig, 1845.
Leopold Michelsen.

Th.op.o. 453a

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Es handelt sich um die Familie;

Um das Asyl, in welchem unser Aller Herz nach so vielen unnützen Bestrebungen und enttäuschten Hoffnungen ausruhen können möchte. Wie müde kehren wir zum häuslichen Heerde zurück... Finden wir dort Ruhe?

Mache man sich keine Täuschungen darüber, sondern gestehen wir offen die Dinge, wie sie sind: Es giebt in der Familie ein ernstes Zerwürfniß, und dasselbe ist das ernsteste von allen.

Zu unsern Müttern, unsern Weibern, unsern Töchtern können wir von den Gegenständen sprechen, von denen wir mit Gleichgültigen reden: von Geschäften, Tagesneuigkeiten, aber keinesweges von Dingen, welche das Herz und das moralische Leben berühren, von den ewigen Dingen, von der Religion, von der Seele, von Gott.

Zum Beispiele in dem Augenblicke, wo man mit den Seinigen sich gern zu einem Gedanken erheben

möchte, in der Abendruhe, am Familientische; dort am häuslichen Heerde, versuche man es einmal, ein Wort von diesen Dingen zu sprechen. Eure Mutter schüttelt traurig das Haupt; Eure Frau widerspricht Euch; Eure Tochter, obwohl sie schweigt, mißbilligt die Rede.... Sie sind auf der einen Seite des Tisches, Ihr auf der andern und allein.

Es kommt Einem vor, als wäre gegenüber ein unsichtbarer Mensch, der Allem, was man sagt, widerspricht.

Wie können wir uns über diesen Zustand der Familie verwundern? Unsere Weiber, unsere Töchter sind erzogen, werden geleitet von unseren Feinden.

Dieses Wort auszusprechen wird mir schwer, aus verschiedenen Gründen (man findet sie zu Ende dieses Buches); aber ich habe mein Leben nicht mit dem Suchen nach Wahrheit zugebracht, um dieselbe heute meinen persönlichen Gefühlen zu opfern.

Feinde des modernen Geistes, der Freiheit, der Zukunft! Man citire mir nicht diesen oder jenen demokratischen Prediger, diese oder jene demo-

kratische Kanzelrede. Auf eine Stimme, die Freiheit redet, kommen fünfzig Tausend, die dagegen sprechen.... Wen will man durch diese plumpe Taktik täuschen?

Unsere Feinde, ich wiederhole es, in strengerem Sinne, da sie die natürlichen Neider der Ehe und des Familienlebens sind! Ich weiß es wohl, es ist das minder ihre Schuld als ihr Unglück. Ein altes abgestorbenes System, das mechanisch wirkt, kann nur Abgestorbene wollen. Dennoch macht das Leben Forderungen in ihnen geltend, sie empfinden es bitterlich, daß sie der Familie beraubt sind und trösten sich darüber nur, indem sie in den unsrigen Unheil stiften.

Was die Vernichtung dieses Systems herbeiführen wird, ist die anscheinende Kraft, welche es neuerlich aus seiner Einheit geschöpft und das unsinnige Vertrauen, welches dieselbe ihm giebt.

Moralische Einheit? Wirkliche Verbrüderung der Seelen? O nein, keineswegs. In einem todten Körper hat jedes Element, wenn man es sich selbst überlassen wollte, nur die Neigung, sich zu trennen;

aber das hindert nicht, daß man mit einem eisernen Bande einen todten Körper besser als einen lebendigen zusammen drängen, zu einer compakten Masse machen, und diese Masse dann schleudern kann.

Der Geist des Todes, nennen wir ihn bei seinem wahren Namen, der Jesuitismus, der sonst durch das verschiedenartige Leben der Orden, der Körperschaften, der religiösen Parteien neutralisirt wurde, ist der allgemeine Geist, den jetzt der Clerus durch eine besondere Erziehung bekommt und zu dem sich zu bekennen die Häupter desselben nicht anstehen. Ein Bischof hat gesagt: „Wir sind Jesuiten, Alle Jesuiten." Niemand hat ihn Lügen gestraft.

Der größere Theil indessen ist minder freimüthig; der Jesuitismus wirkt mächtig durch die, welche man ihm fremd glaubt, durch die Sulpicianer, welche die Geistlichkeit erziehen, durch die Ignorantiner, die das Volk bilden, durch die Lazaristen, welche sechs Tausend barmherzige Schwestern dirigiren, ihre Hand überall haben, in Hospitälern, Schulen, wohlthätigen Anstalten u. s. w.

Soviel Stiftungen, soviel Geld, soviel Kanzeln, um laut zu sprechen, soviel Beichtstühle, um leise,

die Erziehung von zweitausend Knaben*), sechstausend Mädchen, die geistliche Leitung von mehreren Millionen Frauen, das ist ein großer Mechanismus. Die Einheit, welche heutzutage denselben belebt, könnte, wie es scheint, den Staat beunruhigen. Nichtsdestoweniger aber hat der Staat, welcher die Association der Laien verbietet, die der Geistlichen ermuthigt. Bei den untersten Klassen hat er sie auf die gefährlichste Weise beginnen lassen: Handwerkervereine, Gesellschaften von Lehrburschen, Vereinigungen von Domestiken, welche den Priestern Rechenschaft ablegen u. s. w.

Die Einigkeit des Wirkens und das Monopol der Association, gewiß das sind zwei große Gewalten.

Nun, und doch, bei Alle dem ist seltsamer Weise die Geistlichkeit schwach. Das wird sich von morgen ab zeigen, sobald sie am Staate keine Stütze mehr hat. Schon heute zeigt es sich.

---

*) Man wird in diesem Bande nicht ein einziges Wort finden, über die seltsame Frage, ob diejenigen, welche die Mädchen haben, auch die Söhne bekommen sollen, ob sie auch noch ihr furchtbares Monopol erweitern sollen, ob Frankreich seine Kinder den Unterthanen eines fremden Fürsten anvertrauen wird... Ich verlasse mich auf den gesunden Sinn der Kammern.

Mit diesen Waffen gerüstet und überdies mit einer thätigen Presse, welche der Clerus sich neuerdings zugelegt, heimlich in den Salons, den Journalen, den Kammern arbeitend, sind sie doch keinen Schritt vorwärts gekommen.

Warum kommt Ihr nicht weiter?... Wenn Ihr einen Augenblick aufhören wollt, zu schreien und zu gestikuliren, will ich es Euch sagen. Ihr seid zahlreich und lärmerisch, stark durch tausend materielle Mittel, Geld, Credit, Ränke, alle Waffen der Welt... nur in Einem seid Ihr schwach, in Gott!

Ereifert Euch hier noch nicht. Sprechen wir lieber verständig; versuchen wir, wenn Ihr Männer seid, zusammen zu prüfen, was Religion ist. Als geistige Menschen setzt Ihr sie wahrscheinlich nicht ganz und gar in materielle Dinge, Weihwasser und Weihrauch. Gott muß für Euch, wie für uns, ein Gott des Geistes, der Wahrheit, der Barmherzigkeit sein.

Der Gott des Wahren hat sich in diesen beiden letzten Jahrhunderten stärker offenbart als in den sechs vorhergegangenen. Durch wen ist diese Offenbarung geschehen? Nicht durch Euch, sondern

durch die, welche Ihr Laien nennt, und die die Priester des Wahren gewesen sind. Ihr könnt keine der großen Entdeckungen, keine der nachhaltigen Arbeiten aufweisen, die auf der Bahn der Wissenschaft bleiben.

Der Gott der Barmherzigkeit, der Billigkeit, der Menschlichkeit hat uns erlaubt, ein menschliches Recht an die Stelle des grausamen Rechts des Mittelalters zu setzen. Ihr erhaltet die Barbarei desselben aufrecht*). Dieses ausschließliche Recht unterdrückte den Widerspruch nur, indem es den Widersprechenden tödtete. Das unsrige läßt die Verschiedenheiten zu; aus den verschiedenen Tönen bildet es die Harmonie; es will nicht, daß der Feind sterbe, sondern, daß er Freund werde, daß er leben bleibe... — „Rettet die Besiegten**)," sagte Heinrich IV. nach der Schlacht von Ivry. — „Tödtet Alles," sagt Papst Pius V. zu den Soldaten, wel-

---

*) Man sehe unter andern die im 5ten Kapitel, Abth. II. dieses Werkes citirten Thatsachen.

**) Nicht blos Franzosen, sondern auch Schweizer. Discours véritable publié en 1590. (Mém. de la Ligne, IV, 246.)

che er vor der Bartholomäusnacht nach Frankreich sendet *).

Euer Prinzip ist das alte ausschließliche und menschenvertilgende, welches tödtet, wer ihm widerspricht. Ihr sprecht viel von der Barmherzigkeit; sie ist nicht schwer zu üben, wenn man, wie Ihr es thut, wohlweislich den Feind davon ausnimmt.

Der Gott, der in unseren Tagen in der Aufklärung der Wissenschaften, in der Milde der Sitten und in der Billigkeit der Gesetze erschienen ist, warum mißkennt Ihr ihn?

In dem Punkte liegt Eure Schwäche, weil Ihr gottlos seid! Ein Ding fehlt Euch unter allen, das ist die Religion.

Was den Ernst, ich wage zu sagen: die Heiligkeit der Jetztzeit ausmacht, ist das gewissenhafte Arbeiten, welches ohne Abschweifung das allgemeine Werk der Menschheit fördert und auf seine Kosten die Arbeit der Zukunft erleichtert. Unsere Ahnen

*) 1569. Er beklagte sich, sagt sein Lobredner, über seinen General: „Che non avesse il commendamento di lui osservato **d'ammazzar subito** qualunque heretico gli fosse venuto alle mani." Catena, Vita di Pio V. p. 85. (ed. Rom.) u. p. 55. (ed. Mantu.).

haben viel geträumt, viel disputirt. Wir, wir sind Arbeiter und deshalb ist die Furche, welche wir ziehen, gesegnet. Der Boden, den das Mittelalter uns voller Dornen hinterlassen, hat durch unsere Bemühungen eine so reiche Erndte gebracht, daß er schon die alte Brache einschließt und bald ganz herumwerfen wird, welche dem Pflug Halt zuzurufen schien.

Und weil wir Arbeiter sind, weil wir alle Abende ermüdet heimkehren, bedürfen wir mehr als andere der Ruhe des Herzens. Unser Haus muß wahrhaft unser heimischer Heerd sein und dieser Tisch unser Tisch; wir wollen nicht als Erholung bei uns zu Haus den alten Streit finden, der in der Wissenschaft und in der Welt schon geendet ist, unser Weib, unsre Tochter soll uns nicht eine Gardinenpredigt halten mit auswendig gelernten Worten eines andern Mannes.

Die Weiber folgen gern den Starken. Wie kommt es denn, daß sie hier den Schwachen folgen?

Es bedarf mancherlei Kunst, um den Schwachen Kraft zu verleihen. Diese hinterlistige Kunst, welche in Befangenmachen des Willens, Einschläferung, Beherrschung, Vernichtung desselben besteht, diese

Kunst ist es, welcher ich in diesem Buche nachgeforscht. Das siebzehnte Jahrhundert besaß sie in der Theorie, das unsrige setzt sie praktisch fort.

Usurpation giebt noch kein Recht. Und wer gar heimlich usurpirt, ist weder stärker noch besser. Muth allein und Verstand geben dem Starken ein Recht auf den Schwachen, gewiß nicht, um ihn schwächer zu machen, sondern, um ihn zu stärken.

Der moderne Mann, der Mann der Zukunft wird das Weib nicht den Einflüssen des Manns der Vergangenheit überlassen. Die Gewissensleitung des Letzteren ist, wie man sehen wird, eine Ehe, die mächtiger ist als die andere, eine geistige Ehe...... Aber wer den Geist hat, hat Alles.

Ein Weib heirathen, deren Seele ein Anderer hat, junger Mann, bedenke es, das heißt sich den Ehebruch miterheirathen.

So kann das nicht weiter gehen. Die Ehe muß wieder Ehe werden, der Mann sich das Weib in seinem Gedankengange des Fortschritts vertrauter zugesellen, als bisher geschehen, muß sie stützen, wenn sie müde wird, ihr behülflich sein, gleichen Schritt zu halten. Der Mann ist nicht unschuldig an dem, was er heute leidet, er muß sich also auch

anklagen. In unserer Zeit des glühenden Wetteifers und strenger Forschungen hat er in der Ungeduld, täglich der Zukunft entgegen zu gehen, das Weib zurück gelassen. Er hat sich vorwärts gestürzt und sie, sie ist zurückgegangen... Möge das nicht ferner geschehen! Nun, gebt Euch die Hand. Hört Ihr nicht, daß Euer Kind weint?... Vergangenheit und Zukunft suchtet Ihr auf verschiedenen Pfaden, aber vor Euch liegt's; Ihr findet die eine wie die andere vereinigt an der Wiege dieses Kindes.

Paris den 10. Januar 1845.

Meine Vorlesungen von 1844 werden bald unter dem Titel: Rom und Frankreich erscheinen.

Der Gegenstand dieses Werkes, auf welchen ich in zwei oder drei Stunden hingedeutet, hat dort nicht abgehandelt werden können. Er ist von zu inniger Natur.

Er bot die ernste Schwierigkeit dar, mit Schicklichkeit von einer Materie zu sprechen, in welcher unsere Gegner Beweise von unglaublicher Ungenirtheit abgelegt. Omnia munda mundis, das weiß ich

wohl. Indessen habe ich sie mir doch häufig lieber entschlüpfen lassen, wenn ich sie hielt, ehe ich ihnen in Schlamm und Unrath folgen wollte.

Erste Abtheilung. Die Gewissensleitung im siebzehnten Jahrhundert. Ich habe meine historischen Beweise nur von den reinsten und besten meiner Gegner geholt, nicht bei denen, die mir mehr Blößen gaben. Das siebzehnte Jahrhundert war dasjenige, wo ich schriftliche Zeugnisse finden konnte: es ist das einzige, das sich nicht gescheut hat, die Theorie der Direktion, der Gewissensleitung in's Licht zu stellen.

Ich hätte die Citate ins Unendliche vermehren können. Wer die Histoire de Louis XI. gelesen, weiß, welchen Werth ich auf die genaue Wahrheit der Einzelnheiten lege. Ich habe wenig citirt, genau, und sorgsam geprüft. Die Fälscher, die wir bei jedem Schritte unserer historischen Studien in flagranti delicto ertappen, sind sehr dreist, von Genauigkeit zu sprechen. Sie mögen nach Belieben sagen was sie wollen; niemals wird es ihnen gelingen, daß wir ihre Namen wegen ihrer Rechtschaffenheit bekannten Namen gegenüberstellen.

Zweite Abtheilung. Die Leitung im Allgemeinen und besonders im neunzehnten Jahrhundert. Eine ernste Untersuchung über die Zeitereignisse hat diese zweite Abtheilung zum Ergebniß gehabt. Ich habe gesehen, gehört, gefragt; habe die Zeugnisse abgewogen, sie mit einer großen Anzahl analoger Thatsachen verglichen, die ich seit längerer Zeit kannte. Diese älteren Thatsachen sowohl wie die neue Untersuchung, Alles habe ich vor der innern Jury geprüft, welche ich in mir trage.

Dritte Abtheilung. Von der Familie. Ich habe keinesweges den Anspruch gemacht, dieses weite Feld zu behandeln. Ich wollte blos zeigen, was die Ehe und die Familie in ihrer Wahrheit sind und wie die durch einen fremden Einfluß gestörte Häuslichkeit wieder befestigt werden kann.

Ich habe mit einem Worte an meine Gegner enden zu müssen geglaubt. Ich will gern (ganz im Widerspiel mit jenem Heiden) sagen: „O meine Feinde, es giebt keine Feinde." — Wenn dieses, gegen die Priester strenge Buch einige Wirkung auf die Zukunft haben sollte, so sind sie es gerade, denen ich nützlich gewesen. Mehrere unter ihnen haben es so beurtheilt und haben nicht angestanden, auf

unsere Fragen zu antworten... Ja, möchte dieses Buch, so schwach es auch ist, die Zeit näher herbeirücken, wo der Priester, wieder Mensch geworden, von einem künstlichen (heute absurden, unmöglichen) Systeme befreit, in die Natur zurückkehren und seinen Platz unter uns einnehmen wird.

Erste Abtheilung.

Von der Gewissensleitung im siebzehnten Jahrhundert.

Erstes Kapitel.

Fromme Reaction von 1600. Einfluß der Jesuiten auf die Weiber und Kinder. — Savoyen, die Waldenser; Gewaltthätigkeit und Sanftmuth. St. Franziskus de Sales.

Wer hat nicht im Louvre jenes anmuthige Gemälde des Guido gesehen, das die Verkündigung darstellt. Die Zeichnung ist incorrekt, die Farbe unnatürlich und doch der Effekt verführerisch. Man suche nicht die Gewissenhaftigkeit, die Strenge der alten Schulen *) und ebensowenig die junge und kräftige Hand der Meister der Renaissance darin. Das sechzehnte Jahrhundert ist schon vorüber und Alles ist verweichlicht. Die Figur, in der sich der Maler offenbar gefallen, der Engel, ist nach der Künstelei jener blasirten Zeit ein niedlicher Chorknabe, ein Sakristei-

*) Man vergl. im Museum des Louvre die Verkündigungen des Giusto di Allamagna, Lucas van Leyden, Vasari.

Cherubim. Er ist sechzehn, die Jungfrau achtzehn oder zwanzig Jahr alt. Diese keineswegs ideale Jungfrau und von schwächlicher Realität, ist nichts als eine junge italienische Dame, welche Guido in ihrem Hause im kleinen Betzimmer und auf einem bequemen Betstuhl, wie die Damen sie hatten, darstellt.

Wenn der Maler sich woran begeistert hat, so ist es nicht das Evangelium, sondern eher die frömmelnden Romane jener Zeit oder die Modepredigten, welche die Jesuiten in ihren koketten Kirchen vom Stapel ließen. Der Englische Gruß, die Heimsuchung, die Verkündigung waren der Lieblingsgegenstand, an dem man schon seit langer Zeit alle Phantasie der seraphischen Galanterie erschöpft hatte. Wenn man das Gemälde von Guido sieht, glaubt man den Bernardino zu lesen; der Engel spricht Latein wie ein junger gelehrter Jurist; die Jungfrau antwortet als wohlerzogene Dame in ihrem sanften Italienisch. („O alto signore, etc.“)

Dieses hübsche Gemälde ist demnach als charakteristisches Werk einer schon schlechten Epoche ein angenehmes und zartes Gebilde, welches die verdächtige Anmuth, den zweideutigen Reiz nur noch fühlbarer macht.

Denken wir daran, welche süßliche Formen die frömmelnde Reaction jener Zeit, der Zeit Heinrichs IV.,

annahm. Man ist ganz verwundert, nach dem Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts, nach den Kriegen und Blutbädern überall diese süße, feine Stimme flöten zu hören . . . die furchtbaren Prediger, die Mönche, welche bei den Processionen der Ligue die Muskete tragen, vermenschlichen sich plötzlich und sind mit einem Male mildherzig. Das geschieht, weil man wohl versuchen muß, diejenigen einzuschläfern, welche man nicht hat tödten können. Das Unternehmen war übrigens nicht so schwer. Alle Welt hatte Schlaf nach dieser großen Ermüdung der Religionskriege; jeder war von einem Kampfe ohne Ergebniß überanstrengt, in dem Niemand Sieger war; jeder kannte seine Partei und seine Freunde zu gut. Am Abende eines so langen Weges war kein noch so guter Fußgänger, der nicht verlangt hätte, auszuruhen; der unermüdliche Bearner selbst, der sich einschläferte wie die Andern, oder sie einschläfern wollte, gab ihnen das Beispiel und vertraute sich gutwillig den Händen des Pater Cotton und Gabriellens an.

Heinrich IV. ist der Großvater Ludwigs XVI., Cotton der Großonkel des Père La Cachaise: zwei Königthümer, zwei Dynastieen, die der Könige, die der jesuitischen Beichtväter. Die Geschichte der letzteren Dynastie würde sehr interessant sein. Sie herrschten das ganze Jahrhundert hindurch, diese liebenswürdigen Väter, indem sie absolvirten, ver-

ziehen, ein Auge zudrückten, ignorirten; sie kamen zu großen Resultaten durch die kleinsten Mittel, die kleinen Unterhandlungen, geheime Verträge, Hinterthüren und heimliche Treppen.

Die Jesuiten konnten allerdings sagen, daß sie als gezwungene Wiederhersteller der päbstlichen Autorität, d. h. als Aerzte eines Todten ihre Mittel nicht viel wählen konnten. Unwiderruflich in der Welt der Ideen geschlagen, wo anders konnten sie den Krieg aufnehmen, als auf dem Felde der Intrigue, der Leidenschaft, der menschlichen Schwächen.

Dort konnte ihnen Niemand wirksamer dienen als die Weiber. Wenn sie auch nicht mit den Jesuiten und für sie handelten, so waren sie ihnen indirect nicht minder nützlich, als Werkzeug und Mittel, als Gegenstand täglicher Verhandlungen und Zerwürfnisse zwischen dem Beichtenden und dem Beichtvater.

Die Tactik des Beichtvaters war nicht sehr von der der Geliebten verschieden; ihre beiderseitige Geschicklichkeit bestand darin, mitunter zu verweigern, hinauszuschieben, schmachten zu lassen, bös zu sein, aber nur mäßig und dann sich erweichen zu lassen aus zu großer Herzensgüte. . . Dieses kleine Manöver, das bei einem galanten und frommen Könige, der außerdem noch genöthigt war, an bestimmten Tagen zu communiciren, unfehlbar vor, brachte

häufig den ganzen Staat in den Beichtstuhl. Hatte man den König erst dort und hielt ihn fest, so mußte er auf die eine oder die andere Weise zu Willen sein. Er bezahlte seine Schwächen als Mensch mit politischen Schwächen. Die eine Liebschaft kostete ihn ein Staatsgeheimniß, mancher Bastard eine Ordonnanz. Bisweilen ließ man ihn sogar nicht ohne ein Pfand los; um eine Maitresse z. B. behalten zu dürfen, mußte er seinen Sohn Preis geben. Wie viel übersah der Pater Cotton Heinrich IV. nicht, um von ihm die Erziehung des Dauphins zu erlangen*).

Bei dem großen Unternehmen, überall den Mann vermittelst der Frau anzufassen und durch die Frau das Kind, trafen die Jesuiten auf mehr als ein Hinderniß, wovon eins besonders schwer war: ihr Ruf als Jesuiten. Sie waren schon zu sehr bekannt. Man kann in den Briefen des heiligen Carl Borromäus, der sie in Mailand eingesetzt und merkwürdig begünstigt hatte, lesen, daß er ihnen einen ränkesüchtigen, Zwietracht stiftenden, unter kriechenden Formen frechen Charakter zuschreibt. Ihre

*) Ein Meisterstück des Jesuiten war es, den leichtfertigsten Menschen in Frankreich, den Schäferpoeten Des Yveteaux zum Lehrer zu ernennen, indem er sich selbst die moralische und religiöse Erziehung vorbehielt.

Beichtkinder selbst, welche sie sehr bequem fanden, konnten doch nicht unterlassen, sie zu Zeiten zu verabscheuen. Die Einfältigsten sahen wohl, daß Leute, welche jede Meinung wahrscheinlich (probabilis) fanden, selbst keine haben müßten. Diese berühmten Kämpen des Glaubens waren Sceptiker in der Moral, weniger sogar noch als Sceptiker, denn der speculative Scepticismus könnte noch etwas Gefühl von Ehre zurücklassen; aber ein Zweifler in der Praxis, der zu einer Handlung ja sagt und zu der entgegengesetzten auch ja, muß stets in der Sittlichkeit Rückschritte machen und nicht blos alles Prinzip verlieren, sondern zuletzt auch das Herz.

Ihre Miene allein war ihre einzige Satyre. Diese Leute, welche so geschickt waren, sich zu verhüllen, verbreiteten einen Dunstkreis der Lüge um sich, sie war überall sichtbar und handgreiflich. Wie ein schlecht vergoldeter Messingknopf, wie die frommen Spielereien ihrer glänzenden Kirchen gaben sie auf hundert Schritte einen falschen Glanz: falsch im Ausdruck, im Tone, falsch in Geberde und Haltung, manierirt, übertrieben, häufig bis zum Uebermaaß beweglich. Diese Beweglichkeit unterhielt, aber sie machte auch vorsichtig. Sie konnten wohl eine Haltung erlernen, aber erlernte Anmuth, klug zweideutiges Benehmen, das schmiegsam und schlangenartig sich windet, sind nichts weniger als beruhigend. Sie bemühten sich, sich einfältig, demüthig, klein

und gutmüthig zu stellen . . . Die Grimasse verrieth sie aber.

Diese Leute mit zweideutigem Ansehen hatten indeß bei den Weibern ein Verdienst, welches Alles wieder gut machte: sie liebten die Kinder sehr. Keine Mutter, Großmutter oder Amme konnte ihnen mehr schmeicheln, verstand sich besser, um sie zum Lachen zu bringen, auf liebkosende spaßhafte Worte. In den Jesuiterkirchen sind die guten Heiligen der Gesellschaft, St. Xaver oder St. Ignatius, häufig als groteske Kinderwärterinnen gemalt, in ihren Armen das göttliche Püppchen*) haltend, wiegend und küssend. Auf ihren Altären, in ihren geschmückten Kapellen hat man gleichfalls zuerst angefangen, jene kleinen Paradiese unter Glas zu stellen, in denen die Weiber so gern das Kind von Wachs auf Blumen liegend, sehen. Die Jesuiten liebten die Kinder so sehr, daß sie sie gern alle hätten erziehen mögen. Niemand unter ihnen, so gelehrt er auch sein mochte, verschmähte es, Schulmeister zu sein, Grammatik zu lehren und den Kindern Deklinationen beizubringen.

Indessen gab es viele Leute, selbst unter ihren Freunden, ihren Beichtkindern, unter denen, die

---

*) Dieses Wort findet man auf jeder Seite des heil. Franziskus de Sales und anderer Schriftsteller jener Zeit.

ihnen ihre Seele anvertrauten, welche dennoch Anstand nahmen, ihre Söhne ihnen zu übergeben.

Sie würden viel weniger bei den Weibern und Kindern reussirt haben, wenn ihr gutes Glück ihnen nicht ein großes Kind, das klug und weise war, zum Bundesgenossen gegeben hätte, zum Bundesgenossen, der gerade Alles das hatte, was ihnen fehlte, um Vertrauen einzuflößen, eine anmuthige Natürlichkeit.

Dieser Freund der Jesuiten, der ihnen um so besser diente, als er selbst sich nicht zum Jesuiten machte, schuf naiver Weise zu Gunsten dieser Politiker, was sie stets gesucht hatten, die Art, den Ton, den wahren Styl der bequemen Frömmigkeit. Das Falsche könnte niemals nur den Schatten vom Leben bekommen, den es annehmen kann, wenn es niemals einen wahren Moment gehabt hätte.

Bevor ich von Franz von Sales spreche, muß ich erst ein Wort über den Schauplatz sagen, auf dem er handelt.

Die große Anstrengung der ultramontanen Reaction, um das Jahr **1600**, fand in den Alpen, in der Schweiz, in Savoyen statt. Man arbeitete thätig auf beiden Abhängen, nur wandte man daselbst ganz verschiedene Mittel an, man zeigte auf beiden Seiten zwei verschiedene Gesichter, das Engelsgesicht und das Thiergesicht; das letztere und zwar das wilde Thiergesicht in Piemont gegen die

armen Waldenser. In Savoyen und gegen Genf hin nahm man die Engelsmiene an, da man nicht gut etwas anderes als Sanftmuth gegen Bevölkerungen anwenden konnte, welche durch Verträge geschützt waren und die von den Speeren der Schweizer gegen Gewaltthätigkeiten vertheidigt worden wären.

Der römische Agent in diesen Gegenden war der berühmte Jesuit Antonio Possevino *) der Professor, der Gelehrte, der Diplomat, der Beichtvater der Könige des Nordens. Er organisirte selbst die Verfolgungen der Waldenser in Piemont und bildete, leitete seinen Schüler Franz von Sales an, durch Geschicklichkeit die Protestanten Savoyens zu gewinnen.

Soll ich von dieser furchtbaren Geschichte der Waldenser sprechen oder darüber schweigen? Davon sprechen, sie ist zu grausam. Niemand kann sie erzählen, ohne daß die Feder zaudert oder die Dinte beim Schreiben blaß wird **). Wenn ich indessen

*) Man sehe sein Leben von Dorigny, pag. 505: Bonneville vie de St. François pag. 19. u. s. w.

**) Man lese die Trilogie der großen Waldenser Historiker Gilles, Léger, Arnaud. — Dazu vergleiche man die ausgezeichneten Karten und bewundernswürdige Beschreibung des Landes, die man in dem 1. Bande der Geschichte des Herrn Muston findet. Als ich diesen Sohn der Märtyrer mit so viel Theilnahme bei mir aufnahm, war ich weit entfernt zu glauben, daß sein Buch voller Mäßigung, Vergebung und Vergessenheit ihn seines Vaterlandes berauben würde.

nichts davon sage, so wird man niemals das Abscheulichste des Systemes, die ränkevolle Politik fühlen, welche in ganz ähnlichen Fragen ganz entgegengesetzte Mittel anwandte; hier Grausamkeit, dort eine seltsame Milde.

Ein einziges Wort darüber und dann nichts mehr davon. Die grausamsten Henker waren Weiber, die Beichtkinder der Turiner Jesuiten, die Opfer waren Kinder! Im sechzehnten Jahrhundert vernichtete man sie; vierhundert Kinder wurden auf einmal in einer Höhle zusammen verbrannt; im siebzehnten Jahrhundert aber stahl man sie. Das Friedensedikt, welches den Waldensern im Jahre 1655 bewilligt wurde, verspricht als besondere Gnade, daß man nicht mehr ihre Kinder unter 10 Jahren fortführen wolle. Ueber dieses Alter hinaus aber ist es ihnen erlaubt, sie zu nehmen *).

Diese neue Art von Verfolgungen noch grausamer als die Niedermetzeleien charakterisirt die Zeit, in welcher die Jesuiten es unternahmen, sich überall der Erziehung der Kinder zu bemächtigen. Diese unerbittlichen Plagiarien **), welche sie ihren Müt-

*) Das Edikt sagt, daß kein Waldenser solle genöthigt werden können, katholisch zu werden: „N' ei figlioli potranno esser tolti alli loro parenti, mentre che sono in éta minore, cioe li maschi di dodici e le femine di dieci anni.“

**) Plagiarius bedeutet im ursprünglichen Wortverstande, wie man weiß, Kindesräuber.

tern entrissen, wollten nichts anderes, als sie nach ihrem Belieben erziehen, sie ihren Glauben abschwören lassen, ihnen Haß gegen ihre Familie einflößen, sie gegen die Ihrigen aufreizen.

Es war, wie gesagt, ein jesuitischer Professor Possevino, der um die Zeit, mit welcher wir uns eben beschäftigen, die Verfolgungen wieder erneuerte. Derselbe hatte, als er noch in Padua lehrte, den jungen Franziskus de Sales zum Schüler, der schon ein Jahr in Paris im Collegium von Clermont zugebracht hatte *). Er war aus einer jener Familien Savoyens, die sehr kriegerisch und sehr fromm waren, die so lange Zeit hindurch mit Genf Krieg geführt hatten. Zu dem Kriege der Verführung, den man damals beginnen wollte, hatte er alle Waffen: aufrichtige und zarte Frömmigkeit, lebendige und warme Rede, außerordentlichen Reiz von Güte, Schönheit und Anmuth. Wer hat diesen Reiz nicht

*) Die schöne Schilderung Sainte Beuve's, die gewiß Jedermann gelesen hat, erlaubt mir eine Menge Einzelheiten auszulassen, nur habe ich mit Schärfe auf den Einfluß hinweisen zu müssen geglaubt, welchen die Jesuiten auf diese Heiligen ausübten, und auf die Art, wie sie ihn ausbeuteten. Man sehe die Biographen, den Kapuziner Bonneville, den Feuillantiner Jean de St. François, den Minimen La Rivière, den Jesuiten Talon, Longueterre, den Bischof Meaupas du Tours und besonders die Briefe der Heiligen. Ich habe fortwährend die Ausgaben von 1833 vor mir gehabt.

in dem Lächeln der savoyischen Kinder gefunden, die so naiv und doch so verschmitzt sind.

Alle Gnade des Himmels war auf ihn herabgeströmt, wie wir glauben, da er in dieser schlechten Zeit, bei dieser schlechten Geschmacksrichtung, dieser schlechten Partei, mitten in der schlauen und falschen Welt, auf die er wirkte, dennoch der heilige Franziskus de Sales blieb. Alles was er gesagt oder geschrieben, ohne gerade vorwurfsfrei zu sein, ist anmuthig, voller Herz, voll origineller, genialer Kinderlieblichkeit, die, während sie lächeln macht, dennoch rührt. Ueberall sind es lebendige Quellen, die hervorsprudeln, Blumen und aber Blumen, kleine Bäche, welche dahingleiten, wie an einem schönen Frühlingsmorgen nach dem Regen. Vielleicht könnte man sagen, er beschäftige sich so sehr mit Verblümtheiten, daß es nicht mehr der Strauß einer Schäferin, sondern der einer Blumenhändlerin ist, wie seine Philothea sagen würde; er nimmt sie Alle, nimmt zuviel davon und in der großen Anzahl giebt es schlecht zusammengestellte und barocke Farben. Es ist der Geschmack der Zeit, muß man eingestehen, der savoyardische Geschmack insbesondere fürchtet nicht das Häßliche, eine jesuitische Erziehung macht das Falsche nicht hassenswerth.

Aber selbst wenn er nicht ein so anmuthiger Schriftsteller gewesen wäre, würde die merkwürdige Anziehungskraft, welche seine Person besaß, nicht

minder gewirkt haben. Sein blondes und sanftes Gesicht, das immer etwas Kindliches hatte, entzückt auf den ersten Blick; die kleinen Kinder auf dem Arme ihrer Wärterinnen, konnten, sobald sie ihn einmal gesehen hatten, die Augen nicht mehr von ihm abwenden, und er, er liebte sie gleichfalls sehr, er fuhr ihnen gern mit der Hand über das kleine Köpfchen. „Das ist mein kleiner Haushalt, sagte er, das ist mein Haushalt." Die Kinder liefen ihm nach, die Mütter folgten ihnen.

Dem Anscheine nach war im Grunde der gute Mann doch sehr schlau; wenn er den Nonnen diese oder jene kleine Lüge*) erlaubt, soll man glauben, daß er sie sich stets selbst versagt habe?... Wie dem auch sei, die wahre Lüge war weniger in seinen Worten als in seiner Stellung; er war Bischof, um mit seinem Beispiele voranzugehen, indem er die Rechte der Bischöfe dem Pabste opferte. Aus Liebe zum Frieden, um die Spaltungen der Katholiken mit einer anscheinenden Einigung zuzudecken, leistete er den Jesuiten den wesentlichen Dienst ihren Molina, der in Rom verklagt war, zu retten, er setzte es durch, daß der Pabst den Freunden und Feinden der Gnade Stillschweigen auferlegte.

---

*) Kleine Lügen, kleine Listen, kleine Ausreden. Man sehe z. B. seine Werke Tom. VII. pag. 196. 223. 342.

Dieser von Natur so milde Mann beschränkte sich indessen nicht auf Mittel der Sanftmuth und der Ueberredung. In seinem Bekehrungseifer rief er minder ehrenwerthe Mittel zu seinem Beistande herbei, das Interesse, Geld, Aemter und endlich Ansehen und Furcht; er ließ den Herzog von Savoyen von Dorf zu Dorf gehen und rieth ihm endlich die Letzten, welche sich weigern würden, ihren Glauben abzuschwören, aus dem Lande zu jagen *). Das Geld, welches in diesem armen Lande sehr viel vermochte, schien ihm ein so natürliches und so unwiderstehliches Mittel, daß er sogar bis nach Genf ging, um den alten Theodor de Beza zu erkaufen, und ihm von Seiten des Pabstes 4000 Thaler Pension anbot.

Es ist ein merkwürdiger Anblick, ihn, den Bischof und Titularfürsten von Genf um die Stadt herumgehen zu sehen, sie belagern, gegen sie durch Savoyen, durch Frankreich einen Verführungskrieg zu organisiren. Das Geld, die Intriguen gnügten nicht dazu. Es bedurfte eines sanfteren Reizes, um diesen unzugänglichen Gletscher von Logik und Kri-

*) Nouvelles lettres inédites, publié par Mr. Datta 1835 Tom. I. p. 247. Man sehe auch im Betreff der Intoleranz des heil. Franziskus pag. 130, 131, 136, 141, u. Tom. IV. der Werke p. 335, die Verpflichtung für die Könige, alle Feinde des Pabstes mit dem Schwerte zu treffen.

tik zu erweichen und zu schmelzen. Frauenklöster werden begründet, um die Neubekehrten anzuziehen und aufzunehmen, um ihnen einen mächtigen Köder der Liebe und des Mysticismus anzubieten. Diese Klöster sind berühmt geblieben durch die Namen der Frauen Chantal und der Madame Guyon. Die Erstere begann hier die weiche Frömmelei der Visitation, die Zweite schrieb ihr kleines Buch von den Strömen, welches seine Begeisterung von Charmettes, La Meillerie und Clarens empfangen zu haben schien, wie Rousseau's Julie, die gewiß minder gefährlich ist.

Zweites Kapitel.

Sanct Franziskus de Sales und Frau von Chantal. Die Visitation. — Quietismus. Ergebnisse der frommen Gewissensleitung.

Sanct Franziskus de Sales war in Frankreich sehr beliebt und besonders in den Burgunden, welche seit der Ligue einen starken Gährungsstoff religiöser Leitung in sich behalten hatten. Das Parlament von Dijon bat ihn, hin zu kommen und zu predigen. Er wurde von seinem Freunde André Fremiot beherbergt, der, anfänglich Parlamentsrath, Erzbischof von Bourges geworden war. Sohn eines in Dijon sehr geachteten Präsidenten, war er der Bruder der Frau von Chantal und folglich Großonkel der Frau von Sevigny, der Enkelin der Letzteren *).

Die Biographen des heil. Franziskus und der Frau von Chantal nehmen mit wenig Wahrscheinlichkeit an, um die Begegnung romantischer und wun-

*) Man sehe die Biographie der Frau v. Chantal, den Jesuiten Fichet, den Bischof Meaupas und besonders die leider unvollständ. Briefe 3 Bde. in 12. 1753.

derbarer zu machen, daß sie sich nicht gekannt und kaum von einander hätten sprechen hören; sie hätten sich blos in ihren Träumen und in ihren Visionen gesehen. Bei dem Fasten, welche der Heilige in Dijon predigte, fiel sie ihm unter allen Damen auf, und als er von der Kanzel stieg, erkundigte er sich: „Wer ist diese junge Wittwe, welche so aufmerksam dem Worte Gottes zuhörte.“ „Es ist meine Schwester, sagte der Erzbischof, die Baronin Chantal.“ Sie war damals (1604) 32 Jahr alt, der heilige Franz 37, sie war also 1572 im Jahre der Bartholomäusnacht geboren. Von Geburt auf hatte sie etwas Strenges, aber leidenschaftlich Heftiges. Sie war erst 6 Jahr, als ein hugenottischer Edelmann ihr Bonbons gab und sie dieselben ins Feuer warf. „Mein Herr, so werden die Ketzer in der Hölle brennen, weil sie nicht glauben, was unser Herr gesagt hat. Wenn Sie dem Könige abtrünnig würden, würde mein Papa Sie hängen lassen; wie schlimm ist es also, unsern Herrn so sehr zu verläugnen!“ Bei aller ihrer Frömmigkeit und Leidenschaft, war sie doch ein sehr positiver Geist. Sie hatte das Haus und das Vermögen ihres Mannes sehr gut verwaltet, verwaltete das Vermögen ihres Vaters und ihres Schwiegervaters sehr weise und blieb bei dem Letzteren, der sonst nicht seine Besitzungen den jungen Kindern der Frau von Chantal hinterlassen haben würde. Es ist reizend, die leben-

digen und anmuthigen Briefe zu lesen, mit welchen die Correspondenz des heil. Franziskus de Sales mit „seiner lieben Schwester und Tochter" sich eröffnet. Es giebt nichts Reineres, Keuscheres, aber auch, warum sollen wir es nicht sagen, nichts Glühenderes. Es ist merkwürdig die unschuldigen Künste zu beobachten, die Liebkosungen, die zarten und erfindungsreichen Schmeicheleien, mit denen er die beiden Familien Fremiot und Chantal umgiebt. Erstens den Vater, den guten Präsidenten Fremiot, der in seiner Bibliothek anfängt, sich mit frommer Lectüre zu beschäftigen und an sein Seelenheil denkt, dann den Bruder, den frühern Rath, jetzigen Erzbischof von Bourges. Er schreibt ausdrücklich für ihn eine kleine Abhandlung über die Art zu predigen; er vernachlässigt keineswegs den Schwiegervater, den rauhen Baron von Chantal, einen alten Ueberständer aus den Kämpfen der Ligue, der das Hauskreuz seiner Schwiegertochter ist. Aber von allen macht er den kleinen Kindern am meisten den Hof; er hat tausend Zärtlichkeiten für sie, tausend innige Liebkosungen, wie sie das Herz eines Weibes, einer Mutter kaum gefunden hätte. Er betet für sie und will, daß die Kleinen ihn auch in ihr Gebet einschließen.

Eine einzige Person in diesem Hause ist schwer zu zähmen, der Beichtvater der Frau von Chantal. Man kann aus diesem Kampfe des Gewissensrathes

gegen den Beichtvater lernen, wie viel Geschicklichkeit, umsichtige Schonung und List in einem eifrigen Willen vorhanden sind. Dieser Beichtvater war eine fromme Persönlichkeit, aber bornirt, von schwachem Geiste und kleinlicher Lebensrichtung. Der Heilige will sein Freund werden, er unterwirft im Voraus den Rath, welchen er wird geben können, seiner Erleuchtung. Er beruhigt auf geschickte Weise Frau von Chantal, welche nicht ohne Gewissensbisse über ihre geistige Untreue ist und da sie sich auf einem so angenehmen sanften Abhange sieht, fürchtet, den rauhen Weg des Seelenheils verlassen zu haben. Er schont diese Scrupel, um sie besser zu heben, und als sie ihn fragt, ob sie dieselben dem Beichtvater mittheilen soll, giebt er ihr fein zu verstehen, daß sie sich davon dispensiren könne. Er erklärt als wahrer Sieger, der nichts zu fürchten hat, daß ganz im Gegensatze zu dem andern, der unruhig, ärgerlich, eifersüchtig ist, und allein befehlen können will, er sie zu nichts verpflichte, sie ganz und gar frei lasse. Keine Verpflichtung außer etwa christliche Freundschaft, deren Band vom heiligen Paulus das Band der Vollkommenheit genannt wird. Alle andere Bande sind zeitliche, selbst das des Gehorsams; aber das der Liebe wird mit der Zeit stärker, es ist von der Bitterkeit des Todes ausgenommen. Die Neigung ist stark wie der Tod, sagt das Hohelied.

Er sagte ihr übrigens mit vieler Naivetät und vielem Schwunge: „Ich füge nicht ein Körnchen zu der Wahrheit hinzu, ich spreche vor Gott von meinem Herzen und dem ihrigen: jede Neigung hat ihre besondere Unterschiedenheit von andern, die, welche ich zu Ihnen hege, besitzt eine Eigenthümlichkeit, die mich unendlich tröstet und, um es ganz zu sagen, mir außerordentlich nützlich ist. Ich wollte nicht so weit gehen; aber ein Wort führt das andere herbei und dann denke ich, daß sie wohl zurückhaltend damit sein werden" (14. Oct. 1604).

Von diesem Augenblicke an hat er sie stets vor Augen, er verknüpft sie nicht blos mit seinen frommen Gedanken, sondern wunderbarer Weise auch mit den Handlungen des Priesters. Im Allgemeinen schreibt er ihr vor oder nach der Messe; an sie, an ihre Kinder denkt er, wie er sagt, im Augenblicke **der Communion.** Sie thun an denselben Tagen Buße und communiciren, obwohl von einander getrennt, doch zusammen; er opfert sie Gott, wenn er ihm seinen Sohn darbietet*).

Dieser seltene Mensch, bei dem eine solche Ver-

*) „Ich biete Sie und Ihr Wittwenherz und Ihre Kinder alle Tage unserm Herrn an, wenn ich ihm seinen Sohn darbiete." (1. November 1605) — Der Herr weiß, ob ich seit meiner Abreise aus Ihrer Stadt ohne Sie communicirt habe (21. November 1604) Werke tom. VIII. p. 211, 272 u. s. w.

einigung niemals einen Augenblick nur die Heiterkeit trübte, konnte indessen bald gewahr werden, daß die Seele der Frau von Chantal weit entfernt war, eben so ruhig zu sein. Sie war eine starke Natur, ein tiefes Gemüth. Das Volk, die Bourgoisie, die ernsten Robenfamilien aus denen sie abstammte, brachten einen schrofferen aber aufrichtigeren und wahreren Geist mit in die Welt als die zierlichen und edlen Geschlechter, die sich im 16. Jahrhundert aufgenutzt hatten. Die Zuletztgekommenen waren frisch, man findet sie überall eifrig und ernsthaft, in Briefen, im Kriege, wie in der Religion; sie machen alles Ernste und Heilige aus, was das 17. Jahrhundert besitzt. Wenn Frau von Chantal auch eine Fromme war, so existirten für sie doch nicht minder die Abgründe einer unbekannten Leidenschaft. —

Sie hatten sich kaum seit zwei Monaten verlassen, als sie ihm schrieb, daß sie ihn wieder sehen wolle, und in der That, sie kamen auf halbem Wege zusammen in der Franche Comté bei der berühmten Wallfahrt von St. Claude. Dort war sie glücklich, dort schüttete sie ihr ganzes Herz aus, beichtete ihm zum erstenmale und legte in seine Hände das Gelübde des Gehorsams ab, das man so gern in geliebte Hände ablegt.

Noch sind keine sechs Wochen vorüber, so schreibt sie ihm, daß sie ihn wieder sehen will. Es ist lau-

ter Sturm und Versuchung in ihr, sie ist von Dunkel, von Zweifeln selbst über den Glauben umgeben, sie hat keine Kraft mehr zum Wollen, sie möchte fliegen und ach! hat keine Flügel!... und mitten in diesen großen und traurigen Empfindungen scheint diese ernste Person ein wenig kindisch, sie wünscht, daß er sie nicht mehr Madame nenne, sondern meine Schwester, meine Tochter, wie er es sonst that.

Anderswo sagt sie das düstere Wort: „Es giebt etwas in mir, was niemals befriedigt worden ist" (21. Nov. 1604).

Das Benehmen des Heiligen verdient bemerkt zu werden. Dieser sonst so kluge Mann will hier nur halb vorstehen. Weit entfernt, Frau von Chantal in das religiöse Leben hinein zu ziehen, welches sie ganz in seine Hand gegeben hätte, versucht er es, sie in ihrer Stellung als Mutter, als Tochter, bei ihren Kindern, bei den beiden Greisen, deren Mutter sie gleichfalls ist, zu befestigen. Er beschäftigt sie mit ihren Pflichten, ihren Geschäftsangelegenheiten, ihren zu bezahlenden Schulden. Was ihren Zweifel anbetrifft, so soll sie darüber weder nachdenken noch Betrachtungen anstellen. Bisweilen soll sie gute Bücher lesen und als solche räth er ihr einige mystische Tractate an. Wenn die Eselin widerspenstig ist (er bezeichnet so das

Fleisch, die Sinnlichkeit), so kann man ihr mit einigen züchtigenden Streichen schmeicheln.

Er scheint zu jener Zeit sehr gut gefühlt zu haben, daß die Annäherungen zwischen zwei von Herzen so einigen Personen, nicht ohne Mißlichkeit seien. Auf die Bitten der Frau von Chantal antwortet er mit Vorsicht: „Ich bin hier an Händen und Füßen gefesselt, und was Sie anbetrifft, meine gute Schwester, schreckt Sie die Unbequemlichkeit der früheren Reisen nicht ab?" Das ist im October kurz vor der im Jura und in den Alpen sehr rauhen Jahreszeit geschrieben: „Zwischen hier und Ostern werden wir uns sehen."

Um diese Zeit besuchte sie ihn bei seiner Mutter, und als sie darauf allein nach Dijon zurückkehrte, wurde sie sehr krank. Zu jener Zeit mit Controversen beschäftigt, scheint er sie etwas zu vernachlässigen. Er schreibt immer weniger und empfindet wahrscheinlich das Bedürfniß diesen schnellen Gang zu hemmen. Für sie vergeht das ganze Jahr 1605 unter Versuchungen und Zweifeln, sie weiß am Ende nicht mehr, ob sie sich bei den Carmeliterinnen begraben oder wieder verheirathen soll.

Eine große religiöse Bewegung machte sich damals in Frankreich geltend. Dieselbe war sehr wenig freiwillig, sehr vorausbedacht, sehr künstlich herbeigeführt, aber dennoch in ihren Ergebnissen ungeheuer. Die reichen, mächtigen Roben und Finanzfamilien

gaben aus Eitelkeit und Eifer den Impuls dazu. Neben dem Oratorium, das von Cardinal Berull gestiftet wurde, begründete eine seltsam thätige und eifrige Frau, eine in die ganzen frommen Ränke verwickelte heilige Madame Acarie (die selig gesprochene Marie von der Incarnation), die Carmeliterinnen in Frankreich, die Ursulinerinnen in Paris. Die leidenschaftliche Strenge der Frau von Chantal trieb sie zu den Carmelitern hin, sie berieth sich manchmal mit einem der Superioren, der Doctor der Sorbonne war*). St. Franziskus de Sales empfand die Gefahr und versuchte nicht mehr zu kämpfen; er nahm nun Frau von Chantal an. In einem reizenden Briefe giebt er ihr im Namen seiner Mutter seine junge Schwester zu erziehen.

So lange sie dieses theure Pfand hatte, schien sie etwas ruhiger zu sein; aber sie verlor es bald. Dieses so geliebte und so von ihr gehegte Kind starb in ihren Armen. Sie kann im Uebermaße ihres Schmerzes dem Heiligen es nicht verhehlen, daß sie Gott gebeten, sie an des Kindes Stelle sterben zu lassen, sie hat sogar gebeten, eines ihrer eignen Kinder dafür zu sich zu nehmen.

Dies begab sich im November 1607. Drei Monate darauf finden wir in den Briefen des Heiligen

*) Siehe St. Franziskus' Werke tom. VIII. p. 336 Apr. 1606; und Tabaraud, Leben Berulls I, 57, 58, 95, 141.

den ersten Gedanken, endlich eine so erprobte Person an sich heranzuziehen, die ihm auch übrigens ein Werkzeug der Absichten Gottes schien.

Die außerordentliche Lebhaftigkeit, ich möchte sagen die Gewalt, mit welcher Frau von Chantal Alles aufgab, um einem mit so viel Zurückhaltung gegebenen Impulse zu folgen, beweist nur zu sehr, wie viel Leidenschaft in diesem glühenden Herzen war. Eine große Schwierigkeit bestand darin, die beiden alten Leute, ihren Vater und ihren Schwiegervater, und ihren Sohn selbst zurückzulassen, der, wie man sagt, sein Lager auf der Thürschwelle nahm, um sie am Fortgehen zu hindern. Der alte gute Herr Fremiot wurde weniger durch seine Tochter, als durch die Briefe des Heiligen gewonnen, dessen Einmischung sie herbeigeführt hatte. Wir besitzen noch den resignirten, aber ganz in Thränen gebadeten Brief, in welchem er seine Zustimmung giebt. Diese Resignation scheint übrigens nicht lange angehalten zu haben, denn ein Jahr darauf starb er.

So hat sie also ihren Sohn und ihren Vater beseitigt; sie kommt nach Annecy. Was würde daraus entstanden sein, wenn der Heilige für diese mächtige Flamme, die er zu sehr, mehr als er selbst wollte, angefacht hatte, wenn er für sie keine Nahrung gefunden.

Am Tage nach Pfingsten ruft er sie nach der Messe: „Nun, meine Tochter, jetzt habe ich mich entschlossen, was ich mit Ihnen beginnen will.“ — „Und ich bin entschlossen, Ihnen zu gehorchen.“ Und sie warf sich aufs Knie. „Sie müssen in das Kloster der heiligen Clara treten.“ „Ich bin bereit dazu,“ sagt sie. „Nein, Sie sind nicht kräftig genug; Sie müssen barmherzige Schwester im Hospital von Beaune werden.“ — „Alles was Ihnen gefällt.“ — „Auch das will ich nicht; werden Sie Carmeliterin.“ — So prüfte er sie auf verschiedene Weise und fand sie stets gehorsam: „Nun, sagte er, nichts von dem Allen, Gott beruft Sie zum Orden der Heimsuchung (Visitation).“

Die Visitation hatte Nichts von der Strenge der alten Orden; der Gründer selbst sagt, daß es fast kein Orden sei. Keine lästige Ausübung, keine Vigilien, wenig Fasten, ein wenig Hochamt, kurze Gebete, kein Verschluß, (im Anfang); die Schwestern gingen in Erwartung der Heimsuchung des göttlichen Gatten, um ihn in seinen Armen, seinen Kranken zu besuchen, welche seine lebendigen Glieder sind. Nichts war besser ersonnen, um den inneren Sturm zu beschwichtigen als dieses Gemisch von thätiger Barmherzigkeit. Frau von Chantal, welche erst eine gute Familienmutter, eine kluge Hausfrau gewesen, war glücklich, selbst in dem mystischen Leben die Nutzbarmachung ihrer öconomischen

und positiven Fähigkeiten zu finden, sich dem mühevollen Geschäft der Begründung eines großen Ordens zu widmen, unter der Leitung eines geliebten Geistes von Stift zu Stift zu reisen. Das war ein doppelter Zug der Weisheit des Heiligen; er benutzte sie und entfernte sie zugleich.

Man muß indessen gestehen, daß bei aller dieser Klugheit das Glück, zu demselben Zwecke beizutragen, zusammen zu begründen, zusammen zu schaffen, die Neigung nur verstärkte. Es ist merkwürdig zu sehen, wie sie das Band, indem sie es lockern wollen, nur fester schlingen. Rührender Widerspruch: zu derselben Zeit, wo er ihr vorschreibt, sich von demjenigen loszusagen, der ihre Amme gewesen, betheuert er, daß diese Amme ihr niemals entstehen solle. An demselben Tage, wo seine Mutter stirbt, schreibt er ihr folgende starke Worte: „Ich spreche zu Ihnen, Ihnen sage ich es, der ich den Platz dieser Mutter in meinem Gedächtniß bei der Messe gegeben, ohne Ihnen den zu nehmen, welchen Sie hatten; denn das habe ich nicht thun können, so fest halten Sie, was Sie in meinem Herzen besitzen und auf diese Weise nehmen Sie nun darin den ersten und letzten Platz ein!"

Ich glaube nicht, daß ein stärkeres Wort jemals dem Herzen an einem feierlichen Tage entschlüpft ist, wie mußte dasselbe brennend in ein schon ganz

von der Leidenschaft schmerzlich durchzucktes Herz dringen!... Wie kann er sich da wundern, wenn sie darauf ihm schreibt: „Bitten Sie Gott, daß ich Sie nicht überlebe!" Sieht er nicht, daß er in jedem Augenblicke verwundet und durch die Heilung nur neue Wunden schlägt?

Die Klosterfrauen der Heimsuchung, welche einige Briefe ihrer Stifterin *) veröffentlicht, haben kluger Weise viele unterdrückt, welche, wie sie selbst sagen, „sich nur dazu eignen, in dem Schranke der Milde bewahrt zu werden." Es bleiben indessen noch genug, um die tiefe Wunde zu sehen, welche sie bis ins Grab mitnahm.

Da die Visitation weder durch thätige Barmherzigkeit, die man ihr bald verbot, unterstützt wurde, noch durch geistige Cultur, welche das Leben des Paraklet und anderer Klöster des Mittelalters aus-

*) Ich habe in keiner Sprache etwas Leidenschaftlicheres, Stürmischeres, Naiveres und doch Subtileres gelesen als einen Brief der Frau von Chantal „über die Begierde und den Schmerz der Entsagung." Man begreift, daß hier eine Seele spricht, welche sich bestrebt, ihre theuerste Neigung auszurotten. — Dieser Brief verdankt es wahrscheinlich seiner Dunkelheit, daß er nicht von den Visitandinen proscribirt worden ist. Lettres de Mme de Chantal, tom. I. p. 27. 30. — Man vergleiche einen andern Brief derselben in den Werken des heil. Franziskus, t. X. p. 139. August 1619.

gemacht hatte, so blieb ihr, wie es scheint, Nichts als eine mystische Ascese. Aber die Mäßigung des Stifters, ganz der Lauheit der Zeit angemessen, hatte aus dem neuen Institute die Strenge der alten Orden verbannt, jene grausamen Uebungen, welche die Sinne tödteten, weil den Körper selbst.... Also keine Thätigkeit, kein Studium, keine Strenge! In dieser Leere zeigten sich von Anfang an zwei Dinge: erstens der kleinliche Geist, der Geschmack an kleinen Gebräuchen, bizarren Andächteleien: so zum Beispiel ätzte sich die Frau von Chantal den Namen Jesu auf dem Busen ein. Andererseits eine Anhänglichkeit ohne Regel, ohne Maaß und Grenze an den Direktor, geistlichen Leiter.

In Allem, was den heiligen Franz von Sales anbetrifft, zeigt sich die Heilige sehr schwach; nach seinem Tode redet sie irre und läßt sich von Traumgebilden, Visionen beherrschen. Sie glaubt in den Kirchen in den himmlischen Wohlgerüchen, welche nur sie riecht, den theuern Gegenwärtigen zu erkennen. Sie bringt ihm ein kleines Buch an's Grab, das aus Allem zusammen gestellt ist, was er über die Visitation geschrieben oder gesagt hat, „indem sie ihn bittet, wenn sich darin etwas seinen Absichten Widersprechendes befände, es auslöschen zu wollen."

Im Jahre 1631, zehn Jahre nach dem Tode des heiligen Franziskus de Sales öffnete man feier-

lich sein Grab und fand seinen Körper noch ganz erhalten. „Er wurde in die Sakristei des Klosters gestellt, wo gegen neun Uhr Abends, als Alles fort war, sie ihre Gemeinschaft hinführte und neben dem Körper in einer Verzückung der Liebe und der Demuth sich dem Gebete hingab... Da es verboten war, ihn zu berühren, gab sie einen ausgezeichneten Beweis von Gehorsam, indem sie sich enthielt, ihm die Hand zu küssen. Als sie am anderen Morgen die Erlaubniß erhalten, bückte sie sich, um die Hand des Seligen auf ihren Kopf zu legen, derselbe streckte sie aus, als ob er noch am Leben sei, und drückte sie mit väterlicher und zärtlicher Liebkosung; sie fühlte sehr deutlich diese übernatürliche Bewegung... Man bewahrt noch heute als eine doppelte Reliquie den Schleier, den sie damals trug.

Mögen Andere in Verlegenheit sein, den wahren Namen dieses ehrenwerthen Gefühles aufzufinden, möge eine falsche Zurückhaltung sie hindern; mögen sie dasselbe kindliche Liebe, brüderliche Liebe nennen. Wir, wir nennen es einfach mit einem Namen, den wir für heilig halten; wir nennen es Liebe!

Wir müssen dem Heiligen selbst glauben, wenn er versichert, daß dieses Gefühl mächtig zu seinem geistigen Fortschritte beitrug. Indessen genügt das nicht; wir müssen sehen, welchen Einfluß es auf Frau von Chantal hatte.

Die ganze Doctrin, die man aus den Schriften des heiligen Franziskus de Sales ziehen kann, würde neben vielen vortrefflichen Rathschlägen, dennoch sich in die Worte zusammen drängen lassen: Lieben, Warten.

Die Heimsuchung des göttlichen Gatten erwarten. Weit entfernt, Handlung oder Willen zum Handeln anzurathen, fürchtet er die Bewegung sogar bis zu dem Punkte, daß er das Wort Vereinigung mit Gott ausschließt, das eine Regung zur Vereinigung in sich fassen würde; er will, daß man Einheit sage; man muß in der liebenden Gleichgültigkeit bleiben.... „Ich will wenig," sagt er; „was ich will, will ich auch nur sehr wenig. Ich habe fast keine Wünsche; aber wenn ich wiedergeboren werden könnte, möchte ich gar keine haben. Wenn Gott zu mir käme, ginge ich auch zu ihm; wenn er nicht zu mir kommen wollte, würde ich bleiben und ihm nicht entgegen gehen."

Diese Abwesenheit der Wünsche schließt sogar den Wunsch nach Tugend aus. Dies ist die letzte Grenze, zu welcher der Heilige kurz vor seinem Tode zu kommen scheint. Er schreibt am 10. August 1619: „Sagen Sie, daß Sie auf alle Tugenden verzichten, und nur welche wollen, falls Gott sie Ihnen geben will, daß Sie eben so wenig Sorge darauf wenden wollen, sie zu erlangen, falls es nicht seiner Güte gefällt, Sie zum Werkzeug derselben zu machen."

Wenn der eigene Wille in solchem Grade verschwindet, was soll dann an die Stelle treten? Der Wille Gottes wahrscheinlich.... Vergessen wir nur nicht, daß, wenn dieses Wunder sich begiebt, daraus ein Zustand unerschütterlichen Friedens, unwandelbarer Kraft entsteht. An diesem Zeichen, an keinem anderen müssen wir ihn erkennen.

Frau von Chantal zeigt uns selbst, daß die Wirkung eine ganz entgegengesetzte war. Obgleich man ihre Lebensgeschichte geschickt behandelt, ihre Briefe verstümmelt hat, bleibt doch noch genug, um zu sehen, in welchem Sturme von Leidenschaften sie ihr Leben verbracht hat. Das ganze Leben, ein langes Leben, ganz mit positiven Sorgen, Stiftungen, Verwaltungen beschäftigt, bewirkt keine Beruhigung bei ihr; die Zeit reibt sie auf und schwächt sie ohne etwas an dem inneren Dulderthume zu ändern. Sie endet mit dem Geständnisse in ihren letzten Tagen: „Alle Leiden, welche ich während des Laufes meines Lebens erduldet, sind nicht zu vergleichen gewesen mit den Qualen, welche ich jetzt ausstehe, da ich so weit gekommen bin, daß Nichts mich befriedigen, mir Linderung verschaffen kann als das einzige Wort: der Tod...."

Für mich wäre es nicht nöthig gewesen, daß sie es selbst sagte; ich hätte es ohne sie gefunden. Dieses ausschließliche Cultiviren der Empfindlichkeit, welche Tugenden sie auch veredeln mögen, hat die

unfehlbare Wirkung, die Seele zu trüben, sie im höchsten Grade schwach und leidend zu machen. Nicht ungestraft läßt man in der Liebe den Willen untergehen, der die Kraft des Menschen ausmacht, die Vernunft, die seinen Frieden begründet.

Ich habe an einem anderen Orte*) von den seltenen, aber sehr schönen Beispielen gesprochen, welche das Mittelalter in seinen gelehrten Klosterfrauen gab, die Frömmigkeit und Wissenschaft vereinigten. Diejenigen, welche sie so ausbildeten, fürchteten augenscheinlich nicht, in ihnen die Vernunft und den Willen zu entwickeln. Die Wissenschaft macht die Seele unruhig, sagt man, und wißbegierig und entfernt sie von Gott.... Als ob es eine Wissenschaft gäbe, die nicht in ihm läge, als ob das in der Wissenschaft reflektirte göttliche Licht nicht eine Tugend der Heiterkeit, eine Macht habe zur Beruhigung der Herzen, indem sie ihnen den Frieden der ewigen Wahrheiten mittheilt, der unzerstörbaren Gesetze, welche noch existiren werden, wenn die Welten nicht mehr bestehen!

In Bezug auf das Alles, wen klage ich an? Den Menschen? Das wolle Gott nicht! Blos die Methode.

*) In einem Fragmente über die Erziehung der Weiber im Mittelalter, das hinter meine Introduction à l'histoire universelle, 3e édition 1844, wieder abgedruckt wurde.

Diese Methode, welche man Quietismus genannt hat, als man sie in ein System brachte und die, wie man gleich sehen wird, im Allgemeinen die der religiösen Gewissensleitung ist, besteht in nichts Anderem als der Entwickelung unserer Passivität, unseres Trägheitsinstinkts; das Ergebniß ist auf die Länge die Aufhebung des Willens, die Vernichtung dessen, was eben den Menschen ausmacht.

St. Franziskus de Sales war, wie es scheint, Einer von denen, die am besten in einem Systeme des Todes Leben bewahren konnten. Nichtsdestoweniger ist er es, der so aufrichtig, so rein ist, welcher das System zu jener Zeit einführt. Er öffnet dem siebzehnten Jahrhundert das Thor der passiven Mittel und Wege.

Wir stehen vor der Dämmerung des Jahrhunderts in der Frische des Morgens, und der Wind weht von den Alpen. Und doch sehe man, wie Frau von Chantal schwach wird und schwer athmet... wie soll es am Abende werden?

Der gute heilige Mann schildert sich in einem reizenden Briefe auf dem Genfer See „in einem kleinen Kähnchen," von der Vorsicht geführt, „dem Steuermann ganz gehorsam, der ihm verbietet, sich zu rühren und erfreut darüber, daß er nur ein drei Finger dickes Brett zur Stütze habe." Das Jahrhundert ist mit ihm in den Kahn gestiegen und unter dieser liebenswürdigen Leitung schaukelt es auf Klip-

pen; diese tiefen Wasser, Ihr werdet es später sehen, sind die des Quietismus, und wenn Euer Auge durchdringend ist, seht Ihr in dem durchsichtigen Abgrunde schon Molinos*).

---

*) Das Prinzip ist dasselbe bei St. Franziskus de Sales und allen Quietisten, in welchem Grade sie es auch seien; es ist die Vernichtung des Willens als Ideal der Vollkommenheit hingestellt. St. Franziskus empfiehlt nicht die Vernichtung für den gewöhnlichen Zustand der Seele; die Anderen wollten, daß dieser Zustand, welcher der der Vollkommenheit ist, gewöhnlich werde, wenn möglich (Fénélon) oder sogar perpetuell (Molinos). — Bossuet sucht und findet in St. Franziskus einige seiner Doktrin entgegenstehende Stellen; sie beweisen blos, daß der Heilige nicht consequent ist. —

Drittes Kapitel.

Vereinzelung des Weibes. Bequeme Frömmigkeit. Weltliche Theologie der Jesuiten in Rom. Benutzung des Weibes und des Kindes. Dreißigjähriger Krieg 1618—1648. — Galante Frömmigkeit. Frömmelnde Romane. Casuisten.

Bisher haben wir von einer seltnen Ausnahme gesprochen, von einem Weibe, deren Leben voller Thätigkeit und doppelt beschäftigt war, das Leben einer Heiligen und Begründerin eines Ordens und dann wieder früher das Leben als Gattin, Familienmutter, kluge Hausfrau. Die Biographen der Frau von Chantal bemerken auffallend, daß sie während ihrer Ehe und als Wittwe selbst ihr Hauswesen geführt, ihre Leute regiert, das Vermögen ihres Mannes, ihres Vaters, ihrer Kinder verwaltet habe.

Allerdings wird das zu der damaligen Zeit selten. Die Neigung zum Haushalt und zu wirthschaftlichen Sorgen, welche wir überall im sechzehnten Jahrhundert finden, besonders in den Familien der Robe und der Bourgoisie, nimmt im siebzehnten sehr ab, Jeder will vornehm leben. Die Geschäftslosigkeit ist eine Neigung der Zeit, welche auch aus der

Situation hervorgeht, die ganze Gesellschaft ist am Tage nach den Religionskriegen ohne Beschäftigung, jede Localthätigkeit hat aufgehört, und das Centralleben, das des Hofes, macht sich erst Bahn. Der Adel ist mit seinen Abenteuern zu Ende, hat den Degen an den Nagel gehangen; der Bürger hat nichts mehr zu thun, keine Complotte, keine Emeuten, keine bewaffneten Prozessionen. Das Unangenehme dieser Geschäftslosigkeit fällt ganz besonders der Frau zu, sie muß sich zu gleicher Zeit ohne Thätigkeit und vereinsamt fühlen. Im sechzehnten Jahrhundert war sie mit dem Manne in steter reger Verbindung durch die großen Fragen, welche in der Familie selbst behandelt wurden, durch die gemeinschaftlichen Gefahren, durch Hoffnungen und Befürchtungen; nichts von dem Allem im siebzehnten Jahrhundert.

Noch etwas Wichtiges muß man hinzufügen, was in den folgenden Zeiten ein noch bedeutenderes Moment wird, nämlich, daß in jedem Gewerbe der Geist der Besonderheit, des Details, der allmählig den Mann immer mehr in Anspruch nimmt, in Folge dessen ihn in der Familie isolirt, ihn gewissermaßen stumm macht für seine Frau und seine Familie. Er theilt ihnen nicht mehr seine täglichen Gedanken mit, sie würden nichts verstehen können von den schwierigen Einzelheiten, den kleinen technischen Aufgaben, mit welchen sein Geist beschäftigt ist.

Aber hat nicht mindestens die Frau ihre Kinder, um sich zu trösten? Nein! In der Zeit, mit welcher wir uns beschäftigen, ist das Haus schweigsam und leer, wird nicht mehr vom Lärm der Kinder belebt; die Erziehung der Familie wird eine Ausnahme, sie weicht jeden Tag immer mehr der Erziehung der Kinder im Ganzen. Der Sohn ist bei den Jesuiten, die Tochter bei den Ursulinerinnen oder bei andern Nonnen. Die Mutter bleibt allein.

Mutter und Sohn also fortan getrennt! Ein ungeheures Uebel, das tausendfaches Unglück für die Familie, für die Gesellschaft im Keime enthält! . . . Ich werde wieder darauf zurückkommen.

Nicht blos getrennt, sondern in Folge eines ganz entgegengesetzten Lebens werden sie in geistiger Beziehung einander sich immer fremder, immer weniger im Stande, sich zu verstehen. Das Kind, ein kleiner gelehrter Pedant, die Mutter unwissend und weltlich. Es existirt keine gemeinschaftliche Sprache mehr unter ihnen.

Die so aufgelöste Familie wird den Einflüssen von Außen viel mehr ausgesetzt sein. Das Weib und das Kind sind getrennt viel leichter zu behandeln, nur bedient man sich bei Beiden verschiedener Mittel. Das Kind wird durch Ueberhäufung mit Studien gebändigt und niedergehalten, es muß schreiben und wieder schreiben, copiren und wieder copiren, ferner übersetzen, nachahmen u. s. w. Ueber

die Mutter dagegen erlangt man durch Uebermaß der Leere und der Langeweile Uebergewicht. Die Schloßdame ist allein im Schlosse; der Mann ist auf der Jagd, am Hofe. Die Frau Präsidentin ist allein in ihrem Hôtel, ihr Gemahl geht Morgens nach dem Palais und kehrt erst Abends wieder zurück, ein trauriges Hôtel in der Cité oder im Marais, ein großes graues Haus in einer kleinen dunkeln Straße.

Im sechzehnten Jahrhundert vertrieb sich die Dame ihre Langeweile durch Gesang, häufig durch Dichten. Im siebzehnten Jahrhundert verbietet man ihr weltliche Lieder, und was die religiösen anbetrifft, so enthält sie sich derselben noch viel mehr. Einen Psalm singen, das hieße sich für protestantisch erklären. Was bleibt ihr also nun? Nichts als die galante Frömmelei, die Unterhaltung mit dem Gewissensrath oder mit dem Liebhaber.

Das sechzehnte Jahrhundert mit seinen gewaltsamen Sitten, seinen Gedankenströmungen ging lebhaft, sprungweise von der Galanterie zur Frömmigkeit, von Gott zum Teufel über; es wechselte schnell zwischen dem Vergnügen und der Buße ab. Im siebzehnten ist man geschickter. Vermöge der Fortschritte, welche der Geist der Zweideutigkeit gemacht, kann man die beiden Dinge zu gleicher Zeit ausüben, beide Sprachen mit einander vermischen und von Liebe und Frömmigkeit zu gleicher Zeit

sprechen. Wenn man als unsichtbarer Zeuge der Unterredung in den kleinen Kabinets der Damen zuhören könnte, würde man nicht stets unterscheiden können, wer spricht, ob der Liebhaber oder der Beichtvater.

Um sich den seltsamen Erfolg des Letzteren zu erklären, darf man die moralische Situation der Zeit nicht vergessen, den Zustand des beunruhigten, bestürzten Gewissens, in welchem Jedermann sich nach einer so leidenschaftlichen Zeit befand, wie die der Religionskriege. In der traurigen Muße, welche begann, in der Nichtigkeit der Gegenwart drängte sich das Vergangene lebhaft auf, und die Erinnerungen daran wurden um so lästiger. Für viele Geister, für die schwachen und leicht dem Sturme ausgesetzten Seelen der Weiber besonders, erwachte wieder die furchtbare Frage des Seelenheils und der Verdammniß.

Das ganze Glück der Jesuiten, das Zutrauen, welches ihnen die vornehmen, die schönen Damen schenkten, hingen mit der geschickten Antwort zusammen, welche sie auf diese Frage fanden. Ein Wort darüber ist also hier unerläßlich.

Wer kann uns von der Verdammniß retten?... Der Theologe einerseits, andrerseits der Jurist oder der Philosoph, geben auf diese Fragen entgegengesetzte Antworten.

Der Theolog, wenn er wirklich ein solcher ist, räumt dem Christenthum die größte Macht ein und antwortet: „Es ist die Gnade Christi, welche für uns die Gerechtigkeit vertritt*) und rettet, wen sie will. Einige sind zum Heile bestimmt, die größere Zahl zur Verdammniß“.

Der Jurist dagegen antwortet, daß wir bestraft oder belohnt werden, je nach der Anwendung, welche wir von unserm freien Willen machen; wir werden nach unsern Werken, nach Recht und Gerechtigkeit bezahlt.

Das ist der ewige Prozeß des Juristen und des Theologen, der Gerechtigkeit und der Prädestination.

Um sich den Gegensatz der beiden Prinzipien besser vorzustellen, denke man sich einen Berg mit zwei Abhängen und den Rücken desselben schmal und scharf, wie eine Messerschneide. Auf der einen Seite die Prädestination, welche verdammt, auf der andern Seite die Gerechtigkeit, welche straft . . . zwei Schrecken . . . auf dem Gipfel steht der arme Mensch, den einen Fuß auf dem einen Abhange, den andern auf dem andern, stets im Begriff, auszugleiten.

---

*) Das ist, verschiedenen Graden gemäß, die gemeinschaftliche Antwort der Vertheidiger der Gnade, Protestanten, Jansenisten, Thomisten u. s. w. Ihr gegenüber stellen sich die Schattirungen der entgegengesetzten Partei, der Juristen des Alterthums und des Mittelalters, der pelagianischen und semipelagianischen Ketzer und der modernen Philosophen.

Und wann war diese Furcht zu straucheln stärker, als nach den großen Verbrechen des sechzehnten Jahrhunderts, als der Mensch sich so schwer fand und das Gleichgewicht verlor? Man kennt die Furcht Karls IX. nach der Bartholomäusnacht, er starb aus Mangel an einem jesuitischen Beichtvater. Johann III. von Schweden, der seinen Bruder getödtet hatte, starb nicht daran; seine Frau war so sorglich, den guten Vater Possevino kommen zu lassen, der ihn rechtfertigte und zum Katholiken machte.

Das Mittel, welches die Jesuiten anwandten, überrascht beim ersten Anblicke*). Sie adoptirten, allerdings mit Geschicklichkeit und Schonung, aber sie thaten es doch, das Prinzip der Juristen, nämlich: daß der Mensch gerettet oder verdammt wird durch seine Werke, durch die Anwendung, welche er von seinem freien Willen macht.

Eine freisinnige, aber strenge Doktrin, wie es scheint: Ihr seid frei, folglich verantwortlich, strafbar. Ihr sündigt und Ihr büßt dafür.

Der Rechtsgelehrte, der keinen Spaß versteht, will hier eine ernsthafte, dem Schuldigen persönliche Büßung: „Er bringe seinen Kopf her, sagt er, das

*) Es ist der eklektische Versuch Molina's: Concordia u. s. w.

Gesetz wird ihn retten durch das Schwert, mit welchem die Krankheit der Ungerechtigkeit geheilt wird."

Gehen wir aber zum Jesuiten, so macht sich die Sache besser, wir kommen wohlfeileren Kaufes davon*). Bei ihm hat die Abbüßung nichts Erschreckendes. Erstens wird er häufig darthun, daß nichts zu büßen ist. Das Vergehen wird, gut interpretirt, vielleicht ein Verdienst. Schlimmsten Falls, wenn es Vergehen bleibt, wird es durch gute Werke fortgewaschen, und von allen Werken ist das Beste, sich den Jesuiten zu widmen und dem ultramontanen Interesse.

Man fühle nur recht, wie viel Geschicklichkeit in dieser Taktik der Jesuiten lag. Einerseits die Lehre der Willensfreiheit und der Gerechtigkeit, welche das Mittelalter den Juristen stets als heidnisch, als mit dem Christenthume unversöhnbar zum Vorwurf gemacht, die Jesuiten adoptiren dieselbe und stellen sich der Welt als Freunde und Kämpfer für die Freiheit des Willens dar.

Andrerseits führt diese Freiheit des Willens die Verantwortlichkeit und Gerechtigkeit nach den Wer-

*) In speculativer Beziehung analog, weichen sie in der Praxis ab. Der Jurist hält die Strafbarkeit aufrecht und der Jesuit unterdrückt die Buße. Das ist der wahre Köder, der kleine Fisch, welcher dazu dient, die großen zu fangen nach dem ausdrucksvollen Emblem: Imago primi saeculi Societatis Jesu.

ken mit sich, wodurch der Sünder sehr in Verlegenheit geräth! Da kommt nun der Jesuit zur rechten Zeit, um ihn zu erleichtern, er übernimmt es, diese unbequeme Freiheit des Willens zu leiten, und führt die Werke auf das Hauptwerk hinaus, Rom zu dienen, so daß die moralische Freiheit, zu der man sich theoretisch bekennt, in der Praxis zu Gunsten des Ansehens der guten Väter ausfällt.

Doppelte Lüge! Die Leute, welche sich Jesuiten nennen, Männer Jesu, lehren, daß der Mensch weniger durch Jesus, als durch sich selbst, durch seinen freien Willen gerettet werden kann. So sind sie also Philosophen, Freunde der Freiheit? Ganz im Gegentheil; die grausamsten Feinde der Philosophie und der Freiheit.

Mit dem Worte Freiheit des Willens nämlich beseitigen sie Jesus unter dem Vorbehalte, mit dem Worte Jesu wieder die Freiheit zu beseitigen, welche sie in den Vordergrund stellten.

Da die Sache so auf beiden Seiten sich vereinfachte, so wurde eine Art stillschweigender Vertrag zwischen Rom, den Jesuiten und der Welt gemacht.

Rom gab den Christianismus Preis, das Prinzip, welches die Grundlage desselben macht, (die Seligwerdung durch Christus). Als ihm zustand,

zwischen dieser Doktrin und der entgegengesetzten zu wählen, wagte es nicht, sich zu entscheiden *).

Die Jesuiten gaben die Moral nach der Religion Preis, indem sie die moralischen Verdienste, durch welche der Mensch seine Seele retten sollte, auf ein einziges reducirten, auf das politische Verdienst, von dem wir gesprochen haben, Rom nützlich zu sein.

Was gab die Welt dagegen Preis?

Die Welt (der vorzüglich weltliche Theil der Welt, das Weib) gab das Beste, was es hatte, die Familie und die Häuslichkeit. Eva verrieth abermals Adam, das Weib den Mann, ihren Gatten, ihren Sohn.

So verkaufte Jeder seinen Gott. Rom verkaufte die Religion, und das Weib die häuslichen Pflichten.

Diese schwachen Weiberseelen, welche nach der großen Verderbniß des 16. Jahrhunderts unheilbar verirrt, voller Leidenschaft und Furcht, voll schlechter Begierden neben Gewissensbissen waren, ergriffen begierig dieses Mittel, gewissenhaft zu sündigen ohne Strafe, ohne Besserung und Rückkehr zu Gott zu büßen. Sie waren glücklich im Beichtstuhle, statt

*) Die Jesuiten brachten es dahin, daß man beiden Parteien Stillschweigen auferlegte, nämlich, daß Rom Molina und dem heiligen Thomas Schweigen gebot.

aller Buße eine politische Parole, die Leitung einer Intrigue aufgegeben zu bekommen. Sie brachten zu dieser seltsamen Art zu büßen, die Heftigkeit aller der schuldigen Leidenschaften, welche abgebüßt werden sollten, und um in der Sünde bleiben zu dürfen, begingen sie sehr häufig Verbrechen *).

Die weibliche Leidenschaft, die in allem Uebrigen unstät ist, wurde hier durch die männliche Hartnäckigkeit der geheimnißvollen Hand unterstützt, welche sich hinter ihr verbarg. Diesem Einflusse, der zugleich reich und stark, eifrig und ausdauernd, unwandelbar wie das Eisen und schmelzend wie das Feuer war, mußten die Charaktere und selbst die Interessen auf die Länge weichen. Einige Beispiele werden die Sache deutlicher machen.

In Frankreich hatte der alte Lesdiguières ein großes politisches Interesse, Protestant zu bleiben; als solcher war er der erste Mann der Partei. Mehr König des Dauphiné als Gouverneur desselben, bot er den Schweizern die Hand, beschützte die romanischen und waldensischen Bevölkerungen gegen das Haus Savoyen; aber die Tochter von Lesdiguières wird von dem Pater Cotton gewonnen;

---

*) Man sehe bei Léger das weite System des Spionirens, der Ränke geheimer Verfolgung, welches die vornehmen Damen Piemonts und Frankreichs unter der Leitung der Jesuiten organisirt hatten.

sie bearbeitet geschickt und geduldig ihren Vater und es gelingt ihr endlich, ihn zum Verlassen dieser großen Stellung gegen einen leeren Titel zu bewegen und seine Religion für den Namen eines Connetable zu wechseln.

In Deutschland lag es im Charakter des Kaisers Ferdinand I., in seinem Interesse, seiner Rolle, gemäßig zu bleiben und sich nicht seinem Neffen Philipp II. unterzuordnen. In der Gewaltthätigkeit und dem Fanatismus konnte er nur den zweiten Platz einnehmen; aber die Töchter des Kaisers waren so thätig, daß das Haus Oestreich durch Heirath sich mit den Häusern Lothringen und Baiern vereinigte. Da die Kinder dieser Häuser von den Jesuiten erzogen waren*), so knüpften diese in Deutschland den abgerissenen Faden der Bestimmung der Guisen wieder an und machten es diesmal besser als die Guisen, sie richteten sich zu ihrem Gebrauche blinde Werkzeuge ab, Handwerker in der Diplomatie, in der Taktik; allerdings wohl geschickte Handwerker, die indeß nichts waren als solche. Ich spreche von jener zähen und frommen Generation der Ferdinand II. von Oestreich, der Tilly, der Maximilian von Baiern, der gewissenhaften Vollstrecker

*) Siehe Ranke's Geschichte der Päbste; Dorigny, vie du P. Canisius und besonders Wolf, Geschichte Maximilians I. 58, 95.

der Todesurtheile Roms, die unter der Leitung ihrer Erzieher so lange Zeit durch ganz Europa einen barbarischen und gelehrten, unerbittlichen und methodischen Krieg führten. Die Jesuiten stachelten sie dazu an, überwachten sie dabei; auf den Ruinen in Asche liegender Städte, auf dem mit Todten bedeckten Schlachtfelde trabte der Jesuit auf seinem Maulesel neben dem Pferde Tilly's.

Das Abscheuliche dieses bösen Krieges, des schlimmsten, der jemals existirte, besteht darin, daß die freie Anregung, der selbstständige Schwung fast niemals dabei zu Tage kommt. Von Anfang an ist er künstlich und mechanisch*); er ist gleichsam ein Kampf von Maschinen oder Gespenstern. Diese seltsamen Wesen, die dazu geschaffen sind, um eines Tages zu kämpfen, gehen herzlos, mit nichtssagendem Blicke umher. Wie soll man sich mit ihnen verständigen, welche Worte soll man an sie richten, welches Mitleid kann man von ihnen erwarten? In unsern Religionskriegen, den Kriegen der Revolution waren es Menschen, die kämpften. Jeder starb für seine Idee und wenn er auf dem Schlachtfelde fiel, umgab er sich mit dem Glauben an dieselbe. Die Kämpfer des 30jährigen Krieges aber haben kein persönliches Leben, keinen Gedanken, der ihnen

*) Wohl verstanden mit Ausnahme des elektrischen Erscheinens Gustav Adolphs.

selbst eigen gehört, keinen Athem, der ihm nicht von dem bösen Dämon eingeblasen ist, welcher sie treibt. Diese immer verblendeter werdenden Automaten sind nur um so erbitterter. Keine Geschichtsbeschreibung könnte dieses abscheuliche Phänomen veranschaulichen, wenn wir nicht ein Bild davon noch übrig hätten in den verwünschten Gemälden jenes verwünschten Salvator *).

Das also ist die Frucht der Sanftmuth, der Freundlichkeit, der Väterlichkeit; auf diese Weise vernichtet man durch Nachsicht und Mangel an Strenge die Moral, bemächtigt sich der Familie, schlägt die Mutter in Fesseln und erobert das Kind, hat sich durch eine Teufelskunst einen Maschinenmenschen erzogen und sieht nun, daß man ein Ungeheuer geschaffen, dessen ganzes Leben, dessen Gedanken, dessen Handlungen im Morde bestehen und in nichts weiter.

Ihr weisen Politiker, Ihr liebenswürdigen Menschen, guten Väter, die Ihr mit so vieler Milde klug und aus der Ferne den dreißigjährigen Krieg ange-

*) Dieses Wort ist hart, es thut mir leid. Wenn dieser große Künstler den Krieg so grausam malt, so hatte er wahrscheinlich mehr Herz als irgend einer seiner Zeitgenossen, und fühlte die Abscheulichkeit dieser furchtbaren Epoche stärker als sie.

ordnet habt*), verführerischer Aquaviva, gelehrter Canisius, guter Possevino, Freund des heil. Franziskus de Sales, wer wollte nicht die Schmiegsamkeit Eures Genies bewundern? Während Ihr die furchtbare Intrigue jener langen St. Bartholomäusnacht einfädeltet, erörtertet Ihr mit den guten Heiligen den Unterschied, den man zwischen denen machen müsse, welche in der Liebe sterben und denen, die vor Liebe sterben."

Von diesen sanften milden Theorien zu jenen grausamen Resultaten, welches war da der Weg, auf welche Weise ließen sich die durch galante Frömmigkeit und fromme Galanterie entnervten, durch die tägliche Erleichterung einer gefälligen Casuistik verdorbenen Seelen eingeschläfert an den Fäden der Politik leiten**)? Das wäre eine lange Geschichte.

---

*) Man sehe besonders in Ranke, wie Aquaviva sich des Geistes des jungen Maximilians von Baiern bemächtigte, der im 30jährigen Kriege eine so große Rolle spielen sollte.

**) Die verwunderungswürdige Leichtigkeit, welche man anfangs gleich bei diesem großen Unternehmen fand, soll dieselbe durch das Genie der Führer desselben erklärt werden? Wahrhaftig, das kann ich nicht glauben. Ein Ränkegeist, eine gewisse geduldige und verschmitzte diplomatische Geschicklichkeit, ist das Genie? Die berühmten Jesuiten der Zeit, diejenigen, welche am meisten Erfolg in den Geschäften hatten, waren, wenn wir nach dem urtheilen, was uns von ihnen übrig geblieben ist, geschmacklose Schriftsteller, schwerfällige Pedanten oder

Um sie zu schreiben, müßte man tief in den Schmutz jener ekelhaften Literatur hineinsteigen.... wer könnte das thun, ohne daß ihm übel zu Muthe würde.

Nur ein wesentliches Wort noch. So sehr auch die Welt durch die schlechten Sitten und den schlechten Geschmack auf die traurigen Productionen vorbereitet sein konnte, mit welchen sie die Jesuiten überschwemmte, würde dieser ganze Strom von abgestandenem Wasser vorübergegangen sein, ohne Spuren hinter sich zu lassen, wenn sie nicht etwas von dem liebenswürdigen Urbilde hinzugethan hätten, welches die Herzen gewann. Die Anmuth des heil. Franziskus von Sales, seine schöne geistige Vereinigung mit Frau von Chantal, die fromme und sanfte Verführung, welche er auf Weiber und Kinder ausgeübt, dienten auf indirecte, aber sehr wirkungsreiche Weise der großen religiösen Intrigue.

Mit der kleinen Moral und der Absolution mit Rabatt konnten die Jesuiten wohl die Gewissen bestechen, aber nicht beruhigen. Sie konnten mehr oder minder geschickt das reiche Instrument der Lüge spielen, welches ihr Institut ihnen gab, Wissenschaft,

---

wunderliche Schöngeister. Herr Ranke, der mit seiner wohlwollenden Unparteilichkeit die Helden der beiden Parteien in diesem Kampfe des menschlichen Geistes aufzählt, möchte gern einen großen Namen finden, um ihn Shakespeare gegenüber zu stellen, er sucht und findet Baldus.

Kunst, Literatur, Theologie spielen, konnten sie aber aus allen diesen falschen Tasten einen richtigen Ton hervorbringen? Nein.

Gerade diesen richtigen und sanften Ton gab ihnen der heilige Franziskus. Sie brauchten es ihm nur nachzumachen, um das Falsche etwas weniger mißtönig zu machen. Die liebenswürdigen Eigenschaften seiner Bücher, ihre hübschen Fehler wurden geschickt ausgebeutet. Seine Vorliebe für Klarheit und Niedrigkeit, welche ihn vorzugsweise auf die Geringsten in der Schöpfung, die kleinen Kinder, die kleinen Vögel, die kleinen Lämmer, die Bienen Rücksicht nehmen ließ, gab bei den Jesuiten den Vorwand zur Engherzigkeit, Kleinlichkeit, Niedrigkeit des Styls, Spielerei des Herzens. Die unschuldigen Kühnheiten eines Engels, der rein ist, wie das Licht, der unaufhörlich Gott in seiner süßesten Offenbarung zeigt, im Weibe, im Säugen der Kinder, in den göttlichen Mysterien der Liebe, ermuthigten seine Nachahmer zu den schmutzigsten Zweideutigkeiten und ließen sie in diesem zweifelhaften Dämmerlichte so weit vorwärts gehen, daß zwischen der Galanterie und der Andacht, dem Liebhaber und dem geistlichen Vater die Scheidelinie ganz unmerklich wurde.

Der Freund des heil. Franziskus de Sales, der gute Bischof Camus, mit allen seinen kleinen Ro-

manen, war wesentlich dazu behülflich. Es gab nichts mehr als fromme Schäferspiele, andächtige Asträen, geistliche Amynte *). Die Bekehrung heiligt Alles in diesen Romanen, das weiß ich wohl. Die Liebhaber enden gewöhnlich mit dem Kloster oder dem Seminar, aber sie kommen erst auf einem langen Umwege dahin, der zu manchen Schwärmereien Anlaß giebt.

Die Liebe zum Romantischen **), zum Faden, zu dem väterlichen, weichmüthigen Genre griff so leicht um sich. Daher kam es, daß die Unschuldigen für die Geschickten gearbeitet hatten. Ein heiliger Franziskus, ein Camus bahnten dem Pater Douillet den Weg.

---

*) In seinem Alexis entschuldigt sich Camus, daß er Romane schreibt. Es geschieht, um die weltlichen Romane zu ersetzen: „Er hat es gemacht, wie jene Ammen, welche einnehmen, wenn ihr Säugling purgiren soll.“ Das auf der Bibliothek des Arsenals befindliche Exemplar ist merkwürdig wegen seiner handschriftlichen Anmerkungen im Manuscript.

**) In Beziehung auf den romantischen Geschmack sind sie heut zu Tage noch nicht ausgeartet. Der letzte Herausgeber des heil. Franziskus wünscht sich, um die Geschichte des Heiligen und der Frau von Chantal zu schreiben, „die Feder, welche den Tod Atala's und die keusche Liebe der Cymodocea geschrieben“ (tom. I. p. 243). Siehe die Monseigneur dem Erzbischof von Paris dedicirte Ausgabe. Das Ideal der Abgeschmacktheit in dieser Art ist das Leben der Jungfrau vom Abbé Orsini.

Eine Hauptsache für die Jesuiten bestand darin, zu schwächen, zu verkleinern, die Seelen schwach und falsch zu machen, die Kleinen sehr klein, die Einfältigen zu Narren; eine mit Kleinigkeiten aufgesäugte Seele, mit Tand unterhaltene Seele mußte leicht zu leiten sein. Die Sinnbilder, die Rebus, die moralischen Wortspiele, in welchen sich die Jesuiten gefielen, waren dazu sehr geeignet. In Bezug auf abgeschmackte Sinnbilder können sich wenige Bücher mit dem Imago primi Saeculi Societatis Jesu gleichstellen.

Alle diese kleinen Thorheiten wirkten vortrefflich bei den unthätigen Weibern, deren Geist schon seit langer Zeit durch gedankenlose Liebschaften verirrt war. Zu allen Zeiten bedurfte es, um ihnen zu gefallen, nur zweier Dinge, erstens, man muß sie unterhalten, ihre Neigung zum kleinen Romantischen und Falschen theilen; zweitens, ihnen schmeicheln, sie in ihren Schwächen verziehen, indem man sich selbst noch schwächer, noch weicher, noch weibischer macht, als sie sind.

Das ist der Allen vorgesteckte Weg. Auf welche Weise überholt der Liebhaber den Mann? Meistentheils weniger durch Leidenschaft als durch Ausdauer und Gefälligkeit, welche der Phantasie schmeichelt. Nun gut! Der Beichtvater wird keine andern

Mittel anwenden, er wird schmeicheln und mit um so größerm Erfolge, als man in seinem Charakter, in seinem Kleide einige Strenge erwartet!... Aber wer kann hindern, daß ein Anderer nicht noch mehr schmeichelt? Wir haben oben ein (allerdings ehrenwerthes) Beispiel dieser Art geistiger Untreue gesehen. Von Beichtvater zu Beichtvater, einer immer milder, immer nachsichtiger als der andere, laufen wir Gefahr sehr tief zu sinken. Um am Ende den Sieg über so viele gefällige Gewissensräthe davon zu tragen, bedarf es eines ganz neuen Grades von Weichlichkeit und Feigheit. Der Letztangekommene muß die Rollen umkehren, er muß statt eines Richters, der er früher im Tribunal der Buße war, zum Bittenden werden, die Gerechtigkeit sich beim Sünder entschuldigen, Gott sich aufs Knie legen!...

Die Jesuiten, welche durch diese Mittel so viele Beichtväter aus dem Felde schlugen, geben sich das Zeugniß, daß sie in dieser Art von Concurrenz Niemand zu fürchten hätten. In Bezug auf weiche Nachsicht, gutbemäntelte Schmiegsamkeit, Subtilität, Gott bei seiner schwachen Seite zu fassen, waren sie vollkommen gewiß, daß man niemals einen besseren Beichtvater fände, als einen jesuitischen. Der Pater Cotton fürchtete so wenig, daß seine Beichtkinder ihn verließen, daß er im Gegentheil ihnen rieth, mitunter zu andern Beichtigern zu gehen: „Gehen Sie

gehen Sie," sagte er, „probiren Sie es, Sie kommen doch wieder zu mir zurück *)."

Man denke sich nun unter den Beichtvätern, Gewissensräthen, casuistischen Beiständen diesen allgemeinen Wetteifer, Alles zu rechtfertigen, jeden Tag ein geschicktes Mittel zu finden, um in der Nachsicht weiter gehen zu können, diesen oder jenen neuen Fall unschuldig zu machen, den man bis dahin für schuldvoll hielt. Das Ergebniß dieses Krieges gegen die Sünde, der von so vielen gelehrten Leuten wetteifernd betrieben wurde, bestand endlich darin, daß sie zuletzt ganz und gar aus dem menschlichen Leben verschwand; die Sünde wußte gar nicht mehr, wohin sie sich flüchten sollte, und man konnte glauben, daß in einer bestimmten Zeit sie gar nicht mehr auf der Welt sein würde.

Das große Werk der Provinzialen läßt bei aller Kunst in seiner Methode doch noch etwas zu wünschen übrig. Indem der Verfasser die Concordanz der Casuisten giebt, stellt er sie in gewisser Beziehung auf dieselbe Linie und als Zeitgenossen hin. Es wäre noch viel lehrreicher gewesen, wenn er sie

---

*) Man sehe in Bezug darauf die sonderbare Geckenhaftigkeit des Jesuiten Fichet, die Verachtung, mit welcher er von dem ersten Beichtvater der Frau von Chantal spricht, der zu eifersüchtig auf sie war; er geht sogar so weit, von ihm zu sagen: „Dieser Schäferknecht ..." (p. 123—135.)

nach ihrer Zeit geordnet, Jedem von ihnen sein Verdienst zuertheilt, in der fortschreitenden Entwickelung der Casuistik gezeigt hätte, wie sie immer vervollkommnend zu Werke gingen, Einer den Andern überbot, Einer den Andern in den Hintergrund schob.

Bei einer so großen Concurrenz mußten sie allerdings sich anstrengen und auf alle mögliche Künste sinnen. Der Beichtende, welcher die Wahl hatte, konnte schwierig in derselben werden. Jeden Tag mußte man die Absolution zu billigerem Preise geben; wer denselben nicht zu ermäßigen wußte, verlor seine Kundschaft. Es war die Sache eines geschickten Mannes, bei einer solchen Herabsetzung immer noch etwas zu finden, was man herabsetzen könne. Eine schöne, biegsame und bequeme Wissenschaft, welche, anstatt Regeln vorzuschreiben, sich den Verhältnissen anschmiegte, sich breit und schmal machte und Maaß nahm. Jeder Fortschritt in dieser Art wurde sorgfältig aufnotirt und diente zum Ausgangspunkt des ferneren Verfahrens.

In einmal fieberhaft gewordenen Ländern erzeugt das Fieber wieder Fieber; der kranke Einwohner vernächlässigt die Sorge für die Gesundheit, Schlamm häuft sich auf Schlamm, die Wasser werden zu Sümpfen, die giftigen Atome verdichten sich, eine laue, fade, schwere Luft lastet auf dem Lande. Die Menschen schleppen sich oder legen sich nieder. Man spreche nicht darüber, daß sie nichts dagegen thun,

sie sind an das Fieber gewöhnt, sie haben es seit ihrer Geburt, ihre Väter haben es alle gehabt; wozu Heilmittel dagegen? Der Zustand des Landes ist seit undenklichen Zeiten so, es wäre nach ihrer Ansicht fast schade, etwas daran zu ändern.

Viertes Kapitel.

Die Klöster. Stadtviertel der Klöster. Klöster des siebzehnten Jahrhunderts. Contrast des Mittelalters. — Der Director. Man macht sich die Leitung der Nonnen streitig. Die Jesuiten Sieger durch Verleumdung.

Eine naive und geistreiche deutsche Dame erzählte mir eines Tages, als sie zum erstenmale mit ihrem Manne nach Paris gekommen, seien sie lange Zeit in einem großen, sehr traurigen Stadtviertel umhergeirrt, wo sie unendlich oft Kreuz- und Quergänge gingen, ohne ihren Weg finden zu können. In einen öffentlichen Garten hineingekommen, fanden sie endlich einen andern öffentlichen Garten, der sie nach dem Quai führte. Ich begriff, daß sie von dem gelehrten und frommen Stadtviertel sprach, welches so viel Klöster und Kollegien enthält und sich vom Luxembourg bis zum Jardin des Plantes ausdehnt.

„Ich sah, sagte diese Dame, ganze Straßen von Gärten, von Mauern begränzt, welche an die öden Stadtviertel Roms erinnern, in welchen die Malaria

herrscht; mit dem Unterschiede, daß die Pariser nicht verödet, sondern geheimnißvoll bewohnt, verschlossen, mißtrauisch, ungastfreundlich waren. Andere sehr düstere Straßen waren gleichsam zwischen zwei Reihen hoher, grauer Häuser eingesargt, die nicht nach der Straße hinausgingen und blos zum Spotte vermauerte Fenster zu zeigen schienen, oder vernietete Jalousien, die heruntergelassen sind, sehen und nicht sehen. Wir fragten mehreremale nach unserm Wege, und häufig sagte man uns Bescheid; aber ich weiß nicht, wie es geschah; nachdem wir hierhin und dorthin gegangen waren, befanden wir uns immer wieder auf demselben Punkte. Die Ermüdung wurde immer größer, wir fanden durchaus dieselben traurigen Straßen, dieselben düsteren, höhnisch verschlossenen Häuser wieder, welche uns mit scheelem Auge ansahen. Da ich endlich erschöpft war, kein Ende sah und immer mehr und mehr durch ich weiß nicht welche Trostlosigkeit verletzt wurde, die aus diesen Mauern athmete, so setzte ich mich auf einen Eckstein und begann zu weinen."

Allerdings, wenn man blos diese unangenehmen Häuser betrachtet, wird man schon von langer Weile, die das Herz schwer macht, betroffen, die am freundlichsten aussehenden sind noch die Hospitäler. Meistentheils sind diese Häuser im Anfang des siebzehnten Jahrhundert unter der feierlichen Langeweile der Zeiten Ludwig XIII und Ludwig XIV.

gebaut oder wieder gebaut; sie haben nichts, was an die liebenswürdige Kunst der Renaissance erinnert. Die letzte Andeutung, die davon noch übrig geblieben, ist die florentinische Façade des Luxembourg. Alle jene Gebäude, welche man später baut, selbst die, welche einen gewissen strengen Luxus affectiren (z. B. die Sorbonne), sind bisweilen groß, niemals großartig; mit ihren hohen spitzen Dächern, ihren starren Linien haben sie stets ein trockenes trauriges, monotones, pfaffenartiges, oder altjungfernhaftes Ansehen. Und darin täuscht ihr Anblick nicht, denn die meisten sind gebaut, um die unzähligen Töchter des Adels, der vornehmen Bürgerschaft aufzunehmen, deren man sich auf diese Weise entledigte. Um einen Sohn reich zu machen, schickte man die Töchter dorthin, damit sie traurig und anständig dahinstürben.

Die Denkmale des Mittelalters sind melancholisch, aber nicht langweilig. Man fühlt ihnen die Kraft und Aufrichtigkeit an, welche sie aufbaute, sie sind meistentheils nicht officielle Denkmale, sondern lebendige Werke des Volkes, Kinder seines Glaubens. Diese dagegen sind nichts als die Schöpfung einer Klasse, der adligen Klasse, welche im siebzehnten Jahrhundert in der Antichambre, den Bureaus und dem Hofbedientenstand wucherte. Es sind Hospize, die den Töchtern dieser Familien geöffnet werden. Ihre große Anzahl

täuscht uns über die Kraft und Ausdehnung der religiösen Reaction jener Zeit. Man sehe sie recht an und sage, ob man an ihnen die mindeste Spur der alten Ascese findet; sind es religiöse Häuser oder Hospitäler, Casernen oder Schulen? Nichts deutet das an. Sie sind vollkommen zu verschiedenen bürgerlichen Benutzungen geeignet; sie haben nur einen, aber sehr bestimmten Charakter, die ernste Gleichförmigkeit, die anständige Mittelmäßigkeit, die lange Weile ... Es ist die lange Weile, welche in architektonischer Form verwirklicht ist, die handgreifliche, tastbare und sichtliche Langeweile.

Was diese Häuser unendlich vermehrte, war der Umstand, daß die Strenge der alten Regeln damals sehr gemildert worden war und die Verwandten weniger Anstand nahmen, ihre Töchter den Schleier ergreifen zu lassen. Es hieß das nicht mehr, sie lebendig begraben. Die Sprechzimmer waren Salons, wo es an Besuch nicht fehlte, unter dem Vorwande, sich zu erbauen. Die schönen Damen gingen dorthin, um sich dort vertraute Mittheilungen zu machen, beschäftigten die Nonnen mit Intriguen und Ränken, beunruhigten sie mit vergeblichem Bedauern. Mit diesen weltlichen Zerstreuungen war das Innere der Klöster nur um so trauriger; wenig strenge kleine Andachtsübungen ohne Geschmack, ein im Allgemeinen müßiges Leben, eine unendliche Leere.

Das Klosterleben, muß man sagen, war im Mittelalter etwas anderes, eine ernsthafte Sache; es war im Kloster mehr für den Tod als für das Leben. Das System wurde im Allgemeinen auf zwei Sachen begründet, die aufrichtig und buchstäblich befolgt wurden, die Abtödtung des Körpers, die Lebendigmachung der Seele. Gegen den Körper wandte man ein verderbliches Fasten, übermäßiges Wachen, häufiges Aderlassen an. Zur Entwickelung der Seele mußten die Mönche, die Nonnen lesen, copiren, singen. Bis zum eilften Jahrhundert verstanden sie ihren Gesang; das Latein war von der damals gesprochenen Muttersprache wenig verschieden. Der Gottesdienst hatte damals noch einen dramatischen Charakter, der aufrecht erhielt und unaufhörlich die Aufmerksamkeit anregte. Viele Dinge, die man auf bloße Worte zurückgeführt hat, wurden damals durch Geberden, Pantomimen ausgedrückt; was man heute spricht, führte man damals auf. Als man dem Kultus den ernsten, nüchternen, langweiligen Charakter gab, den er heute hat, hatten die Nonnen noch eine Entschädigung, fromme Lectüre, Legenden, das Leben der Heiligen und andere Bücher, die man übertrug, z. B. die bewunderungswürdige Uebertragung der Imitation*). Alle diese Tröstungen wurden ihnen im sechzehnten

---

*) Siehe meine Geschichte von Frankreich. Tom. V. p. 15.

Jahrhundert entzogen; man fand, daß zu viel Gefahr dabei sei, wenn man sie zu viel lesen ließe. Der Gesang sogar schien im siebzehnten Jahrhundert vielen Beichtvätern verdächtig. Man fürchtete, daß sie zu gerührt würden, wenn sie das Lob des Herrn sängen*). Wie ersetzte man dies Alles? Dem Gottesdienste, welchen sie nicht mehr verstanden, der Lectüre, dem Gesang, den man ihnen verbot, so viele Dinge, die ihnen nach und nach entzogen wurden, welche Sache substituirte man denselben?

Eine Sache? Nein, das nicht, sondern einen Menschen; sagen wir es gerade heraus, den Director, den Gewissensrath . . . Den Gewissensrath, ein neues Ding, das im Mittelalter wenig bekannt war, denn dieses hatte nur den Beichtvater.

Ja, es ist ein Mann, der diese ganze große leere Stelle erbt, die Unterhaltung mit ihm, seine Belehrung soll den Platz ausfüllen. Gebet, Lectüre, wenn sie erlaubt ist, Alles geschieht unter seiner Leitung und durch ihn. Gott, den sie aus ihren Büchern oder ihren Seufzern kennen lernten, Gott wird ihnen jetzt durch diesen Mann verabreicht, Tag für Tag von ihm nach dem Maße seines Herzens zugemessen . . .

---

*) Chateaubriand Vie de Rancé p. 227. 229.

Die Gedanken drängen sich hier . . . aber sie müssen sich gedulden, wir wollen ihnen später Gehör schenken; für den Augenblick würden sie den Faden der historischen Darstellung zerreißen.

Beim ersten Augenblicke der frommen Reaction wurden die Nonnen im Allgemeinen von den Mönchen ihres Ordens geleitet. Die Feuillantinerinnen standen unter den Feuillantinern, die Carmeliterinnen unter den Carmelitern und die Nonnen der heiligen Elisabeth unter den Picpusmönchen, die Capuzinerinnen beichteten nicht blos bei den Capuzinern und wurden von ihnen geleitet, sondern sogar durch sie von den Producten ihres Bettelns ernährt*).

Die Mönche behielten diesen ausschließlichen Besitz nicht. Länger als ein Vierteljahrhundert hindurch führten Priester, Mönche, Geistliche von jeder Kleidung einen erbitterten Krieg über diesen Gegenstand. Dieses geheimnißvolle Königreich über Weiber, die eingeschlossen, abhängig waren, über die man eine ungetheilte Herrschaft ausüben kann, war nicht ohne Grund für Alle gemeinschaftlicher Zweck ihres Ehrgeizes. Solche Häuser, die anscheinend regungslos und der Welt fremd sind, werden dennoch nichts destoweniger immer zu großen Mittelspunkten des Wirkens. Es lag in ihnen

*) Siehe Héliot und speciell für Paris Félibien, der über diesen Gegenstand sehr vollständig ist.

eine große Macht für die Orden, welche sich derselben bemächtigten und für die Individuen, Priester oder Mönche, war es, (mochten sie es nun eingestehen oder nicht) war es eine Herzensangelegenheit.

Was ich hier sage, sage ich von den Reinsten und Strengsten, welche häufig die Zärtlichsten sind. Die ehrenwerthe Neigung des Cardinals Berull für die Carmeliterinnen, welche er nach Paris gebracht, ist wohl bekannt. Er hatte sie in seiner Nähe untergebracht, er ging zu jeder Stunde des Tages und sogar des Abends zu ihnen, und die Jesuiten sagten sogar, bei Nacht. Wenn er krank war, erholte er sich bei ihnen. Als Paris von der Pest verheert wurde, sagte er, daß er sich nicht entfernen würde, „wegen seiner Carmeliterinnen."

Die Oratorianer und die Jesuiten, die natürlichen Feinde und Gegner, machten zuerst gemeinschaftliche Sache, um die Carmeliter von der Leitung dieser Nonnen zu entfernen; als ihnen das gelungen war, begannen sie unter einander sich darum zu streiten.

Der strenge Orden der Carmeliterinnen, der bei uns wenig Ausbreitung gewann, hatte indeß doch Wichtigkeit als Ideal der Pönitenz, als fromme Poesie. Der enthusiastische Geist der heiligen Therese lebte noch in ihm. Dorthin wendeten sich plötzliche Bekehrungen, in ihn traten diejenigen ein,

welche wie die Lavallière zu verletzt waren und nicht gesunden konnten außer durch den Tod.

Aber die beiden großen Gründungen der Zeit, diejenigen, welche den Geist derselben ganz ausdrückten und eine ungeheure Entwickelung annahmen, waren die Visitandinerinnen und die Ursulinerinnen. Die Ersteren hatten im Jahrhundert Ludwig XIV. etwa 150 Klöster, die Letzteren 3 bis 400.

Die Visitandinerinnen waren bekanntlich der mildeste Orden; unthätig erwarteten sie den Besuch des göttlichen Gatten, ihr weichliches Leben war sehr geeignet, Visionaire zu machen. Man kennt den erstaunenswerthen Erfolg von Marie Alacoque und wie er von den Jesuiten ausgebeutet wurde.

Die Ursulinerinnen waren nützlicher und widmeten sich dem Unterrichte. Die 350 Klöster, welche sie in diesem Jahrhundert besaßen, erzogen nach der gemäßigtsten Berechnung 35,000 junge Mädchen. Ein ungeheures Erziehungsinstitut, das von geschickten Händen geleitet, ein großes politisches Werkzeug werden konnte.

Die Ursulinerinnen und Visitandinerinnen waren den Bischöfen unterworfen, die ihnen Beichtväter gaben. St. Franziskus de Sales, ein so guter Freund der Jesuiten und der Mönche er im Allgemeinen war, hatte sich doch in Bezug auf die Angelegenheit, welche ihm am meisten am Herzen

lag, die Visitation, mißtrauisch gegen sie gezeigt: „Ich bin der Meinung (sagt er irgendwo), daß diese guten Töchter nicht wissen, was sie wollen, wenn sie die Obergewalt der Mönche über sich haben wollen, die allerdings vortreffliche Diener Gottes sind; aber es ist doch stets ein hartes Ding für die Töchter, von den Orden geleitet zu werden, die ihnen gewöhnlich die heilige Freiheit des Geistes nehmen*)."

Man kann nur zu leicht sehen, wie die Frauenorden knechtisch den Geist der Männer wiedergaben, welche sie leiteten. Diejenigen, welche von Mönchen geleitet wurden, hatten den Charakter einer sonderbaren, excentrischen und gewaltsamen Frömmigkeit. Unter den Weltpriestern, Oratorianern u. s. w. hatten sie ein wenig Vernunft, eine kleinliche, enge, mittelmäßige und unfruchtbare Weisheit.

Die Nonnen, welche von den Bischöfen ihre gewöhnlichen Beichtväter bekamen, wählten sich selbst noch einen außerordentlichen, der, eben weil er außerordentlich war, nicht verfehlte, dem andern den Vorrang abzulaufen und ihn auszustechen; da fand sich nun, daß dieser Außerordentliche sehr häufig Jesuit war. Die neuen Orden Ursulinerinnen und Visitandinerinnen, welche durch Priester gestiftet waren,

*) Werke Tom. XI. p. 120. (Ausgabe von 1833.)

die versucht hatten, die Mönche davon fern zu halten, kamen nichts desto weniger bald unter den Einfluß derselben. Die Priester gründeten und die Jesuiten zogen den Nutzen.

Nichts war den Jesuiten von größerem Vortheil, als daß sie sagten und immer wieder sagten, es sei von ihrem strengen Stifter ihnen verboten, jemals Klöster zu leiten. Von den Klöstern im Allgemeinen war das richtig; aber von den Klosterfrauen im Einzelnen, von ihrer individuellen Gewissensleitung nicht, sie leiteten sie daher nicht als ganze Collectivmasse, sondern jede einzeln.

Der Jesuit hatte nicht die tägliche Langeweile der Einzelnheiten, des geistlichen Haushaltes, die kleine Wirthschaft der unbedeutenden Sünden. Er ermüdete nicht, er schritt bei Gelegenheit ein; er war besonders dazu zu brauchen, daß er die Nonnen dispensirte, dem Beichtvater zu sagen, was sie verbergen wollten. Der Letztere wurde nach und nach wie eine Art Ehemann behandelt, um den man sich nicht viel kümmert. Besaß er zufällig Festigkeit des Charakters, konnte er einen Einfluß ausüben, so arbeitete man daran, ihn durch Verleumdungen zu beseitigen. Man kann sich von der Kühnheit der Jesuiten in dieser Beziehung einen Begriff machen, da sie nicht fürchteten, einen so hochgestellten Mann, wie den Cardinal Berull

anzugreifen*). Eine seiner Verwandten war bei den Carmeliterinnen in einem Kloster, in das er niemals den Fuß gesetzt hatte, schwanger geworden; da klagten sie ihn kühn und verwegen an. Da sie Niemanden fanden, der ihnen glaubte, und einsahen, daß sie nichts dabei gewinnen würden, wenn sie seine Sitten angriffen, so begannen sie nun alle zusammen gegen seine Bücher einen ungeheuren Lärm zu erheben. Es läge in denselben, sagten sie, das verborgene Gift eines gefährlichen Mysticismus; der Cardinal sei zu zärtlich, zu nachgiebig, zu weichlich, sowohl als Theologe, wie als Gewissensrath. . . Merkwürdige Frechheit! Während doch Jedermann wußte und sah, welche Gewissensräthe sie selbst waren!

Indessen wirkte es doch auf die Länge, wenn auch nicht gegen Berull, doch wenigstens gegen das Oratorium, das einen Ekel vor der Leitung der Nonnen bekam und sich endlich derselben ganz enthielt. Es ist das ein merkwürdiges Beispiel der allmächtigen Wirkungen der Verleumdung, wenn sie durch eine Körperschaft im Großen organisirt, mit Uebereinstimmung vorgebracht und im Chor immer wiederholt wird . . . eine Vereinigung von 30,000 Menschen, die alle Tage dieselbe Sache in der ganzen christlichen Welt wiederholen, wer könnte

*) Tabaraud, Leben Berull's I. Bd.

dagegen aufkommen? . . . Gerade darin besteht die Kunst der Jesuiten und sie sind unvergleichlich in diesem Punkte. Es wurde ihnen bei ihrer Stiftung ähnlich wie Virgil zu seinem Römer in der bekannten Stelle sagt: (Excudent alii spirantia mollius aera . . .) zugerufen: Andere werden das Erz beleben oder dem Marmor Athem verleihen, sie aber werden in andern Künsten sich auszeichnen . . . Du Jesuit, bedenke, Deine Kunst ist die Verleumdung!

Fünftes Kapitel.

Reaction der Moral. Arnaud, 1643; Pascal, 1657. Erniedrigung der Jesuiten. Wie sie sich des Königs und des Pabstes versichern und ihre Feinde zum Schweigen bringen. Entmuthigung der Jesuiten und ihre Verdorbenheit. Sie begünstigen die ersten Quietisten; Unmoralität des Quietismus. Desmarets de Saint Sorlin. Morin verbrannt 1663.

Die Moral war krank, aber doch noch nicht ganz todt. Von den Casuisten durch die Jesuiten und die Ränke des Clerus untergraben, wurde sie durch die Weltlichen gerettet. Das ist der Kontrast, welchen dieser Zeitabschnitt darbietet. Die Priester, die besten sogar, wie der Cardinal Berull, stürzen sich ins Weltleben und die Politik. Die berühmten Laien, Descartes, Poussin suchen die Einsamkeit auf; die Philosophen machen sich zu Mönchen, und die Religiosen betreiben die Geschäfte.

In diesem Jahrhundert bekommt Jeder, wonach er strebt. Die Einen streben nach der Macht, sie enden damit, die Vertreibung der Protestanten, die Proscription der Jansenisten, die Unterwerfung der Gallicaner unter den Pabst zu erlangen. Die An-

dern sollen die Wissenschaft haben; Descartes und Galilei geben derselben die Bewegung, und Leibnitz und Newton die Harmonie. Auf diese Weise siegt die Kirche in zeitlichen Dingen, und die Laien bekommen die geistige Macht.

Aus der Einöde, in welche unsere großen Laienmönche sich geflüchtet haben, weht ein reinerer Wind. Man fühlt, daß ein Zeitalter beginnt, das moderne Zeitalter, das Zeitalter der Arbeit, welches dem der Wortwechsel folgt. Keine Träume, keine Scholastik mehr. Man muß ernst ans Werk gehen, frühzeitig, vor dem Tage. Es ist noch etwas kühl, aber das thut nichts. Es ist die belebende Kälte des Morgens, wie in jenen schönen nordischen Nächten, wo eine 20jährige Königin Descartes um vier Uhr früh aufsucht, um von ihm die Anwendung der Algebra auf die Geometrie zu lernen.

Der ernste erhabene Geist, welcher die Philosophie erneuerte, die Literatur zum Umschwung brachte, konnte nicht ohne Einfluß auf die Theologie sein. Er fand einen Stützpunkt, der zwar nur noch sehr klein und unwahrnehmbar war, in der Vereinigung der Freunde von Port-Royal; dieser Strenge gab er die Größe, und die Moral erhielt wieder ihre Berechtigung, die Religion kam wieder zur Besinnung.

Alles glückte den Jesuiten. Als Beichtväter der Könige, der Großen, der schönen Damen

sahen sie überall ihre Moral im Flor, als aus diesem blauen Himmel Donner und Blitz einschlägt. Ich spreche von dem Buche Arnauds, das so ganz unerwartet kam und so niederschmetternd war: la fréquente communion (1643).

Die Jesuiten und der Jesuitismus wurde nicht allein davon getroffen, sondern im Allgemeinen Alles, was das Christenthum durch eine weiche Nachgiebigkeit entnervte, es erschien wieder streng und ernst; mit Erstaunen sah die Welt wieder auf das bleiche Antlitz des Gekreuzigten. Er sagte wieder im Namen der Gnade, was gleichfalls die natürliche Vernunft sagt, daß es keine wirkliche Sühne ohne Reue giebt. — Was wurden dieser strengen Wahrheit gegenüber alle jene kleinen Künste der Ausflüchte? Was wurde aus dieser weltlichen Andacht, der romantischen Frömmelei, aus allen diesen Philotheen, Erotheen und ihren Nachahmungen? Der Gegensatz schien beleidigend.

Alles das ist von Andern schon besser gesagt worden und wird es noch werden. Ich schreibe hier keine Geschichte des Jansenismus; die theologische Frage ist heute veraltet. Die moralische besteht aber noch und die Geschichte ist ihr ein Wort schuldig, sie kann nicht unparteilich zwischen rechtschaffenen und unrechtlichen stehen bleiben. Möge die jansenistische Partei die Doctrin der Gnade übertrieben haben oder nicht, man muß diese Partei,

wie sie es in diesem schönen Kampfe verdient, die der Tugend nennen.

Weit entfernt davon, daß Arnaud und Pascal gegen ihre Gegner zu weit gegangen wären, blieben sie von selbst diesseits des Zieles stehen; sie wollten alle ihre Waffen nicht benutzen und fürchteten, wenn sie die jesuitische Gewissensleitung in Bezug auf gewisse zarte Punkte angriffen, der Leitung im Allgemeinen und der Beichte Unrecht zu thun. Der Jesuit Ferrier gesteht ein, daß nach dem furchtbaren Schlage der Provinzialen, die Jesuiten vernichtet waren, daß sie dem Spott und der Verachtung anheimfielen. Eine Menge von Bischöfen verdammten sie, aber nicht einer von ihnen richtete ein Verbot gegen sie.

Eines von den Mitteln, welches sie anwandten, um ihre Sache wieder zu übertünchen, bestand darin, daß sie dreist sagten, die Meinungen, die man ihnen zum Vorwurf mache, seien nicht die der Gesellschaft, sondern blos einiger Individuen. Man antwortete ihnen, da alle ihre Bücher von dem General vorher geprüft worden seien, gehörten sie also der ganzen Gesellschaft an. Nichts desto weniger ließen sie, um die Einfältigen hinters Licht zu führen, einige von sich gegen ihre eigene Doctrin schreiben. Ein spanischer Jesuit schrieb gegen den Ultramontanismus, ein Anderer, ihr Pater Gonzales, verfaßte ein Buch gegen die Casuisten. Das Letztere

war ihnen sehr nützlich. Als endlich Rom sich ihrer Doctrin schämte und sie verläugnete, stellten sie Gonzales in die vorderste Reihe, druckten sein Buch und machten ihn zu ihrem General. Noch heute stellen sie uns dieses Buch, diesen Namen stets entgegen. So haben Sie Antwort auf Alles. Liebt man die Nachgiebigkeit, so nehme man Escobar, liebt man die Strenge, Gonzales.

Man sehe nun, was die Folge von der allgemeinen Verachtung war, in welche sie nach den Provinzialen verfielen. Da das öffentliche Bewußtsein so deutlich aufmerksam gemacht worden war, mußte aller Wahrscheinlichkeit nach Jeder sich beeilen, sie zu fliehen? Ihr Beichtstuhl wird leer werden, ihre Kollegien verödet stehen? . . . Wer das glaubt, täuscht sich.

Sie sind der Verderbniß der Zeit zu nothwendig geworden. Wie will man ohne sie es zu Stande bringen, daß der König in seinem doppelten Ehebruch, der in ganz Europa offenkundig ist, seine Andacht verrichten kann? Der Pater Ferrier, der Pater Canard*), der Pater Lachaise, werden bis zuletzt dableiben als zu bequeme Meubles, die man nicht entbehren kann.

Aber fühlt Rom nicht, wie sehr es durch solche

---

*) Es ist derselbe, der sich mit seinem lateinischen Namen Annat nennen ließ.

Bundesgenossen compromittirt wird; ist es nicht für Rom dringend nothwendig, sich von ihnen zu trennen?

Die Lust dazu fehlte wohl nicht. Ein Pabst verdammt die Apologie der Casuisten, welche die Jesuiten vorzubringen gewagt hatten. Darauf beschränkte sich die ganze Energie Roms. Wenn ihm noch welche blieb, so richtete sie sich gegen die Feinde der Jesuiten. Diese Letztern trugen den Sieg davon; sie hatten es beim Beginn des Jahrhunderts durchgesetzt, daß der Pabst der von den Dominicanern vertheidigten Gnadenlehre Schweigen auferlegte; sie brachten dieselben in der Mitte des Jahrhunderts wieder zum Schweigen, als sie durch den Mund der Jansenisten zu sprechen begannen.

Dieses zweimal gebotene Schweigen bezahlten die Jesuiten an Rom damit, daß sie die Lehre von der päbstlichen Unfehlbarkeit immer höher schraubten. Dieses Babel, das Einsturz drohte, sie fürchteten sich nicht, darauf zu bauen, es um zwei Stockwerke noch zu erhöhen: erstens formulirten sie durch ihren Bellarmin die Unfehlbarkeit des Pabstes in Sachen des Glaubens; zweitens, als die Gefahr größer geworden war, unternahmen sie eine verwegene, unsinnige Sache, die aber Rom für sie gewann; sie ließen den Pabst in seiner Abnahme an Kraft thun, was er niemals zur Zeit seiner

Macht gewagt hatte: sich für unfehlbar in Fragen über Thatsachen erklären.

Und dies Alles in dem Augenblicke, wo über die höchsten Gegenstände der Natur und Geschichte Rom einzugestehen genöthigt war, daß es irre. Ohne von der neuen Welt zu sprechen, die es zugeben muß, nachdem es dieselbe geläugnet, verdammt es Galilei; und dann giebt es ihm nach, adoptirt ihn, lehrt ihn; die Buße, welche es ihn eines Tages thun ließ, hat Rom jetzt schon seit zwei Jahrhunderten vor Galilei selbst thun müssen*).

Ein anderes, in gewissem Sinne noch wichtigeres Factum.

Das Grundgesetz der Päbste, der Titel ihrer Macht, jene berüchtigten Decretalien, welche sie citirt und vertheidigt haben, so lange die Kritik, da sie noch nicht die Hülfe der Buchdruckerkunst hatte, die Sache nicht aufklären konnte, eben von diesen selben Decretalien muß der Pabst eingestehen, daß sie eine Lüge, ein Falsum sind **).

Wie also das Pabstthum seine Meinung hat zu-

*) Sie werden sagen, daß dieses Wissenschaften der Materie sind, und sie Menschen des Geistes. Darauf antworte ich: Derjenige, welcher das Natürliche nicht kennt, hat kein Recht, das Uebernatürliche davon zu sondern und darüber zu entscheiden.

**) Durch das Organ der beiden Cardinäle und Bibliothekare des Vaticans, Bellarmin und Baronius.

rücknehmen und sich selbst widersprechen müssen über die Grundthatsache, auf welcher sein eigenes Recht beruht, gerade zu der Zeit reclamiren die Jesuiten für dasselbe die Unfehlbarkeit in Fragen über Thatsachen.

Die Jesuiten sind Versucher und Verderber für Päbste wie für Könige gewesen; sie haben die Könige bei ihren Begierden gefaßt, die Päbste bei ihrem Stolze.

Lächerliches und rührendes Schauspiel! Diese arme kleine jansenistische Partei; so groß damals an Genie und Gemüth*), hartnäckig an die Gerechtigkeit Roms appelliren und vor diesem verkauften Richter knieen!

Die Jesuiten waren nicht verblendet genug, um

*) Wer kann im Louvre ohne Bewegung das tragische Bildniß der Angelica Arnaud sehen? Dieses weiße Gesicht, so jungfräulich, so streng, diese durchsichtige Alabasterlampe, in welcher die innere Flamme, die Flamme der Gnade... aber auch das Feuer der Kämpfe strahlt; aber wie will man sie deshalb anklagen? Da sie verfolgt und denen ausgeliefert sind, welche die ganze Welt verabscheut! Die Tugend und das Genie unterdrückt von der Arglist! — Ich gehe niemals ins Museum, ohne auch das rührende Bild der Nonne von Port-Royal zu betrachten, welche durch ein Gebet gerettet wurde. O diese Mädchen sind Heilige gewesen, das muß man sagen, möge man nun ihren Geist des Widerstandes lieben oder nicht, Heilige und was noch mehr ist, unter den Formen jener Zeit, Vertheidiger der Freiheit.

nicht zu sehen, daß das Pabstthum, welches durch sie thörichterweise in der Theologie erhoben worden war, in der politischen Welt erbärmlich sank. Beim Beginne des Jahrhunderts ist der Pabst noch mächtig, er züchtigt Heinrich IV. auf den Rücken des Cardinals Ossat. In der Mitte des Jahrhunderts, nach der ganzen großartigen Bestrebung des 30jährigen Krieges wird der Pabst beim westphälischen Frieden nicht einmal mit zu Rathe gezogen. Bei dem Vertrag der Pyrenäen, zwischen dem katholischen Spanien und dem sehr christlichen Frankreich vergißt man, daß der Pabst regiert.

Die Jesuiten hatten das Unmögliche unternommen und das Hauptmittel, welches sie dazu anwenden, die Gewinnung der neuen Generation, war nicht minder unmöglich. Dahin waren ihre größten Bestrebungen gerichtet; es war ihnen gelungen, den größten Theil der Kinder des Adels oder der wohlhabenden Familien in ihre Hände zu bekommen; sie hatten aus der Erziehung eine Maschine zur Umneblung der Köpfe, zur Verflachung der Geister gemacht ... aber die Gewalt des modernen Geistes war so groß, daß bei dem zur Tödtung aller Erfindung am glücklichsten ersonnenen Systeme die erste Generation Cartesius hervorbringt, die zweite den Verfasser des Tartuffe und die dritte Voltaire.

Am schlimmsten war es, daß sie beim Scheine dieser großen modernen Fackel, welche sie nicht hat-

ten auslöschen können, sich selbst sahen; sie lernten sich kennen und begannen sich zu verachten. Es giebt Niemand, der so in der Lüge verhärtet wäre, daß er sich selbst ganz und gar täuschen könne. Sie mußten sich eingestehen, daß ihr Probabilismus im Grunde nichts als der Zweifel und die Abwesenheit jedes Prinzipes war. Sie konnten sich die Entdeckung nicht verhehlen, daß sie, die Christen, im höchsten Verstande des Wortes, die Kämpfer des Glaubens, nichts seien, als Sceptiker.

Des Glaubens? Aber welches Glaubens? Wenigstens war es nicht der christliche Glaube; ihre ganze Theologie ging auf nichts Geringeres hinaus, als die Basis, auf welcher das Christenthum ruht, umzustoßen: die Gnade, die unverdiente Rettung durch das Blut Jesu Christi.

Kämpfer eines Prinzipes? Nein; sondern Agenten eines Unternehmens, Geschäftsführer einer Sache, und einer unmöglichen Sache, der Wiederherstellung des Pabstthumes.

Einige Jesuiten, nur eine kleine Anzahl beschlossen in sich selbst eine Abhülfe gegen ihre Erniedrigung zu suchen. Ihr General, ein Deutscher, wagte es, diese Reform zu versuchen, und es bekam ihm übel; die große Mehrzahl der Jesuiten wollte die

Mißbräuche aufrecht erhalten, man nahm ihm alle Gewalt*).

Diese guten Arbeiter, welche so thätig gewesen waren, die Genußsucht der Andern zu rechtfertigen, wollten nun auch selbst genießen, sie gaben sich einen Mann nach ihrem Herzen, liebenswürdig, sanft und gut, dem Epicuräer Oliva zum General. Rom, das kürzlich durch Frau Olympia regiert worden war, hatte gerade einen nachgiebigen Moment, Oliva zog sich auf eine köstliche Villa zurück, sagte: Alle Geschäfte auf Morgen, und ließ die Gesellschaft sich ganz nach ihrer Willkühr regieren.

Die Einen wurden Kaufleute, Banquiers, Tuchfabrikanten zu Gunsten ihres Ordens, Andere, welche das Beispiel des Pabstes ganz in der Nähe hatten, arbeiteten für ihre Neffen und betrieben die Angelegenheiten ihrer Familie. Diejenigen, welche Geist hatten, liefen in die Boudoirs, kokettirten und machten Madrigale. Andere belustigten sich mit den Nonnen, mit den kleinen Geheimnissen der Weiber und sinnlicher Neugier. Ihre Schulmeister endlich, denen die Welt der Weiber verschlossen war, wurden sehr häufig zum Corydon oder Thyrsis der Kollegien. Es entstand daraus in Deutschland ein

---

*) Diese Episode aus der Geschichte der Jesuiten, die von ihnen sehr entstellt worden ist, hat Ranke nach Manuscripten aufgeklärt.

furchtbarer Prozeß *), bei welchem eine gute Anzahl jener strengen und stolzen deutschen Häuser besudelt waren.

Die Jesuiten, welche so tief gesunken waren, sowohl in theologischer als in praktischer Beziehung, verstärkten ihre Partei auf gut Glück mit den sonderbarsten Bundesgenossen. Alles, was sich gegen die Partei der Jansenisten feindlich erklärte, wurde ihr Freund. Da kam nun die moralische Inconsequenz der Gesellschaft zur Sprache, ihre vollkommene Gleichgültigkeit gegen alle Systeme. Diese Leute, welche seit mehr als einem halben Jahrhundert für den freien Willen kämpften, vereinigten sich plötzlich ohne Uebergang mit den Mystikern, welche alle Freiheit in Gott verloren. Gestern warf man ihnen noch vor, daß sie dem Prinzipe der Philosophen und heidnischen Juristen folgten, welches Alles der Gerechtigkeit, nichts der Gnade, der Liebe zuerkannt, und nun mit einem Male empfangen sie den auftauchenden Quietismus mit offnen Armen, den Prediger der Liebe, den Visionair, Desmarets de St. Sorlin.

Desmarets hatte ihnen allerdings wesentliche Dienste erwiesen. Es gelang ihm, Port-Royal zu

*) 1843 in wenigen Exemplaren wieder abgedruckt. Herr Nodier hatte mir diese unendlich merkwürdige Seltenheit gegeben, ich kann sie jetzt nicht wiederfinden.

veruneinigen, indem er einige von den Nonnen gewann. Er trug stark dazu bei den armen Morin, einen anderen und viel unschuldigeren Visionair, zu verderben, der sich für den heiligen Geist hielt*). Er erzählt selbst, wie er durch den Pater Canard (Annat) den Beichtvater des Königs ermuthigt, das Vertrauen dieses Unglücklichen sich gewann, ihn glauben machte, daß er sein Schüler sei und von ihm die schriftlichen Beweise erhielt, auf welche hin er ihn verbrennen ließ (1663).

Die Gunst des allmächtigen Beichtvaters erwarb den ausschweifendsten Büchern Desmarets die Billigung des Erzbischofs von Paris. Er erklärte sich darin zum Propheten und machte sich anheischig für den König und den Pabst eine Armee von 180,000 Ergebenen, Rittern der Unfehlbarkeit des Pabstes, zu schaffen, um in Uebereinstimmung mit

*) Ein im Mittelalter häufiger Glaube. Morin ist ein Mann des Mittelalters, der sich ins 17. Jahrhundert verirrt hat. Seine Gedanken (1647) enthalten viel originelle und beredte Sachen. Unter andern steht der schöne Vers darin: (pag. 164) „Du weißt wohl, daß die Liebe, was sie liebt, ganz zur Liebe macht." Das Leben Morins war schuldlos, das so grausame Urtheil macht ihm in Bezug auf seine Sitten keinen Vorwurf; Desmarets stürzte ihn aus Eifersucht ins Verderben, er wollte auf eigene Rechnung prophezeihen und begnügte sich nicht der Heilige Johannes der Täufer des neuen Messias zu sein.

Spanien die Türken und die Jansenisten auszurotten.

Diese Ergebenen oder Opfer der Liebe waren in sich selbst vernichtete Leute, die nur noch in Gott lebten. Von da ab konnten sie nicht sündigen. Die Seele, sagt er, da sie zu einem Nichts geworden, kann nicht einwilligen; was sie auch thue, da sie nicht eingewilligt hat, hat sie nicht gesündigt; sie denkt ganz und gar nicht, weder an das, was sie gethan hat, noch an das, was sie nicht gethan hat, denn sie hat durchaus nichts gethan... Da Gott Alles in uns ist, so thut er Alles, leitet Alles in uns; der Teufel kann das Geschöpf nicht mehr finden, weder in ihm selbst, denn es ist ein Nichts, noch in seinen Folgen, denn es begeht keine mehr... Durch eine vollkommene Auflösung unserer selbst, ergießt sich der heilige Geist in uns, und wir werden ganz Gott durch eine wunderbare Gottwerdung (Deiformitas). Wenn es noch in dem untergeordneten Theile Verirrungen giebt, so weiß der Obere nichts davon. Aber diese beiden verflüchtigten, verdünnten Theile verwandeln sich endlich in Gott, der Untergeordnete eben so wohl als der Andere. Gott wohnt dann selbst in den Regungen der Sinnlichkeit, welche alle heilig geworden sind*).

*) Desmarets de St. Sorlin's Délices de l'esprit, 29. journée p. 170. Man sehe auch seine Lettres spritueIles.

Desmarets beschränkte sich nicht darauf, diese Doctrin mit Privilegien des Königs und Approbation des Erzbischofs drucken zu lassen; durch die Stütze der Jesuiten mächtig, predigte er den Nonnen und ging von einem Kloster zum andern. Obschon er Laie war, hatte er sich doch zum Gewissensrath von Mädchen gemacht. Er erzählte ihnen seine Träume voll frommer Galanterie und unterrichtete sich von ihren fleischlichen Versuchungen. Ein so ganz vernichteter Mann scheint ohne Gefahr die seltsamste Dinge schreiben zu können, den folgenden Brief z. B.: „Ich umarme Dich, meine sehr theure Taube, in Deinem Nichts, ganz Nichts wie ich bin, da Jeder von uns Alles in unserem All, durch unsern liebenswürdigen Jesus ist u. s. w."

Welcher Fortschritt in wenigen Jahren seit den Provinzialen. Was ist aus den Casuisten geworden? Die einfältigen Leute, welche die Sünde eine nach der andern nahmen und mit großer Anstrengung erst diese und dann jene fortwischten! Jetzt sind sie alle abgeschafft.

Die Casuistik war eine Kunst, welche ihre Meister, ihre Doctoren, ihre geschickten Leute hatte. Aber jetzt, wozu noch Doctoren? Jeder geistige Mensch, jede andächtige Person, jeder Jesuit von kurzem Rocke kann, wie der vom langen, die süße Sprache andächtiger Zärtlichkeiten sprechen. Die Jesuiten sind heruntergekommen, aber der Jesuitis-

mus gewinnt. Es kommt nicht mehr darauf an, jeden Tag, für jeden Fall durch diese oder jene Zweideutigkeit die Absicht zu leiten. Die Liebe, welche Alles vermischt und verschmilzt, das ist die souveraine Zweideutigkeit, die angenehmste, die mächtigste. Schläfert den Willen ein, und es giebt keine Absicht mehr, die Seele, welche ihr Nichts in ihrem All verliert, wird sich sanft im Schooße der Liebe vernichten lassen.

Sechstes Kapitel.

Folge der moralischen Reaction. Tartuffe, 1664 bis 1669. Von den wirklichen Tartuffes. Warum Tartuffe noch nicht Quietist ist.

Der Frömmler ist vom Weltmenschen in flagranti delicto betroffen, der Mann der Kirche von dem Komödianten excommunicirt.... Das ist der Sinn, die Bedeutung des Tartuffe*)!

Die große moralische Frage, welche schon Plato in seinem athenienstischen Tartuffe (Eutyphron) gestellt hat: „kann es ohne Gerechtigkeit Frömmigkeit geben?" — Diese an sich selbst so klare Frage, welche die Casuisten so geschickt unklar gemacht, wurde wieder in ihr rechtes Licht gestellt; das Theater befestigte die durch die Kirche erschütterte religiöse Moral**).

---

*) Das Erscheinen des Tartuffe und die Eroberung Flanderns bezeichnen die literarische und politische Sonnenhöhe des Jahrhunderts Ludwig XIV. Frankreich, das bis dahin das moderne Prinzip vertreten, wendet sich nun gegen dieses Prinzip, greift Holland an und bereitet so die Vermählung Hollands und Englands, d. h. die Größe Englands und seinen eignen Ruin, von ferne vor.

**) Ein starker Geist, St. Evremond, schreibt an einen

Der Verfasser des Tartuffe hat sein Sujet nicht aus der Gesellschaft im Allgemeinen, sondern aus einem engern Kreise, aus der Familie, aus der Häuslichkeit, aus dem Allerheiligsten des modernen Lebens genommen. Dieser Komödiant, dieser Gottlose war der Weltmensch, welcher am meisten die Religion der Familie am Herzen trug, und die Familie ließ ihn im Stich. Schwermüthig und zart sagte er bei seinen häuslichen Kümmernissen bisweilen über sich selbst ein gewichtiges Wort, welches ihn charakterisirt: „Ich hätte voraussehen sollen, daß Eines mich wenig geeignet zum Familienleben macht, meine Strenge"*).

Der Tartuffe, dieses große und erhabene Frescogemälde, ist eine sehr einfache Zeichnung. Mehr schattirt würde sie weniger populär geworden sein.

Freund: „Ich habe eben den Tartuffe gelesen ... wenn ich selig werde, werde ich ihm mein Heil verdanken. Die Andacht ist im Munde Cleants so vernünftig, daß sie mich auf meine Philosophie Verzicht leisten läßt, und die falschen Frommen so gut geschildert, daß die Scham über ihr Bild sie zum Verzichten auf die Heuchelei bringen muß. Heilige Andacht, wie viel Gutes bringst Du in die Welt!" — Brief, der in der Ausgabe des Herrn Aimé-Martin (1837) tom. III. p. 125 citirt ist.

*) Man sehe sein Leben von Grimarest, die geniale Notiz des Herrn Génin (Plutarque français) und die wichtige Arbeit des Herrn E. Noël über die Biographie Molière's, in seinen Komödien selbst gefunden. (Unter der Presse.)

Der Vorbehalt in Gedanken und die Leitung der Absicht, zwei Dinge, über welche Jedermann seit den Provinzialen lachte, haben Molière genügt. Er hat es nicht gewagt, den neuen Mysticismus auf die Bühne zu bringen, der noch zu wenig bekannt, oder zu gefährlich war.

Hätte er das Kauderwelsch Desmarets und der ersten Quietisten benutzt, hätte er ihre mystischen Zärtlichkeiten dem Tartuffe in den Mund gelegt, so wäre es ihm vielleicht gegangen, wie es ihm mit dem lächerlichen Sonett des Misanthrop ging, blos das Parterre hatte ihn bewundert.

Am Tage vor der ersten Vorstellung des Tartuffe las er Ninon das Stück vor, „und um ihn in derselben Münze zu bezahlen, erzählte sie ihm ein ähnliches Abenteuer, das ihr mit einem Nichtswürdigen dieser Art begegnet war, und sie entwarf das Bild desselben mit so lebhaften und natürlichen Farben, daß er sagte, wenn das Stück nicht fertig sei, würde er es niemals unternommen haben."

Was konnte also diesem Meisterstücke fehlen? diesem so tief entworfenen, so kräftig ausgeführten Drama? Ohne Zweifel nichts, als was durch die religiöse Situation der Zeit oder durch die Gewohnheiten unseres Theaters ausgeschlossen wurde.

Eines konnte unmöglich in diesem so kurzen Stücke gezeigt werden, (und doch besteht darin das wahre Verfahren Tartuffe's), nämlich das vorberei-

tende Manövriren, die langen Umwege, auf welchen er zum Ziele kommt, die Geduld in der Arglist, die langsame Bezauberung.

Alles ist hier stark, aber ein wenig abgerissen. Dieser aus Mitleid in einem Hause aufgenommene Mensch, dieser niedrige Schuft, dieser Vielfraß, der für sechs Personen ißt, dieser Spitzbube mit dem rothen Ohr, wie wird er so schnell so dreist, und strebt so hoch? Die Erklärung eines solchen Menschen gegen eine solche Dame, eines zukünftigen Schwiegersohnes gegen seine Schwiegermutter, setzt beim Lesen in Verwunderung, auf der Bühne findet man sich vielleicht besser darein.

Als der Mann Gottes ihr mit diesem überraschenden Geständnisse so über den Hals gekommen ist, kann Elvire unmöglich darauf vorbereitet sein, es zu hören. Ein wahrer Tartuffe hätte die Sache ganz anders angefaßt, demüthig und geduldig würde er sich seine Stellung im Hause gemacht und den günstigen Augenblick abgewartet haben. Wenn z. B. Elvire von den Leichtfertigkeiten, den Indiscretionen der weltlichen Liebhaber gelitten hätte, von denen Tartuffe spricht, wenn sie dann von diesen Prüfungen niedergeschlagen, entkräftet, schwach und matt gewesen, dann würde er an sie herangekommen sein, und sie würde vielleicht sich in dem süßen quietistischen Jargon viele Dinge haben

sagen lassen, welche sie in dem Augenblick nicht hören kann, wo Molière sie darstellt.

Mademoiselle Bourignon erzählt in ihrer merkwürdigen Lebensgeschichte, die man bald wieder auflegen sollte, in welcher Gefahr sie sich in Folge ihres Vertrauens gegen einen Heiligen dieser Art befand. Ich lasse sie selbst sprechen. Vorher muß man indeß wissen, daß die fromme Mademoiselle, welche eine Erbschaft gemacht hatte, daran dachte, dieselbe zu frommen Werken, z. B. zu Schenkungen an Klöster zu wenden.

„Eines Tages, als ich in den Straßen von Lille war, begegnete ich einem Manne, den ich nicht kannte und der mir im Vorbeigehen sagte: Sie werden nicht thun, was Sie wollen; Sie werden thun, was Sie nicht wollen. Zwei Tage darauf kam derselbe Mensch zu mir und sagte: Was haben Sie von mir gedacht? — Daß Sie entweder toll oder ein Prophet seien. — Weder das Eine noch das Andere. Ich bin ein armer Bursche aus einem Dorfe bei Douai, ich heiße Jean de St. Saulieu; mein einziges Studium ist die Barmherzigkeit. Ich habe anfangs bei einem Eremiten gelebt und jetzt habe ich meinen Pfarrer Herrn Roussel zum Gewissensrath ... ich lehre arme Kinder lesen.... Die schönste Barmherzigkeit, welche Sie üben könnten, wäre, wenn Sie die kleinen Waisenmädchen annähmen. Es giebt deren seit dem Kriege so viele....

Die Klöster sind reich genug. — Er sprach drei Stunden hintereinander mit vieler Salbung.

„Ich erkundigte mich nach ihm bei dem Pfarrer, der mich versicherte, es sei ein Mensch von ganz apostolischem Eifer. (Bemerken wir wohl, daß der besagte Pfarrer anfangs erst versucht hatte, die reiche Erbin für einen seiner Neffen zu gewinnen und da der Neffe nicht reüssirt hatte, schob er nun seine Kreatur vor.) St. Saulieu kam häufig und sprach göttlich über geistliche Dinge; ich konnte nicht begreifen, wie ein Mann ohne Studium auf so erhabene Weise von den göttlichen Mysterien zu sprechen im Stande war. Ich hielt ihn für wahrhaft vom heiligen Geiste inspirirt. Er selbst sagte, daß er für die Natur abgestorben sei. Er war Soldat gewesen und aus dem Kriege so jungfräulich wie ein Kind zurückgekommen. Durch Enthaltsamkeit hatte er den Geschmack der Lebensmittel und der Getränke verloren und konnte nicht mehr Wein von Bier unterscheiden. Er brachte den größten Theil seiner Zeit in der Kirche auf den Knieen zu. Man sah ihn auf der Straße mit bescheidener Miene und gesenkten Augen, ohne aufzusehen, umhergehen, als ob er allein in der Welt sei. Er besuchte die Armen, die Kranken und gab Alles, was er besaß. Im Winter, wenn er einen Armen ohne Kleidung sah, nahm er ihn bei Seite, zog seinen Rock aus und gab ihm denselben... Mein Herz war ganz voller

Freude zu sehen, daß es noch solche Menschen in der Welt gäbe; ich dankte Gott dafür und meinte in ihm ein anderes Ich gefunden zu haben. Priester und andere fromme Personen hatten dasselbe Zutrauen; sie gingen zu ihm, erhielten und fanden guten Rath bei ihm.

„Ich empfand ein großes Widerstreben aus meiner Einsamkeit herauszutreten, um diese Kinderstiftung zu machen, welche mir St. Saulieu rieth; aber er brachte einen Kaufmann zu mir, der schon dasselbe angefangen hatte und mir ein Haus anbot, in welches er schon einige arme kleine Mädchen gebracht. Ich bezog dasselbe im November **1650**. Ich reinigte diese Kinder, welche abscheuerregend schmutzig waren. Ich hatte viel auszustehen, da ich Niemand bei mir hatte, der die Arbeit liebte. Aber endlich machte ich eine Regel und unterwarf mich derselben selbst, indem Alles gemeinsam war und an demselben Tische aß. Ich hielt mich, so lange es möglich war, einsam, aber ich war genöthigt, mit allen Arten von Personen zu sprechen. Mönche kamen, Geistliche, deren Gespräche mir nicht sehr zusagten... Ich war zwei oder drei Mal auf den Tod krank.

„Das Haus, wo St. Saulieu unterrichtete, war abgerissen worden, und so hatte er sich zu dem Kaufmann zurückgezogen, von dem ich schon gesprochen. Sie baten mich, ihnen zur Errichtung eines

Stiftes, wie das meinige, für Knaben beizustehen. Um die ersten Ausgaben dazu zu bestreiten, sollte St. Saulieu ein Stadtbüreau pachten, das zwei Tausend Franken jährlich einbrachte und dessen Einkünfte für diese Stiftung sein sollten. Ich leistete die Bürgschaft für ihn. Er nahm ein Jahr ein und sagte dann, daß er, bevor man anfangen könne, noch ein Jahr einnehmen müsse, um Geld genug zur Meublirung des Hauses zu haben. Das machte vier Tausend Francs; als er sechs Tausend verdient, behielt er sie, indem er sagte, es sei das die Frucht seiner Arbeit und er habe sie mit Recht verdient.

„Das hatte ich nicht erst abgewartet, um mißtrauisch zu werden. Ich hatte in Bezug auf diesen Menschen seltsame innere Gesichte. Ich sah eines Tages einen schwarzen Wolf, der mit einem weißen Schafe spielte; ein ander Mal sah ich das Herz St. Saulieu's und einen kleinen Mohrenknaben mit goldnem Scepter und Krone, der darauf saß, als ob er der Teufel, der König seines Herzens gewesen wäre. Ich verhehlte ihm diese Visionen nicht; aber er wurde aufgebracht, und sagte, ich müsse zur Beichte gehen, weil ich so schlecht von meinen Nächsten dächte; er sei weit entfernt, ein schwarzer Wolf zu sein, im Gegentheil, je mehr er sich nähere, je weißer und keuscher würde er.

„Eines Tages indessen sagte er zu mir, wir

sollten uns verheirathen, dabei aber Jungfräulichkeit bewahren; in dieser Vereinigung könnten wir mehr Gutes thun. Darauf antwortete ich, daß zu einer solchen Vereinigung die Ehe nicht nöthig sei. Er richtete indessen kleine Freundschaftsbezeigungen an mich, auf die ich erst nicht achtete. Endlich entdeckte er sich plötzlich, sagte, daß er mich rasend liebe, daß er seit mehreren Jahren die geistlichen Bücher studirt habe, um mich besser für sich einzunehmen, und jetzt, nachdem er so häufigen Zutritt bei mir gehabt, müsse ich seine Frau werden, entweder aus Liebe oder mit Gewalt... Er näherte sich mir, mich zu liebkosen. Ich gerieth in großen Zorn und befahl ihm hinauszugehen... Nun zerfloß er in Thränen, sank aufs Knie und sagte: „es ist der Teufel, der mich versucht hat." Ich war gut genug, es ihm zu glauben und verzieh es ihm.

„Dabei blieb die Sache nicht. Er fing immer wieder an. Er folgte mir überall, kam trotz meiner Mädchen fortwährend zu mir ins Haus, er ging sogar so weit, mir ein Messer an die Kehle zu setzen, um mich zu nöthigen, ihm zu Willen zu sein... Zu gleicher Zeit sagte er überall, daß er mich gehabt habe, daß wir uns die Heirath versprochen hätten. Ich beklagte mich vergeblich bei seinem Beichtvater, dann bei der Justiz, welche mir zwei Wachen in mein Haus gab und einen Prozeß zu instruiren begann. St. Saulieu verfehlte nicht

Lille zu verlassen und ging nach Gent, wo er eines meiner Mädchen traf, die sehr andächtig war und für einen Spiegel der Vollkommenheit galt. Er lebte mit ihr, bis sie endlich schwanger von ihm wurde... Was ihm bei seiner Geschichte in Lille zu statten kam, war der Umstand, daß er einen Bruder bei den Jesuiten hatte. Sie setzten ihre Freunde in Bewegung, er kam mit Zahlung der Kosten davon, mußte seine Verleumdungen zurücknehmen und anerkennen, daß ich ein tugendhaftes Frauenzimmer sei*)."

Das fand von 1653 bis 1658 statt, folglich wenige Jahre vor der Vorstellung des Tartuffe von Molière, der die drei ersten Acte 1664 gab. Es hat allen Anschein, als ob dergleichen Abenteuer zu jener Zeit nichts Seltenes gewesen seien. Tartuffe, Orgon, alle Personen dieses wahrhaft historischen Stückes sind keine abstracten Wesen, keine reinen Kunstschöpfungen, wie die Helden Corneille's und Racine's; es sind wirkliche aus dem Leben genommene Menschen.

Was bei dem flämischen Tartuffe des Fräulein von Bourignon in die Augen fällt, ist seine Geduld, die Mystiker zu studiren und auswendig zu

*) Ich habe die beiden Erzählungen des Fräulein von Bourignon abgekürzt und zusammengeschmolzen. Man sehe tom I. ihrer Werke (Amsterdam 1686) p. 68 — 80 und 188 bis 197.

lernen, um ihre Sprache sprechen zu können. Es ist die Hartnäckigkeit, mit welcher er Jahre hindurch auf die Gedanken des frommen Mädchens einging.

Wenn Molière nicht auf einen so engen Raum beschränkt gewesen wäre, wenn sein Tartuffe die Zeit gehabt hätte, seine Annäherungen besser vorzubereiten, wenn er hätte (was wahrscheinlich damals zu gefährlich war) den Mantel des Desmarets und des sich Bahn brechenden Quietismus umnehmen können, so würde er seine Stellung fester und sicherer haben machen können, bevor er entdeckt worden wäre. Er hätte nicht, fast beim Anfange schon, der Person, welche er verführen will, das am wenigsten verführerische Geständniß gemacht, nämlich daß er ein Schelm ist. Er würde nicht jenes Wort gewagt haben: „Wenn es nur der Himmel ist..." (Act 4, Scene 5). Anstatt plötzlich diese Häßlichkeit der Verderbniß zu demaskiren, würde er sie erst zur Entdeckung gebracht haben, indem er sie nach und nach etwas schminkte. Von Zweideutigkeit zu Zweideutigkeit würde er durch eine geschickte Uebertragung zuletzt es dahin gebracht haben, daß die Verderbniß beinahe der Vollkommenheit glich.... Wer weiß, es wäre ihm vielleicht auf die Länge so gegangen, wie es mehreren passirt ist, daß er nicht mehr nöthig gehabt hätte, Heuchler zu sein, sondern endlich sich selbst getäuscht, sich selbst verführt und sich für einen Heiligen gehalten hätte.... Dann

würde er im höchsten Grade Tartuffe gewesen sein, da er es nicht für die Welt allein, sondern für sich selbst Tartuffe war und in sich jedes Licht des Guten ausgelöscht, sich im Bösen mit einer Sicherheit bewegt, die anfänglich absichtlich gewesen, zuletzt aber naiv geworden.

Siebentes Kapitel.

Das Erscheinen von Molinos 1675. Sein Erfolg in Rom. — Französische Quietisten. Madame Guyon; ihr Gewissensrath. Die Ströme, der mystische Tod. Erholt man sich von demselben?

Der geistliche Führer von Molinos erschien 1675 in Rom. Seit 20 Jahren durch verschiedene Veröffentlichungen von derselben Tendenz vorbereitet, von den Inquisitoren Roms und Spaniens laut gebilligt, hatte dieses Buch einen Erfolg, der in diesem Jahrhundert einzig in seiner Art ist. In 12 Jahren wurde es 20 Male übersetzt und wieder abgedruckt *).

Man darf sich nicht verwundern, wenn dieser Führer zur Nichtswerdung, diese Methode zu sterben so begierig aufgenommen wurde. Es gab sich damals in ganz Europa ein großes Gefühl der Erschlaffung kund. Dieses Jahrhundert, das noch fern

---

*) Dieses Zeugniß giebt ihm sein enthusiastischer Bewunderer, der Erzbischof von Palermo (vor der lateinischen Uebersetzung 1687).

von seinem Ende ist, strebt schon nach Ruhe. Dies ergiebt sich aus seinen Doctrinen. Der Cartesianismus, der ihm den Aufschwung gab, wurde unthätig und contemplativ bei Malebranche (1674). Spinoza hat von 1670 ab Gott, den Menschen und die Welt unbeweglich gemacht in der Einheit der Substanz. 1676 gab Hobbes seine Theorie des politischen Fatalismus.

Spinoza, Hobbes und Molinos, der Tod in der Metaphysik, der Tod in der Politik, in der Moral! Welcher traurige Chor! Sie stimmen überein, ohne sich zu kennen, ohne sich zu verstehen; sie scheinen sich von einem Ende Europas zum andern zu antworten.

Die arme menschliche Freiheit hat nur die Wahl des Selbstmordes, mag sie nun im Norden durch die Logik zu den Abgründen des Spinoza sich führen oder im Süden von der sanften Stimme Molinos verführt, sich in den Maremnen einschläfern lassen, um nicht wieder zu erwachen.

Dennoch ist das Jahrhundert in seinem Glanze, in seinem ganzen Triumphe. Es bedarf der Zeit, bis diese Gedanken der Entmuthigung, des Todes, aus der Theorie in die Praxis übergehen und die Politik an dieser moralischen Erschlaffung Theil nehmen kann.

Es ist ein zarter, in jedem Leben interessanter Zeitpunkt zwischen dem Alter der wachsenden Kraft

und dem noch glänzenden, bei dem aber die Kraft schon schwächer wird und unbemerklich das Hinabgehen beginnt... Im Monate August haben die Bäume alle ihre Blätter noch, aber doch nehmen sie verschiedene Schattirungen an und in ihrem glänzenden Sommer ahnt man ihren Herbst voraus.

Schon seit einiger Zeit wehte ein lauer und fieberhafter Wind von Mittag her, von Italien, von Spanien. Italien war selbst zu todt, mit dem Fuße zu weit im Grabe, um selbst eine Doctrin des Todes hervor zu bringen. Es war ein in Rom, mitten in der italienischen Schlaffheit ansässiger Spanier, der diese Theorie gab und eine praktische Methode daraus machte.

Außerdem bedurfte es noch dazu, daß seine Schüler ihn aufforderten und anspornten zu schreiben und Werke herauszugeben. 20 Jahre hindurch hatte Molinos sich damit begnügt, ohne Aufsehen in Rom seine Doctrin zu verbreiten; er trug sie ganz leise von Pallast zu Pallast. Die Theologie der Ruhe paßte vortrefflich zu der Stadt der Katakomben, dieser Stadt des Schweigens, wo man von da ab nur noch das schwache Geräusch von Leichenwürmern vernahm.

Als der Spanier nach Rom kam, war es eben erst aus dem weiblichen Pontificate der Frau Olympia herausgekommen, der Jesu selbst schlief in den zarten Händen seines Generals Oliva unter den

üppigen Reben, den erotischen Blumen, unter Lilien und Rosen. Zu diesen schlummerseligen Römern, diesem unthätigen Adel, diesen schönen Faullenzerinnen, welche liegend leben und mit halbgeschlossenem Auge, kam gegen Abend Molinos, um mit ihnen zu sprechen... Soll man sprechen sagen? Diese leise, so zu sagen, stumme Sprache vermischt sich für sie in jenem Halbschlafe mit ihrem inneren Traume.

In Frankreich hatte der Quietismus einen ganz andern Charakter. In einem lebendigen Lande zeigte die Theorie des Todes Leben. Man wandte unendlich viel Thätigkeit darauf, zu beweisen, daß man nichts thun müsse. Das schadete der Lehre. Der Lärm und das Licht waren ihr gefährlich. Als Freundin des Dunkels wollte die zarte Pflanze im Schatten wachsen. Ohne von dem chimärischen Desmarets zu sprechen, der eine Meinung nur lächerlich machen konnte, schien Malaval zu ahnen, daß durch die neue Doctrin über das Christenthum hinausgegangen würde. In Bezug auf das Wort Jesu: ich bin der Weg und das Leben, entschlüpft ihm eine, in diesem Jahrhundert bewunderungswürdige Phrase: „Weil er der Weg ist, wollen wir ihn passiren, aber derjenige, der immer passirt, kommt niemals an*).“

---

*) Malaval, pratique facile 1670. Die erste Abtheilung war schon zwei Mal gedruckt worden.

Unsere französischen Quietisten machten zum ersten Male in ihren glänzenden Analysen, ihren reichen und fruchtbaren Entwickelungen auf das aufmerksam, was der Quietismus in den andern Ländern in die dunkle Form eingehüllt. Viele Dinge, welche im Keime und kaum werdend zu sein schienen, kamen bei Madame Guyon in ihrer vollen Entfaltung zu Tage, es war ein vollkommenes Licht, eine Sonne am hellen Mittage. Die seltsame Reinheit dieser Frau machte sie bei der Auseinandersetzung höchst gefährlicher Ideen unverzagt. Frei von Eigennutz, war sie auch frei von Einbildungskraft, sie hatte niemals nöthig, sich unter materieller Form den Gegenstand ihrer andächtigen Liebe vorzustellen*). Das erhebt ihren Mysticismus weit über die rohen und sinnlichen Frömmeleien des sacré coeur, welche um dieselbe Zeit von der Visitandinerin Marie Alacoque ihren Ursprung hatten. Madame Guyon war zu geistig, um ihrem Gott Gestalt zu geben, sie liebte wirklich einen Geist; daher denn auch ein unbegrenztes Vertrauen, eine schrankenlose Kühnheit. Sie thut verwegen, ohne sich ihrer Verwegenheit bewußt zu sein, die mißlichsten Schritte. Sie

*) Siehe ihr Leben von ihr selbst geschrieben (Köln 1720) tom. I. p. 80.: „Mein Gebet war von nun ab leer von allen Formen, Gesichtern und Bildern.“ — Man sehe auch p. 83. gegen die Visionen.

geht in der Höhe und in der Tiefe bis zu den gefürchtetsten Orten; dort, wo Jedermann innehält und zurückschreckt, geht sie noch immer, ähnlich dem Lichte, welches Alles erhellt, ohne jemals sich selbst zu besudeln.

Diese bei einem so reinen Weibe unschuldigen Kühnheiten hatten nichts desto weniger auf die Schwachen eine gefährliche Wirkung. Ihr Beichtvater, der Pater Lacombe, scheiterte in diesem Strudel, versank darin und ging unter. Die Lehre wie die Person hatten ihn in gleicher Weise verwirrt gemacht. Alles, was wir von seinen Bezügen zu ihr wissen, verräth eine seltsame Schwäche, welche sie von der Höhe, auf welcher sie schwebte, kaum zu bemerken den Anschein hatte. Sobald er sie zum ersten Male sah, jung damals und verheirathet, wie sie ihren alten Mann pflegte, wurde er im tiefsten Herzen ergriffen, ward ihm weh zu Muthe. Später, als er unter dem Namen eines Gewissensrathes ihr demüthiger Schüler geworden, folgte er ihr überall bei ihrem abenteuerlichen Leben in Frankreich und Savoyen. Er ging keinen Schritt von ihr, „und hätte nicht ohne sie Mittag essen können." Es war ihm gelungen, sich ein Bildniß von ihr machen zu lassen. Zur selben Zeit, als sie im Jahre 1687 verhaftet, war er zehn Jahre Gefangener in den pyrenäischen Festungen. 1698 benutzte man seine Geistesschwachheit und bewog ihn, an Madame

Guyon einen compromittirenden Brief zu schreiben*): „Der arme Mensch, sagte sie lachend, ist toll geworden“; er war es in solchem Grade, daß er wenige Tage darauf in Charenton starb.

Diese Tollheit setzt mich wenig in Erstaunen, wenn ich die Ströme der Madame Guyon lese, dieses seltsame Buch, das zugleich reizend und furchtbar ist. Ich muß über dasselbe einige Worte sagen.

Als sie es schrieb, befand sie sich in Annecy, im Kloster der Neubekehrten; sie hatte ihr Vermögen ihrer Familie gelassen, und das kleine Einkommen, das sie sich vorbehalten, gab sie auch noch an dieses Kloster, wo man sie sehr schlecht behandelte. Diese zarte Frau, welche ihr Leben im Luxus zugebracht, war genöthigt, über ihre Kräfte Handarbeiten zu thun, zu waschen und zu kehren. Der Pater Lacombe, der damals in Rom war, hatte ihr empfohlen zu schreiben, was ihr in den Sinn kommen würde: um zu gehorchen, sagte sie, werde ich zu schreiben anfangen, was ich selbst noch nicht weiß. Sie nimmt ein Ries Papier und beginnt mit den Worten: Les Torrens (Die Ströme).

Wie die Ströme der Alpen, die Flüsse, die Bächlein und Bäche und alle Wasser, die aus ihnen ent-

*) Siehe die Correspondenz Bossuets und den Bericht Philippeaux u. s. w.

springen, mit aller Kraft zum Meere laufen, eben so haben unsere Seelen in Folge ihres geistigen Hanges das eilige Bestreben, umzukehren und sich in Gott zu verlieren. Diese Vergleichung mit dem lebendigen Wasser ist für sie nicht ein einfaches Motto, das als Ausgangspunkt dient; sie setzt dieselbe fast in dem ganzen Bande mit immerwährend neuer Anmuth fort. Es sollte scheinen, daß dieses liebenswürdige Geschwätz endlich auf die Länge doch matt werden müsse: aber nein, man fühlt nur zu sehr, daß eine solche Leichtigkeit nicht der Sprache angehört, sondern im Herzen ihren Ursprung findet. Sie ist augenscheinlich eine unwissende Frau; sie hat nur die Imitation, die Philothea des heiligen Franziskus de Sales, einige Erzählungen und Don Quixotte gelesen. Sie weiß durchaus gar nichts und hat nicht viel gesehen. Diese Ströme selbst, welche sie beschreibt, werden von ihn nicht in den Alpen beobachtet, wo sie sich damals befindet, sie sieht sie in sich selbst, sie betrachtet die Natur im Spiegel ihres Herzens. Man liest in diesem Buche, gerade wie man am Rande des Wasserfalls in Träumereien versunken das Geriesel des Wassers hören würde. Es fällt und fällt, sanft mit Anmuth seine Gleichförmigkeit durch tausend Abschweifungen im Geräusche und in der Beleuchtung verändernd. Daher sieht man nur Wasser aller Art kommen, Bildnisse der menschlichen Seelen, Bäche, welche

sich begnügen, andern Bächen zuzueilen, Flüsse, die sich ins Meer ergießen, aber langsam, große aber majestätische Ströme, ganz mit Reisenden, Schiffen und Waaren bedeckt und die wegen der Dienste, welche sie leisten, bewundert und gesegnet werden. (Diese Flüsse sind die Seelen der Heiligen und der großen Lehrer).

Es giebt auch eiligere, reißendere Wasser, die zu nichts nütze sind, auf denen man nicht zu schiffen wagt, die abwärts stürzend hinlaufen, so viel Ungeduld haben sie, sich dem großen Meere zu vereinigen. Diese Wasser erleben furchtbare Fälle und werden bisweilen unrein. Bisweilen verschwinden sie. O armer Strom, was ist aus Dir geworden?... Noch ist er nicht verloren. Er kommt wieder auf die Erdoberfläche, aber um sich aufs neue zu verlieren, er ist von seiner Ankunft fern, er muß vorher an Felsen gebrochen, zerstäubt, vernichtet werden...

Als sie ihren Strom zu diesem äußersten Falle geführt, genügt ihr die Vergleichung mit dem lebendigen Wasser nicht mehr, sie giebt dieselbe auf, der Strom wird wieder eine Seele. Kein Gleichniß aus der Natur konnte ausdrücken, was diese Seele leiden soll... Nun beginnt ein seltsames Drama, von dem es scheint, als hätte noch Niemand bis dahin sich zu verirren gewagt: das des mystischen Todes. Man findet wohl in früheren Büchern hier

und da ein Wort über diesen düstern Gegenstand, aber Niemand hat dies Grab noch so tief gegraben, die tiefe Grube, in welcher die Seele sich bestatten soll. Madame Guyon setzt eine Art Vergnügen, Hartnäckigkeit, ich möchte sagen Erbitterung darein, immer tiefer zu bohren und durch alle grauenvollen Gedanken hindurch einen noch bestimmteren Hintritt, einen noch lebloseren Tod zu suchen.

Man findet darin noch eine Menge Dinge, welche man keinesweges von einer Frauenhand erwartete; die Leidenschaft vergißt in ihrer Hingerissenheit alle Zurückhaltung... Diese Seele, die untergehen soll, beraubt der göttliche Bräutigam erst ihres Schmuckes, der Geschenke, die sie zierten; er nimmt ihr die Kleider ab, das heißt, die Tugenden, mit welchen sie sich umhüllt... O Scham! Sie sieht sich nackt und weiß nicht, wohin sich verbergen!... Das ist noch nicht genug, man nimmt ihr ihre Schönheit; abscheulich! Sie sieht sich häßlich. Scheu umherirrend läuft sie und besudelt sich nur noch mehr. Je schneller sie zu Gott hinläuft, je mehr beschmutzt sie sich an den Orten voller Unflath, an welchen sie hindurch muß. Arm, nackt, häßlich und besudelt verliert sie den Geschmack an allen Dingen, das Verständniß, das Gedächtniß, den Willen. Endlich unter dem Willen selbst verliert sie ein unbestimmtes Etwas „das ihr Liebling ist“ und das die Stelle alles andern vertritt (der

Gedanke, daß sie ein Kind Gottes ist)... und das gerade ist der Tod, zu dem sie gelangen muß. Niemand, kein Beichtiger, noch Jemand anders soll ihr Linderung verschaffen, sie muß sterben, muß in die Erde gelegt werden, man muß auf ihr herumtreten, sie muß verderben, verfaulen, muß den Geruch, den Gestank eines Cadavers haben, — bis die Fäulniß zu Asche und Staub geworden ist und nichts mehr daran erinnert, daß die Seele jemals existirt hat.

Was die Seele war, wenn es noch denkt, muß es augenscheinlich daran denken, daß ihm nichts übrig bleibt, als sich unbeweglich im Schooße der Erde zu halten. Aber dennoch hat sie etwas Ueberraschendes empfunden!... Hat etwa die Sonne durch den Spalt des Grabes einen ihrer Strahlen hinein gesandt in dasselbe?... Für einen kurzen Augenblick vielleicht? Nein, die Wirkung hält an, die Tode erwärmt sich wieder, sie bekommt wieder einige Kraft, eine Art von Leben... — aber dieses ist nicht ihr eigenes Leben, sondern ihr Leben in Gott. Sie hat nichts mehr zu eigen, weder Wunsch noch Willen. Was hat sie zu thun, um zu besitzen, was sie liebt? Nichts, nichts und immer wieder nichts.... — Kann sie in diesem Zustande Fehler haben? Gewiß, sie hat welche, sie kennt sie, aber sie thut nichts, um dieselben los zu werden *);

*) Madame Guyon, les Torrens (Cöln 1701) p. 291.

sie müßte dazu wie sonst wieder mit sich selbst sich beschäftigen. Das sind kleine Wolken, welche sie sich zertheilen lassen muß; die Seele hat jetzt Gott zur Seele, er ist fortan ihr Lebensprinzip, er ist eines und dasselbe mit ihr.

„In diesem Zustande ist nichts Außerordentliches; keine Visionen, keine Offenbarungen, keine Verzückungen; Alles das liegt nicht auf diesem Wege, der einfach, rein und kahl ist, da man auf demselben nichts als in Gott sieht, wie Gott sich selbst sieht und mit seinen Augen."

So endigt das Buch nach so viel unmoralischen und gefährlichen Dingen in eine merkwürdige Reinheit, bis zu welcher sich der größte Theil der Mystiker nicht erhoben haben. Eine süße Wiedergeburt ohne Verzückung und Ekstase; ein göttlicher, klarer und reiner Gesichtspunkt wird der Seele zu Theil, welche alle diese Grade des Todes dann durchgemacht hat.

Nach Madame Guyons Ansicht wacht das gebrochene, befleckte, zerstörte Leben wieder in Gott auf. Derjenige, der alle Schauer des Grabes durchgemacht hat, der lebend schon zur Leiche geworden ist, der mit den Würmern Gemeinschaft gemacht hat, Fäulniß geworden, in den Zustand der Asche und der Erde gekommen ist, nur der wird das Leben wieder gewinnen und der Sonne entgegen blühen können.

Giebt es etwas weniger Glaubliches, etwas weniger der Natur Gemäßes? sie selbst täuscht sich, täuscht uns durch eine Zweideutigkeit. Das Leben, welches sie uns nach diesem Tode verspricht, ist nicht das unsrige, unserer erloschenen, verwischten, vernichteten Persönlichkeit wird eine andere unendlich vollkommene folgen, das will ich zugeben, aber dann sind wir es doch immer nicht.

Ich hatte die Ströme nicht gelesen, als das Alles sich zum ersten Male meinem Geiste darstellte. Ich bestieg den St. Gotthard und ging der wüthenden Reuß entgegen, welche in so brausendem Laufe den Berg hinabfällt. Wider meinen Willen, stellte ich mir die furchtbare Arbeit vor, mit welcher sie durch die Felsen, welche sie einengen, sie versperren, sich Bahn bricht. Ich war erschreckt von ihren Abstürzen, den Anstrengungen, die sie zu machen scheint, wie eine arme gequälte Seele, um sich zu fliehen, sich zu verbergen, sich nicht mehr zu sehen. Sie windet sich bei der Teufelsbrücke und gerade an dem Punkte, wo sie sich wendet, indem sie sich krümmt, wird sie von einer ungeheuern Höhe herabgestürzt und hört einen Augenblick auf ein Strom zu sein. Sie ist nichts mehr als ein Sturm zwischen Himmel und Erde, ein eisiger Windeshauch, der das schwarze Thal verdüstert. Man steige noch höher, immer höher. Dann kommt man durch eine Höhle, einen ausgearbeiteten Felsen und dort hört das Geräusch

auf, der große Kampf hört auf. Es herrscht Frieden, herrscht Schweigen... und das Leben fängt es etwa wieder an? findet man nach diesem Todeskampfe die Wiedergeburt? Die Wiese ist bleich, keine Blumen mehr da, armseliges vereinzeltes Gras. Nichts Lebendiges bewegt sich, kein Vogel am Himmel, kein Insect in der Erde. Man sieht die Sonne wieder, aber ohne Strahlen, ohne Wärme.

Achtes Kapitel.

Fénélon als Gewissensrath. Sein Quietismus: Maximen der Heiligen 1697. Fénélon und Madame von Maisonfort.

Madame Guyon war gewiß nicht die extravagante und chimärische Person, zu welcher sie ihre Feinde machen, da sie bei ihrer Ankunft von Savoyen nach Paris gleich von Anfang an den Mann zu gewinnen wußte, der am fähigsten war, ihren Doctrinen Geschmack abzugewinnen, einen Mann von Genie, der außerdem unendlich viel Geist und Gewandtheit besaß und außer diesen Verdiensten noch was nöthigenfalls alles Verdienst entbehrlich macht, da er in diesem Augenblick der Gewissensrath nach der Mode war.

Diese neue Chantal mußte einen heiligen Franziskus de Sales haben; sie fand ihn in Fénélon, der allerdings weniger unschuldig, weniger rein war, weniger von seraphischer Anmuth und Kindlichkeit strahlte, aber äußerst edel und fein, subtil, beredt, gemessen, sehr fromm, sehr politisch war.

Sie legte die Hand auf ihn, ergriff ihn und riß ihn ohne Schwierigkeit mit sich fort. Dieser große und schöue Geist, der Alles umfaßte und auch jeden Widerspruch würde wahrscheinlich stets geschwankt haben, wenn ihn nicht diese mächtige Einwirkung auf eine Seite geworfen. Bis dahin hatte er mit verschiedenen Meinungen gewechselt, zwischen den entgegengesetzten Parteien und Körperschaften geschwankt, so daß jede ihn für einen der Ihrigen ausgab und ihn zu besitzen glaubte. Ein eifriger Höfling Bossuets, dessen Schüler er sich nannte, und den er bei seiner Muße in Meaux nicht mit einem Schritte verließ, war er doch nicht minder ein Freund der Jesuiten und zugleich noch mit St. Sulpice eng verbunden. In seiner Theologie neigte er sich abwechselnd bald zur Gnade, bald zum freien Willen, war von den ältesten Mystikern durchdrungen und voll Ahnungen des achtzehnten Jahrhunderts, er scheint in seinem Glauben einige sceptische Winkel gehabt zu haben, die er zu untersuchen sich hütete. Alle diese verschiedenen Elemente vereinigten sich in der anmuthigen Bewegung des elegantesten schönsten Geistes, den man nur je gefunden. Grieche und Christ erinnert er zugleich an die Kirchenväter, die Philosophen und Romanschriftsteller der Alexandrinischen Zeit, und bisweilen wird plötzlich der Sophist ein Prophet und in einer Predigt erhebt er sich auf den Schwingen des Jesaias.

Man hat allen Grund, zu glauben, daß der bewunderungswürdige Schriftsteller in Fénélon die schwächste Partie gewesen; er war Direktor, Gewissensrath vor Allem. Wer kann sagen, durch welchen Zauber er die Seelen ergriff und entzückte? . . . Man sieht das aus dem unendlichen Reize seiner Correspondenz heraus, so verstümmelt sie auch ist *); keine andere ist grausamer entstellt, gereinigt, absichtlich dunkler gemacht worden. In diesen Fragmenten nun, diesen zerstreuten Ueberbleibseln ist noch die verführerische Anmuth allmächtig; außer der edlen Form, den feinen und lebhaften Wendungen, bei denen man den vornehmen Herrn sehr wohl unter dem Apostel herausmerkt, giebt es noch etwas, das nur ihm eigen ist, eine weibliche Zartheit, welche keineswegs die Kraft ausschließt und im Scharfsinne selbst etwas Zartes und Inniges. Noch jung, bevor er Führer des Herzogs von Bourgogne geworden, hatte er lange Zeit die Neubekehrten geleitet. Dort hatte er Muße gehabt, viele Weiber zu studiren und jene vollkommene Kenntniß ihres Herzens zu erlangen, die ihm so eigen ist. Das leidenschaftliche Interesse, welches sie an seinem Glücke

---

*) Ein Bischof, damaliger Aufseher der Bibliothek, hat sich in meiner Gegenwart gerühmt (und in Gegenwart mehrerer Personen, die es im Nothfalle bezeugen würden) Briefe von Fénélon verbrannt zu haben,

nahmen, die Thränen der kleinen Heerde, der Herzoginnen von Chevreuse, Beauvilliers u. s. w., als ihm das Erzbisthum von Paris entging, ihre ausdauernde Treue gegen diesen geliebten Leiter in seinem Exil in Cambrai, die bis zu seinem Tode dauerte, alles das ergänzt die verlorenen Briefe hinlänglich und giebt eine merkwürdige Idee von dem allmächtigen Zauberer, dessen unbesiegbare Magie Niemand brechen konnte.

Einen so raffinirten, so hochstrebenden Spiritualismus, einen solchen Anspruch auf die höchste Vollkommenheit in diese ceremonielle, steife Welt von Versailles einführen und zwar zu Ende der Herrschaft, unter welcher Alles eisig schien, welch ein verwegenes Unternehmen! Hier handelte es sich nicht darum, sich wie Madame Guyon in der Einsamkeit der Alpen, den Strömen der göttlichen Liebe zu überlassen. Man mußte selbst der Narrheit der Liebe einen Anstrich von Vernünftigkeit, die Form des richtigen Sinnes geben, mußte, wie der alte Dichter sagt, mit Methode wahnsinnig sein! Das versuchte Fénélon in seinen Maximen der Heiligen. Molinos, der verurtheilt, Madame Guyon, die in Vincennes eingesperrt war, belehrten ihn deutlich genug; er sprach sich aus, aber vorsichtig, und beobachtete in der Form, trotz dem daß er sich entschied, einen Rest von Unentschiedenheit.

Wenn er mit seiner Gewandtheit, Geschicklichkeit und Feinheit von den Quietisten abweicht, welche zu verdammen er sich den Anschein giebt, so geschieht das weniger in Bezug auf die Grundlage der Doctrin als auf den Grad, in dem er sie bewundert. Er glaubt viel zu thun, wenn er sagt, daß der Zustand der Ruhe, in welchem die Seele die Thätigkeit verliert, nicht ein fortwährend, sondern ein gewöhnlich passiver ist. Indem er die Unthätigkeit über die Thätigkeit stellt und als vollkommenen Zustand preist, macht er es da nicht wünschenswerth, daß die Unthätigkeit fortwährend sei?

Diese gewöhnlich passive Seele concentrirt sich, seiner Meinung nach, nach oben, läßt den untergeordneten Theil unter sich, dessen Handlungen von ganz blinder und unfreiwilliger Unlauterkeit sind. Da diese Handlungen indessen immer als freiwillige betrachtet werden, so gesteht er, daß der edlere Theil dafür verantwortlich bleibt. Also er soll sie leiten? Keineswegs, er ist in seiner erhabenen Ruhe und Beschaulichkeit absorbirt. Wer übernimmt es nun in Ermangelung dessen? Wer verhindert die Unordnung in dieser unteren Sphäre, in welche die Seele nicht mehr hinabsteigt? Er sagt es ausdrücklich: es ist der Direktor, der Gewissensrath.

Daß er in dieser Theorie Molinos modifizirt, ist weniger wichtig als es scheint. Die spekulative Seite, welche Bossuet so sehr beschäftigt, ist nicht

das Wesentlichste bei einem Punkte, wo die Praxis so direkt Theil hat. Wichtig ist, daß Fénélon, eben so gut wie Molinos, nachdem er ein großes Gerüste von Regeln aufgebaut, an diesen Regeln nicht genug hat; in jedem Augenblick ruft er den Gewissensrath herbei. Er stellt ein System auf, aber dieses System kann nicht allein gehen, es bedarf dazu der Hand eines Menschen. Diese träge Theorie erfordert von Zeit zu Zeit die Ergänzung einer speziellen Berathung, eines empirischen Auskunftsmittels. Der Gewissensrath ist für die Seele gleichsam eine ergänzende Seele, die, während jene auf dem Berge schläft, Alles für sie in dieser Welt hier unten ordnet und leitet, eine Welt, die im Grunde nichts destoweniger eine Welt der Wirklichkeit ist.

Der Mensch also und immer wieder der Mensch! das ist es, was man stets auf dem Boden ihrer Doctrinen findet, sobald man denselben hart zu Leibe geht. Das ist die ultima ratio ihrer Systeme. So ist ihre Theorie bestellt, so auch ihr Leben.

Ich lasse diese berühmten Gegner, Fénélon und Bossuet, sich für ihre Ideen streiten. Lieber beobachte ich ihre Praxis und dort sehe ich, daß die Doctrin wenig ist, der Mensch sehr viel. Quietisten und Antiquietisten weichen nicht wesentlich in ihrer Methode, die Seele einzuhüllen, den Willen einzuschläfern, ab.

Bei diesem Streite der Theorieen, bevor er noch begann, machte sich ein persönlicher, höchst merk-

würdig anzusehender Kampf geltend. Der Preis des Kampfspiels, wenn ich so sagen darf, die geistliche Eroberung, welche sich die beiden Parteien streitig machten, war ein Weib, eine reizende Seele, voller Schwung und Jugend, unvorsichtiger Lebhaftigkeit und naiver Rechtschaffenheit *). Es war eine Nichte der Madame Guyon, eine Demoiselle, die man (sie war Kanonissin) Frau von Maisonfort nannte. Dieses edle und arme Fräulein, die von einer Stiefmutter und einem Vater, der sich wieder verheirathet, schlecht behandelt wurde, war in die kalten und politischen Hände der Frau von Maintenon gerathen. Geschah es nun aus Eitelkeit oder sollte es ein Mittel sein, einen alten, schwer zu amüsirenden König zu unterhalten, sie stiftete damals Saint-Cyr für die adeligen Fräulein. Sie wußte, daß der König stets empfänglich für Weiber war, und ließ ihm nur alte oder Kinder zu Gesichte kommen. Die Pensionärinnen von Saint-Cyr, welche mit ihren unschuldigen Spielen die Augen des Greises ergötzten, erinnerten ihn an ein anderes Alter und boten ihm eine süße und wenig gefährliche Gelegenheit zu väterlicher Galanterie dar.

*) Seltsames Geschick dieses jungen Mädchens, der Racine eines Tages die Thränen trocknet (sie spielte die Elise in Esther) und die Fénélon und Bossuet so sehr zum Weinen gebracht haben. Siehe Herrn von Noailles Saint-Cyr p. 113. (1843.)

Frau von Maintenon, die bekanntlich ihr Glück einer gewissen dezenten Harmonie mittelmäßiger Eigenschaften verdankte, suchte etwas, wenn man so sagen darf, außerordentlich Mittelmäßiges, um dieses Stift zu leiten. Sie konnte es nirgend besser finden als bei den Sulpizianern und den Lazaristen. Der Sulpizianer Godet, den sie zu ihrem geistlichen Führer und Gewissensrath des Hauses von Saint-Cyr annahm, war ein Pedant von Verdienst; ungefähr so bezeichnet ihn Saint-Simon, der auf ihn etwas hält. Frau von Maintenon sah in ihm den trockenen und buchstabentreuen Priester, welcher sie vor jeder Excentricität sicherte. Mit diesem konnte man ruhig schlafen; zwischen die beiden Leute von Genie, welche auf Saint-Cyr Einfluß hatten, den Jansenisten Racine und den Quietisten Fénélon *) stellte sie bevorzugend Godet.

Wüßte man das auch nicht, so würde man schon aus dem bloßen Anblicke des Hauses Saint-Cyr leicht in demselben den wahren Aufenthalt der langen Weile erkennen. Die Seele der Stifterin, diese Gouvernantenseele, ist überall herauszumerken. Man gähnt schon beim bloßen Sehen . . . Wenn das Gebäude noch wenigstens traurig wäre; die Trau-

*) Entweder Racine würde, mit Ihnen vom Jansenismus sprechend, Sie dazu verleitet haben oder Herr de Cambrai u. s. w. Briefe der Frau von Maintenon II., 190. (éd. 1757)

rigkeit selbst ist für die Seele eine Nahrung. . . . Nein, es ist nicht traurig, heiter eben so wenig; es läßt sich Nichts darüber sagen, kein Charakter, kein Styl ist vorhanden, den man wenigstens tadeln könnte. Aus welcher Zeit ist die Kapelle? Weder gothisch noch Renaissance, nicht einmal jesuitisch. Aber dann ist vielleicht Jansenistische Strenge darin? . . . Streng ist es keineswegs . . . Was ist es denn? Nichts. Aber dieses Nichts hat eine Macht der Langweile, wie man sie nirgend wiederfindet.

Nach dem ersten, halb frommen, halb weltlichen Augenblicke der Vorstellungen der Athalie und der Esther, welche die jungen Fräulein zu gut gespielt hatten, wurde das Pensionat reformirt, und zu einer Art Kloster. Anstatt Racine's machten der Abbé Pellegrini und Frau von Maintenon Stücke für Saint-Cyr *). Die Lehrerinnen mußten Nonnen sein. Das war eine große Veränderung, die Ludwig XIV. selbst mißfiel **) und dem neuen Etablissement gefährlich werden konnte. Frau von Maintenon scheint das selbst gefühlt zu haben, und suchte als Grundstein ihres Gebäudes einen lebendigen Stein, ach, ein Weib von Anmuth und Le-

*) Proverbes inédits de Madame de Maintenon 1829. Man sehe auch ihre Conversations (1828) und ihr Esprit de l'Institut des filles de Saint-Louis (1808).

**) Herr von Noailles, Saint-Cyr p. 131.

ben . . . Es war die arme Maisonfort, die man dazu ausersah, den Schleier zu nehmen, sich in dem Stifte von Saint-Cyr einklostern, begraben zu lassen.

Aber diejenige, die Alles konnte, konnte doch das nicht. Lebhaft, unabhängig, wie die Maisonfort war, würden alle Könige und Königinnen bei ihr Nichts ausgerichtet haben. Das Herz allein, wenn es geschickt berührt wurde, konnte sie hinbringen, wohin man wollte. Frau von Maintenon, welche sehr auf diese Sache hielt, gab sich Mühe, die überraschen muß, wenn man ihre Briefe liest. Diese so zurückhaltende Person geht hier aus ihrem Charakter heraus; sie wird mittheilend, um Vertrauen zu gewinnen, und fürchtet sich nicht, dem jungen Mädchen, dem sie die Welt verekeln will, einzugestehen, daß sie selbst auf dem ersten Platze der Welt „vor Traurigkeit und Ueberdruß dahinstirbt."

Besser wirkte es, daß man bei ihr einen neuen Gewissensrath anstellte, den verführerischen, den anmuthigen, den unwiderstehlichen. Der Abbé von Fénélon stand damals sehr gut mit der Maintenon; er dinirte alle Sonntage mit ihr bei den Herzoginnen Beauvilliers und Chevreuse, ganz unter sich ohne Bedienten, sich selbst aufwartend, um nicht behorcht zu sein. Die Anziehungskraft dieses seltenen Mannes war für die Maisonfort groß, und ihr

wurde noch dazu befohlen, dieser Neigung zu folgen: „Sehen Sie den Abbé Fénélon bei sich, schrieb ihr Frau von Maintenon, gewöhnen Sie sich daran, mit ihm zu leben*)“.

Ein liebenswerther Befehl, den sie nur zu gut befolgte, eine süße Gewöhnung . . . Mit einem solchen Manne, der Alles mit seiner persönlichen Anmuth belebte, die verwickeltsten Sachen vereinfachte und erleichterte, ging man nicht, sondern flog zwischen Himmel und Erde in den rauhen Legionen der göttlichen Liebe. So viel Verführungsreiz, Frömmigkeit und Freiheit zu gleicher Zeit . . . das war zu viel für das arme Herz!

St. Simon erzählt, durch welche spionirenden und verrätherischen Mittel Godet das Vorhandensein des Quietismus in St.-Cyr nachwies. So vieler Gewandtheit bedurfte es gar nicht. Die Maisonfort war rein genug, um unvorsichtig zu sein; in dem Glücke dieser neuen Geistigkeit, in welche sie mit ganzer Seele eintrat, sagte sie noch mehr darüber, als man von ihr herauslocken wollte.
So verdächtig nun auch Fénélon damals wurde, ließ man ihn ihr dennoch bis sie den großen Schritt gethan hätte. Man wartete bis sie unter diesem

---

*) Brief von Philippeaux citirt in seiner Relation du quietisme I., 43.

Einfluß, trotz ihrer Thränen und ihrer Reclamationen, den Schleier genommen haben würde und das verhängnißvolle Gitter sich hinter ihr schlösse.

Zwei Versammlungen fanden in St.-Cyr statt, um über das Schicksal des Opfers zu entscheiden. Godet beschloß unter dem Beistande der Lazaristen Thiberge und Brisacier, daß sie Nonne werden solle, und Fénélon widersprach nicht. Sie selbst hat erzählt, daß sie während der Berathungen sich vor dem heiligen Abendmahl in einer seltsamen Angst zurückgezogen, vor Schmerz zu sterben gedacht und in ihrem Zimmer die ganze Nacht hindurch einen Strom von Thränen vergossen habe.

Die Berathung war übrigens nur eine reine Form. Frau von Maintenon wollte, man hatte also bloß zu gehorchen. Niemand hing in diesem Augenblicke mehr von ihr ab, als Fénélon; es war die für den Quietismus entscheidende Krisis. Es handelte sich darum, zu wissen, ob sein Lehrer, sein Schriftsteller, sein Prophet, der dem König wenig angenehm war, obwohl ihn dieser nicht recht kannte, vor dem Ausbruche der Doctrin die Stellung eines großen Prälaten einnehmen könne, zu welcher alle die Seinigen ihn gern hinaufgebracht hätten. Daher seine unbegrenzte Ergebenheit für Frau von Maintenon, daher die Opferung der armen Maisonfort, um dieses allmächtigen Willens halber. Fénélon, der vollkommen seinen geringen Beruf kannte, opferte sie allerdings

nicht seinen persönlichen Interessen, sondern den Fortschritten seiner Doctrinen und der Vergrößerung seiner Partei.

Sobald sie den Schleier genommen hatte, unwiderruflich zur Klosterfrau geworden war, entfernte er sich nach und nach. Zu offen und zu unvorsichtig that sie seiner Doctrin, die schon lebhaft angegriffen wurde, Schaden, er konnte so gefährliche Freundschaften nicht gebrauchen, er bedurfte politische Stützen. Er wandte sich an die Jesuiten in extremis, nahm einen jesuitischen Beichtvater, sie waren so schlau gewesen, sich von beiden Parteien welche zu halten.

Von Fénélon wieder Godet anheimfallend, unter seine harte und trockene Leitung zu kommen, das war mehr als die neue Nonne ertragen konnte. Als dieser eines Tages mit den kleinen Vorschriften und den ganz ins Einzelne gehenden Reglements kam, welche er gemeinschaftlich mit Frau von Maintenon abgefaßt, konnte die Maisonfort sich nicht mehr halten und sagte muthvoll in seiner, in der allmächtigen Begründerin Gegenwart, wie sehr sie dieselben verachte. Kurze Zeit darauf vertrieb eine Lettre de cachet sie rauh aus St.-Cyr.

Gegen diese ganze feindliche Welt, Godet, Brisacier hatte sie sich zu gut vertheidigt. Von Fénélon verlassen suchte sie seinen Lehren treu zu bleiben und bestand darauf, seine Bücher zu behalten. Man

mußte die große Autorität der Zeit zu Hülfe rufen, Bossuet, um die Rebellin zur Vernunft zu bringen. Aber sie wollte seine Meinung erst anhören, nachdem sie Fénélon gefragt, ob sie es thun könne. Auf dieses letzte Zeichen von Vertrauen antwortete er, es thut mir leid es sagen zu müssen, in einem trokkenen und traurigen Briefe*), in welchem die Eifersucht sich nur zu sehr zeigt und der Aerger, diejenige, welche er nicht vertheidigt hatte, dem Einflusse eines Andern unterworfen zu sehen.

*) Derselbe befindet sich vollständig bei Philippeaux, Tom. I. 161.

Neuntes Kapitel.

Bossuet als Gewissensrath. Bossuet und die Schwester Cornuau. Seine Redlichkeit und seine Unvorsicht. Er ist Quietist in der Praxis. Die Gewissensleitung neigt sich zum Quietismus. Moralische Auflösung.

Nichts macht den der Gewissensleitung eigenthümlichen Charakter deutlicher, als die Correspondenz des würdigsten und offenherzigsten Gewissensrathes; ich spreche von Bossuet. Die Erfahrung ist entscheidend. Wenn die Resultate schlecht sind, so muß man die Methode und das System anklagen, keineswegs aber den Mann.

Die Größe des Genies und der Adel des Charakters entfernte Bossuet natürlicherweise von den kleinen Leidenschaften der gewöhnlichen Beichtväter, den Kleinlichkeiten, den Eifersüchteleien, den tyrannischen Scherereien. Wir können darin einem seiner weiblichen Beichtkinder Glauben schenken, „ohne die Gewissensräthe tadeln zu wollen," sagt sie, „welche bis auf die geringsten Gedanken und Neigungen hin, Alles leiten wollen, konnte er diesem Verfahren keinen Geschmack abgewin-

nen in Bezug auf die Seelen, welche Gott liebten und im geistlichen Leben ein wenig vorgeschritten waren *)."

Sein Briefwechsel ist würdig, edel, ernsthaft. Man findet darin nicht die zu liebkosenden Zärtlichkeiten des heiligen Franziskus de Sales und noch weniger die leidenschaftlichen Spitzfindigkeiten und scharfsinnigen Wendungen Fénélon's, durchaus keine verliebte Sophistik. Die Briefe Bossuet's sind zwar minder streng, als die St. Cyran's, aber doch nähern sie sich denselben durch ihren Ernst. Sie haben zuweilen eine großartige Rede, die eigentlich nicht für die demüthige und mittelmäßige Person paßt, an welche sie im Allgemeinen gerichtet sind, die aber den Vortheil hat, dieselbe in Entfernung zu halten und bei dem vertrauensvollsten Beisammensein die zu vertraulichen Annäherungen auszuschließen.

Wenn diese Correspondenz vollständiger als die Fénélon'sche auf uns gekommen ist, so verdanken wir das, wenigstens in Bezug auf den merkwürdigsten Theil, der Verehrung, welche die gute Wittwe Cornuau, ein Beichtkind Bossuet's, seinem Andenken zollte. Diese würdige Person hat, indem sie uns diese Briefe überlieferte, auf das gewissenhafteste

*) Oeuvres de Bossuet, Avertissement de la socur Cornuau, XI, 30. (ed. Lefebvre 1836).

eine Anzahl für sie ziemlich demüthigende Einzelheiten darin gelassen. Sie hat ihre Eitelkeit bei Seite gesetzt und nur an den Ruhm ihres geistlichen Vaters gedacht. In dieser Beziehung hat ihre Neigung sie sehr glücklich geleitet, sie hat vielleicht mehr für ihn gethan, als irgend ein Lobredner. -Diese edlen Briefe, welche in so tiefem Geheimnisse geschrieben sind, um niemals das Licht zu erblicken, sind werth, den Augen der Welt vorgelegt zu werden.

Die gute Wittwe erzählt uns, daß wenn sie so glücklich war, ihn bisweilen in seiner Einsamkeit in Meaux zu besuchen, er sie in „einem kleinen, sehr kalten Orte empfing, wo es viel Rauch gab." Das ist wahrscheinlich der kleine Pavillon, welchen man noch heute zu Ende des Gartens auf dem alten Stadtwalle zeigt, der die Terrasse des bischöflichen Palastes bildet. Ueber dem Kabinette, welches sich im Parterre befindet, schlief in einer kleinen Bodenkammer der Diener, welcher früh des Morgens Bossuet weckte. Eine düstere schmale Allee von Taxus und Stechpalmen führt zu der traurigen Wohnung. Es sind alte verkrümmte, zwergige Bäume, die ihre knotigen Arme, ihre schwarzen Blätter immer mehr in einander geschlungen haben. Die Träume der Vergangenheit scheinen immer noch hier zu wohnen, man könnte noch die Grundzüge der großen, uns heute so fern liegenden Polemiken finden, die Disputationen Jurieu's und Claude's und die stolze Geschichte

der Variationen und den tödtlichen Kampf des Quietismus, von verrathener Freundschaft vergiftet. Ueber dem ernsten Garten, der im französischen Styl angelegt ist, schwebt in sanfter Majestät der Thurm der Kathedrale; aber man sieht ihn nicht von dieser schwarzen Allee aus, eben so wenig aus dem traurigen Kabinette, einem engen kalten Orte von untröstlichem Ansehen, der trotz des großen Andenkens durch seine Oede abstößt und daran erinnert, daß in diesem schönen Genie, dem besten Priester seiner Zeit, immer doch noch ein Priester steckte.

Es gab nur einen Punkt, in Bezug auf welchen man diesen beherrschenden Geist rühren konnte, dies war die Gelehrigkeit und der Gehorsam und der der guten Cornuau überstieg Alles, was er nur erwarten konnte. Sie zeigt unendlich viel Gehorsam, und man sieht, daß sie einen großen Theil davon noch verbirgt, aus Furcht, ihm zu mißfallen, sie giebt sich alle mögliche Mühe, so weit es ihre natürliche Mittelmäßigkeit erlaubt, dem Geschmacke und den Ideen des großen Mannes zu folgen. Er hatte einen Geist zum Regieren, sie hatte ihn gleichfalls im Kleinen. Sie übernahm die Angelegenheiten der Gemeine, in welcher sie lebte, und zu gleicher Zeit beendete sie die ihrer Familie. So wartete sie 15 Jahre, bevor es ihr erlaubt wurde Nonne zu werden. Endlich erlangte sie diese Gunst und ließ sich die Schwester des heiligen Benignus nennen, indem sie so

vielleicht etwas verwegen eben den Namen Bossuet's annahm.

Diese positiven Bestrebungen, in welchen sie der weise Gewissensrath lange Zeit zurückhielt, hatten für sie die vortreffliche Wirkung, die Einbildungskraft zu zerstreuen und kälter zu machen. Sie war eine leidenschaftlich rechtschaffene, aber ein wenig gewöhnliche Natur, die unglücklicherweise Verstand genug hatte, um sich einzugestehen, was sie war. Sie weiß und sie sagt es sich selbst, daß sie nur eine kleine Bürgersfrau ist, weder Geburt, noch großen Geist, noch Anmuth, noch Welt hat. Sie hat nicht einmal Versailles gesehen! Wie sollte sie bei ihm gegen seine andern geistlichen Töchter, vornehmen Damen kämpfen, die stets glänzend sind, selbst in ihren Beichten und ihren freiwilligen Demüthigungen?... Es scheint, als hätte sie anfangs gehofft, auf andere Weise sich vorzuthun und auf mystischem Wege sich über diese Weltdamen zu erheben. Eines Tages fällt es ihr ein, Visionen zu haben, sie schreibt eine von ziemlich ärmlicher Phantasie auf, sie wird aber von Bossuet gar nicht ermuthigt. Was ist zu thun? Die Natur hat ihr Flügel versagt, sie sieht wohl, daß sie jedenfalls nicht wird fliegen können; aber mindestens hat sie keinen Stolz, sie sucht nicht den traurigen Zustand ihres Herzens zu verbergen, es entschlüpft ihr das demüthigende Geständniß, „daß sie vor Eifersucht umkommt."

Rührend ist es zu sehen, wie nach diesem Geständniß das arme, sehr sanfte und gute Geschöpf sich opfert, sich zur Krankenwärterin derjenigen macht, auf welche sie eifersüchtig ist und die damals von einer furchtbaren Krankheit befallen war. Sie folgt ihr nach Paris, schließt sich mit ihr ein, pflegt sie, liebt sie! Vielleicht aus demselben Grunde, der eben noch die ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbrachte, weil sie von Bossuet geliebt wurde.

Die Cornuau täuscht sich augenscheinlich in ihrer Eifersucht. Gerade sie ist die Vorgezogene. Man sieht es jetzt aus den verschiedenen Correspondenzen. Alle väterlichen Nachgiebigkeiten sind ihr aufbewahrt, für sie allein scheint er sich auf Augenblicke zu erweichen, so viel es sein gewöhnlicher Ernst erlaubt. Dieser so sehr beschäftigte Mann findet Zeit genug, ihr an zweihundert Briefe zu schreiben. Jedenfalls ist er strenger, fester gegen die vornehme Dame, auf welche sie eifersüchtig ist; er wird kurz, fast rauh gegen dieselbe, wenn er auf etwas schlüpferige Mittheilungen, welche sie ihm hartnäckig macht, zu antworten hat. Er schiebt seine Antwort auf unbestimmte Zeit hinaus („wenn ich mehr Muße haben werde"); bis dahin verbietet er ihr, über dergleichen Gegenstände zu schreiben, sonst werde er ihre Briefe verbrennen, ohne sie nur zu lesen (24. Nov. 1691). Er sagt übrigens sehr edel über diese mißlichen Gegenstände, welche die Phantasie beunruhigen können,

„man müsse, wenn man genöthigt wäre, von dieser Art Anfechtungen zu sprechen und sie mit anzuhören, nur mit den Fußspitzen die Erde berühren."

Diese vollkommene Redlichkeit, welche nichts vom Bösen wissen will, läßt es ihn bisweilen mehr als es sein sollte vergessen und macht ihn etwas unvorsichtig. Durch sein damals schon sehr reifes Alter gesichert, erlaubte er sich auf Augenblicke Regungen mystischer Liebe, die vor einem Zeugen voll Leidenschaftlichkeit wie die Cornuau sehr indiscret sind. Einer einfachen, demüthigen, in jedem Sinne untergeordneten Person gegenüber, glaubt er sich allein und läßt dem lebhaften Instinkt von Poesie, den er bis in seine alten Tage hinein bewahrte, den Zügel schießen, er steht nicht an, sich der mysteriösen Sprache des hohen Liedes zu bedienen. Mitunter wendet er diese glühende Sprache an, um sein Beichtkind zu beruhigen, ihre Keuschheit zu befestigen. Ich wage den gewiß unschuldigen, aber gewiß sehr unvorsichtigen Brief nicht herzusetzen, welchen er von seinem Landhause in Germigny vom 10. Juli 1692 schreibt, und wo er den Sinn des Wortes der Gattin erklärt: „Reiche mir Blumen dar, denn ich bin krank vor Liebe." Diese Medicin, welche die Leidenschaft heilen will durch eine noch stärkere Leidenschaft, ist sonderbar dazu geeignet, dieselbe nur zu verdoppeln.

Was noch mehr als diese Unvorsichtigkeiten befremdet, ist der Umstand, daß man häufig in dem

vertrauten Briefwechsel dieses großen Gegners des Quietismus, den größten Theil der Empfindungen und praktischen Grundsätze findet, welche man den Quietisten zum Vorwurf machte. Er gefällt sich darin, ihren Lieblingstext expectans expectavi zu entwickeln. Die Gattin soll sich nicht beeilen, „sie soll warten, was der Gatte wird thun wollen. Wenn er die wartende Seele liebkoset und sie anreizt, ihn zu liebkosen, so soll sie, muß sie ihr Herz ihm hingeben... Das Mittel der Vereinigung ist die Vereinigung selbst. Den Gatten handeln zu lassen, darin besteht der ganze Verkehr der Gattin..."

„Jesus ist bewunderungswürdig in den keuschen Umarmungen, mit denen er seine Gattin ehrt, sie fruchtbar macht. Alle Tugenden sind die Frucht seiner keuschen Umarmungen." (28. Febr. 1693.) — „Es muß eine Aenderung im Leben folgen, aber ohne daß die Seele daran denkt, sich selbst zu verändern."

Dieser ganz quietistische Brief ist am 30. Mai 1696 geschrieben, und acht Tage darauf*), welche traurige Inconsequenz, schreibt er die unmenschlichen Worte über Madame Guyon: „Man scheint mir

*) Oeuvres de Bossuet tom. XI. 380. XII. 53. (Ausgabe von 1836.)

entschlossen, sie weit von hier in einem guten Schlosse einzusperren u. s. w."

Wie ist es möglich, daß er nicht einsieht, wie er in der praktischen Frage, die doch viel wichtiger als die Theorie ist, sich in nichts von denen unterscheidet, welche er so schlecht behandelt? Die Gewissensleitung ist bei Bossuet, wie bei seinen Gegnern, die Entwicklung der trägen und passiven Seiten der Natur: expectans expectavi.

Es ist ein merkwürdiges Schauspiel für uns, sie alle von tief aus dem Mittelalter herunter gegen die Mystiker schreien und doch selbst in den Mysticismus verfallen zu sehen. Der Abhang muß steil und unüberwindlich sein. Im 14. und 15. Jahrhundert ahmen der tiefe Rusbrock, der große Gerson gerade denen nach, welche sie tadeln; im 17. Jahrhundert sprechen die Quietisten Bona, Fénélon, selbst Lacombe, der Beichtvater der Madame Guyon, streng und hart von den absoluten Quietisten. Alle zeigen den Abgrund und Alle fallen hinein. Die Personen thun hier nichts zur Sache; es ist ein logisches Verhängniß. Der Mann, der durch seinen Charakter und sein Genie am meisten von dem passiven Wege entfernt ist, derjenige, welcher sie in seinen Schriften mit der meisten Kraft verdammt, Bossuet, geht in der Praxis doch denselben Weg wie die Andern.

Was nützt es, gegen die Theorie des Quietismus zu schreiben, der Quietismus ist viel weniger ein System, als eine Methode, eine Methode der Einschläferung und der Trägheit, welche wir immer wieder unter der einen oder andern Gestalt bei der frommen Gewissensleitung antreffen. Es nützt zu nichts, wie Bossuet, Thätigkeit anzurathen, sie zu erlauben, wie Fénélon, wenn man bei einer Seele jede Uebung der Thätigkeit bevormundet, sie gleichsam an der Leine hält, ihr die Gewohnheit, die Lust und die Kraft zum Handeln raubt.

Mag sie auch noch den Anschein des Handelns haben, ist dieselbe nicht eine Täuschung, wenn diese Thätigkeit nicht die ihrige, sondern die Deine ist, Bossuet? Du zeigst mir eine Person, welche geht und schreitet, und ich sehe wohl, daß sie nur diesen Anschein von Bewegung hat, weil sie Dich in sich trägt, als Prinzip der Handlung, als Ursache und Grund zum Leben, zum Gehen, zur Bewegung. Allerdings ist immer im Ganzen dieselbe Summe von Thätigkeit vorhanden, nur geht bei dieser gefährlichen Beziehung des Leiters zum Geleiteten jedes Handeln auf den Ersteren über; er allein bleibt eine thätige Kraft, ein Wille, eine Person. Der Geleitete verliert nach und nach das, was seine Persönlichkeit ausmacht, und was wird er? eine Sache.

Als Pascal in seiner stolzen Verachtung gegen die Vernunft uns auffordert, uns zu verdummen*), in uns das zu beugen, was er den Automaten, die Maschine nennt, da merkt er nicht, daß er dann nur einen Austausch von Vernunft hervorbringen will; die unsere hat sich selbst Zügel und Zaum angelegt, die Vernunft eines Andern wird sich darauf setzen, sie besteigen und sie führen, wie sie will.

Wenn der Automat Bewegung behält, wie soll man ihn dann führen? Nach der wahrscheinlichen Meinung; der Probabilismus der Jesuiten herrscht in der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Als darauf die Bewegung innehält, lernt das erschlaffende Jahrhundert, daß die Unbeweglichkeit die Vollkommenheit selbst ist.

Die Schwäche und die Ohnmacht der letzten Zeiten Ludwigs XIV. werden von einem Ueberreste literarischen Glanzes noch etwas übertüncht. Sie sind indessen nicht minder stark vorhanden. Es ist das die natürliche Folge nicht blos der großen Anstrengungen, welchen die Erschöpfung folgt, sondern auch den Theorien der Selbstverläugnung, der Unpersönlichkeit, der systematischen Nichtigkeit, welche

*) Montaigne sagt auch verdummen, aber nicht zu Gunsten der Autorität. Ein anderer Sinn, eine andere Absicht. Siehe Pascal, Faugère'sche Ausgabe tom. II. 168.

stets in diesem Jahrhundert die Oberhand gewonnen hatte. Es war so lange gesagt und wieder gesagt worden, man könne nur gehen, wenn man von einem Andern unterstützt werde, daß sich endlich eine Generation bildete, welche gar nicht mehr fortschritt, sich rühmte, die Bewegungen vergessen zu haben, und es sich zur Ehre anrechnete. Madame Guyon drückt, von sich selbst sprechend in einem Briefe an Bossuet, energisch das aus, was damals der allgemeine Zustand war: „Sie sagen, Monseigneur, es gäbe nur vier oder fünf Personen, welchen es schwer fiele, zu handeln, und ich sage Ihnen, daß es mehr als hunderttausend giebt... Als Sie mir sagten, ich sollte bitten und wünschen, war ich einem vom Schlage Getroffenen zu vergleichen, zu dem man sagt, er solle gehen, weil er Beine hat; die Anstrengungen, welche er dazu macht, dienen zu nichts, als ihn seine Ohnmacht empfinden zu lassen. Man sagt nach der gewöhnlichen Regel: Jeder Mensch, der Füße hat, muß gehen. Ich glaube es, ich weiß es; indessen habe ich welche und fühle, daß ich mich derselben nicht bedienen kann*)."

*) Brief vom 10. Febr. 1694. Oeuvres de Bossuet XII. 14. (Ausgabe von 1836.) Man vergleiche damit die traurigen Geständnisse der Schwester von Mans. ibid. XI. 358. 30. März 1695 und die Fénélon's selbst, 8. November 1700. tom. I. 572. (Didotsche Ausg. 1838.)

Zehntes Kapitel.

Der Führer von Molinos. — Rolle, welche der Gewissensrath in demselben spielt. Heuchlerische Strenge, unmoralische Doctrin. Molinos in Rom bestätigt 1675. Molinos in Rom verdammt 1687. Seine Sitten in Uebereinstimmung mit seiner Lehre. Die spanischen Molinosisten. Die Mutter Agueda.

Für denjenigen, welcher sich nicht mehr von selbst bewegen kann, für den armen Paralytischen besteht die größte Gefahr nicht darin, daß er ohne Handlung bleibt, sondern daß er ein Werkzeug der Handlung wird, welche nicht die seinige wird. Die Theorien, welche am meisten von Unbeweglichkeit sprechen, sind nicht immer uneigennützig. Man hüte sich vor ihnen.

Das Buch von Molinos, das künstlich und bedacht ist, hat einen ganz eigenthümlichen Charakter, der es ganz von den naiven, begeisterten Büchern der großen Mystiker unterscheidet.

Diese, wie z. B. die heilige Therese, empfehlen häufig zu gehorchen, sich nicht selbst zu glauben, Alles dem Gewissensrath zu unterwerfen. Sie ge-

ben sich auf diese Art einen Führer, aber in ihrem mächtigen Aufschwunge reißen sie diesen Führer mit sich fort; sie glauben ihm zu folgen und leiten ihn. Der Gewissensrath hat bei ihnen nichts Anderes zu thun, als ihre Eingebung zu sanctioniren.

Die Originalität von Molinos Buche besteht gerade im Gegentheil. Bei ihm hört in der That jede innere Thätigkeit auf, es giebt keine andere Handlung als fremde. Der Director ist der Brennpunkt des ganzen Buches, er kommt in jedem Augenblicke wieder, und selbst, wo er verschwindet, merkt man, daß er im Hinterhalt ist, er ist der Führer oder vielmehr die Stütze, ohne welche die ohnmächtige Seele nicht einen einzigen Schritt machen konnte. Er ist der stets gegenwärtige Arzt, der entscheidet, ob die Kranke dieses oder jenes vertragen kann? Die Kranke? Ja und sehr krank, da in jedem Augenblick ein Anderer für sie denken, fühlen, handeln muß, mit einem Worte, an ihrer Statt leben.

Kann man von ihr sagen, daß sie lebt? Ist das nicht vielmehr der wahre Tod? Die großen Mystiker suchten den Tod und konnten ihn nicht finden, ihre lebendige Thätigkeit dauerte auch noch im Grabe aus; nach und nach in Gott sterben, in ihm durch seinen Willen, seine Thatkraft sterben, ist noch nicht ganz und gar sterben. Aber aus Feigheit seine Seele in den Wirbel einer andern Seele über-

gehen lassen, in einem Halbschlafe die seltsame Umbildung erleiden, bei welcher unsere Persönlichkeit in eine andere ganz untergeht, das ist der wahre moralische Tod.

„Handeln, das ist die Sache des Neulings; Leiden ist schon ein Vortheil; Sterben, das ist die Vollkommenheit... — Gehen wir im Dunkel vorwärts, dann kommen wir gut vorwärts. Das Pferd, welches mit verbundenen Augen im Kreise herumgeht, mahlt das Getreide nur um so besser; denken wir nicht, lesen wir nichts! Ein praktischer Meister wird uns besser, als alle Bücher sagen, was wir in dem jedesmaligen Augenblicke thun sollen. Welche große Sicherheit, einen erfahrenen Führer zu haben, der uns leitet und unterrichtet, nach seiner jedesmaligen Erleuchtung, und uns verhindert, von dem Teufel und unsern eigenen Sinnen betrogen zu werden*)."

Während uns Molinos leise auf diese Wege führt, scheint er mir sehr gut zu wissen, wohin. Ich schließe das aus der unendlichen Mühe, welche er sich giebt, um uns zu beruhigen, aus der Demuth, Strenge, übermäßigen Gewissenhaftigkeit, über alle Klugheit hinausgehenden Vorsicht, welche er überall affectirt. Die Heiligen sind nicht so weise.

In einer sehr demüthigen Vorrede glaubt er,

*) Molinos Guida spirituale (Venetia 1685.) p. 86. 161 und andere Stellen. Lateinische Uebersetzung, Lipsiae 1687.

daß dieses kleine schmucklose Buch ohne Styl, ohne Beschützer keinen Erfolg haben könne; „es wird gewiß getadelt werden, Alle werden es werthlos finden..." Noch demüthiger legt er das Werk der Verbesserung der heiligen römischen Kirche zu Füßen*).

Er giebt zu verstehen, daß der wahre Gewissensrath nur ungern die Leitungen übernimmt. „Er ist ein Mann, der gern der Sorge für die Seele enthoben sein möchte, der nach der Einsamkeit schmachtet und seufzt, er ist besonders weit entfernt, die Leitung der Weiber zu suchen, sie sind im Allgemeinen zu wenig vorbereitet. — Er muß sich hüten, sein Beichtkind meine Tochter zu nennen, das ist ein zu zärtliches Wort, Gott wird eifersüchtig darüber. — Die Eigenliebe, die Leidenschaft, dieses Ungeheuer mit sieben Köpfen, nimmt mitunter die Gestalt der Dankbarkeit, der kindlichen Neigung für den Beichtvater an. — Er wird nicht seine Beichtkinder in ihrer Wohnung besuchen, selbst nicht im Falle von Krankheit, wenn er nicht gerufen wird**)."

---

*) Der Führer von Molinos, dieses berühmte Buch, ist nicht sehr originell. Man findet wenig Sachen in demselben, die nicht bei andern Quietisten besser wären. Man lese indessen seine enthusiastische Lobrede des Nichts, von welcher Bossuet einige Stellen übersetzt hat, im dritten Buche seiner Anleitung zum Predigen.

**) Buch II. Kap. 6.

Das ist eine überraschende Strenge, eine ausschweifende bis zu Molinos nicht gekannte Vorsicht! Welcher heilige Mann ist also derselbe!... Allerdings, wenn der Gewissensrath nicht von selbst die Kranke besuchen darf, so kann er es, wenn sie ihn ruft... Und ich stehe dafür, daß sie ihn rufen wird. Bei einer solchen Leitung, ist sie denn nicht stets krank, in Verlegenheit, ängstlich, unfähig, irgend Etwas von selbst zu thun? sie wünscht ihn zu jeder Stunde. Jede Bewegung, die nicht von ihm kommt, könnte wohl vom Teufel kommen; ist nicht am Ende die Saite des Gewissens, welche sich bisweilen in ihr regt, auch ein Faden, welchen der Teufel spinnt*)?

Sobald er dagegen bei iht ist, welche Beruhigung! Wie er sie mit einem Worte besänftigt! Wie er alle ihre Zweifel lös't.... Sie wird schön belohnt dafür, daß sie nichts von selbst gethan hat, daß sie gewartet, gehorcht hat, stets gehorcht... Sie fühlt es jetzt wohl, daß Gehorsam mehr ist als jede Tugend!

Nun, wenn sie bescheiden ist, wird man sie weit bringen!... „Sie muß nicht, wenn sie sündigt, sich über die Sünde beunruhigen. Sich darüber ängstigen wäre ein Zeichen, daß man noch den Sauerteig des Stolzes in sich hat... Der Teufel ist es,

*) Buch II. Kap. 17.

der, um uns auf unserem geistlichen Wege anzuhalten, uns so mit unseren Fehltritten beschäftigt, wäre es nicht thöricht, für den, welcher läuft, stehen zu bleiben und zu weinen wie ein Kind, anstatt den Lauf fortzusetzen?... Diese Fehltritte haben die vortreffliche Wirkung, uns vor dem Stolze zu bewahren, der der größte Fehltritt ist. Gott macht Tugenden aus unseren Lastern, und diese Laster selbst, durch welche der Teufel uns in den Abgrund zu stürzen glaubte, werden eine Leiter, um in den Himmel zu steigen*)."

Diese Doctrin wurde gut aufgenommen. Molinos war so klug, zu derselben Zeit ein anderes Buch zu veröffentlichen, welches diesem den Weg bahnen konnte, eine Abhandlung über die tägliche Communion, die gegen die Jansenisten und das große Buch Arnaud's gerichtet war. Der geistliche Führer wurde in Rom mit der Gunst geprüft, welche Rom den Feinden seiner Kinder zugestehen konnte. Es gab fast keinen religiösen Orden, der es nicht gebilligt hätte. Die römische Inquisition gab ihm durch drei seiner Mitglieder drei Approbationen, durch einen Jesuiten, einen Carmeliter und den General der Franziskaner. Die spanische Inquisition billigte es zweimal, durch den allgemeinen Examinator des Ordens der Capuziner und durch

*) Scala per salire al cielo. Guida p. 138. II. Cap. 18.

einen Trinitarier, den Erzbischof von Reggio. An der Spitze des Buches las man eine enthusiastische, übertriebene Lobrede Molinos' vom Erzbischof von Palermo.

Die Quietisten mußten damals sehr mächtig in Rom sein, da einer von ihnen (der Cardinal Bona, Beschützer Malavals) auf dem Punkte war, Pabst zu werden.

Gegen alle Erwartung schlugen aber die Sachen ins Widerspiel um. Der große gallicanische Sturm von 1682, der zehn Jahre hindurch die Verbindungen zwischen dem heiligen Stuhle und Frankreich abbrach und zeigte, wie man ganz gut ohne Rom fertig werden könne, nöthigte den Pabst, die moralische Würde des Pabstthums durch Akte der Strenge wieder zu heben. Vorzüglich auf die Jesuiten und ihre Freunde richtete sich die Maßregel. Innocenz XI. erließ eine feierliche Verdammung gegen die Casuisten, eine späte Verdammung, da die Leute, welche sie betraf, schon seit zwanzig Jahren von Pascal getödtet waren. Der Quietismus war es nicht; die Franziskaner und Jesuiten hatten ihn in's Herz geschlossen; die Dominikaner also waren ihm feindlich gesinnt. Molinos hatte in seinem Manuale die Verdienste des heiligen Domenicus sehr geschmälert und behauptet, der heilige Thomas habe sterbend eingestanden, daß er bis dahin nichts Gutes geschrieben. Daher ist denn auch

von allen großen Orden der der Dominikaner der einzige, dessen Billigung dem Führer Molinos' fehlte.

Das Buch und der Verfasser schienen unter diesem neuen Einflusse geprüft, ungeheuer schuldig. Die Inquisition von Rom ließ sich durch die Approbation, welche sie zwölf Jahre vorher durch ihre Examinatoren gegeben, nicht abhalten, den Führer zu verdammen, und außerdem noch einige Sätze, welche sich nicht darin befanden, die man aber aus Molinos' Verhören und seinem Unterricht entnahm. Der folgende ist höchst merkwürdig: „Gott giebt es zu, um uns zu demüthigen, daß der Teufel bei einigen vollkommenen Seelen (in völlig wachem und klarem Zustande) sie gewisse fleischliche Handlungen begehen läßt und ihnen die Hände oder andere Glieder gegen ihren eigenen Willen bewegt. In diesem und anderen Fällen, welche sonst schuldig wären, giebt es keine Sünde dabei, weil keine Einwilligung dazu vorhanden ist... Der Fall kann vorkommen, daß diese gewaltsamen Bewegungen, welche zu Fleischlichkeiten treiben, sich in zwei Personen, einem Manne und einer Frau, zu gleicher Zeit begegnen *)."

Dieser Fall war Molinos selbst nur allzuhäufig

*) Verdammte Artikel p. 41 und 42 vor der lateinischen Uebersetzung (Lipsiae 1687).

begegnet. Er that ordentliche Buße, demüthigte sich wegen seiner Sitten und vertheidigte seine Doctrin nicht, und das rettete ihn. Die Inquisitoren, die ihn anfangs approbirt hatten, mußten selbst durch diesen Prozeß in Verlegenheit sein. Er wurde mit Milde behandelt und blos eingesperrt, während zwei seiner Schüler, welche blos seine Lehre getreulich angewandt hatten, ohne Erbarmen lebendig verbrannt wurden. Der eine war der Pfarrer von Dijon, der andere ein Priester in Tudela in Navarra.

Es ist nicht zu verwundern, wenn eine solche Theorie diese Resultate in den Sitten hervorbrachte. Hätte sie dieselben nicht hervorgebracht, müßte man darüber staunen. Uebrigens rühren sie nicht blos vom Molinosismus her, einer unvorsichtigen und zu klaren Lehre, als daß man sich nicht gehütet hätte, sich gerade zu ihr zu bekennen. Diese moralischen Ergebnisse entspringen ganz natürlich aus jeder praktischen Gewissensleitung, welche den Willen einschläfert, der Person diesen natürlichen Beschützer raubt und die so Darniederliegende der Willkühr desjenigen aussetzt, der an ihrem Lager wacht... Die Geschichte, welche das Mittelalter mehr als einmal erzählt und die Casuisten so kalt prüfen, die Nothzucht an einer todten Person, finden wir hier wieder. Der Tod des Willens läßt die Person ebenso vertheidigungslos als der physische.

Der Erzbischof von Palermo sagt in seiner Pindarischen Lobrede auf den Guida spirituale, daß dieses bewundrungswürdige Buch ganz speziell für die Gewissensleitung der Nonnen paßt. Der Wink wurde verstanden und besonders in Spanien benutzt. Aus dem Worte Molinos': daß die Sünden eine Gelegenheit der Demüthigung sind, daß sie als Leiter zum Himmel dienen, zogen die Molinosisten den Schluß: Je mehr man sündigt, je höher steigt man.

Bei den Carmeliterinnen von Lerma befand sich eine fromme, für heilig geltende Nonne, die Mutter Agueda. Man besuchte sie aus allen benachbarten Ländern, um von ihr die Kranken heilen zu lassen. An dem Orte, welcher das Glück gehabt hatte, sie das Licht der Welt erblicken zu lassen, wurde ein Kloster gestiftet. Man verehrte daselbst in der Kirche ihr auf dem Chore aufgestelltes Bildniß. Dort heilte sie die, welche zu ihr gebracht wurden, indem sie ihnen gewisse wunderbare Steine gab, die sie, wie man sagt, mit Schmerzen, ähnlich den Geburtswehen, von sich gab. Dies Mirakel dauerte zwanzig Jahre. Endlich verbreitete sich das Gerücht, daß diese Niederkünfte nur zu wirklich seien, und daß sie wirklich gebäre. Nachdem die Inquisition von Logroño sich nach dem Kloster begeben, verhaftete sie die Mutter Agueda und verhörte die anderen Nonnen, unter andern die junge Nichte der

Heiligen, Dona Vincenta. Diese gestand ohne Umstände das Verhältniß ein, in welchem ihre Tante, sie selbst und die anderen mit dem Provinzial der Carmeliter, dem Prior von Lerma und anderen Mönchen ersten Ranges stehen. Die Heilige war fünf Mal niedergekommen, und ihre Nichte zeigte den Ort, wo die Kinder gleich nach der Geburt getödtet und vergraben worden waren. Man fand auch die Knochen auf*).

Nicht minder schrecklich ist der Umstand, daß die junge Nonne, die seit ihrem neunten Jahre im Kloster war, von ihrer Tante als Kind schon diesem seltsamen Leben unterworfen worden war, keine andere Aufklärung erhalten hatte und fest glaubte, darin bestände das fromme Leben, die Vollkommenheit, die Heiligkeit, und auf diesem Wege in vollkommener Sicherheit, ihren Beichtvätern vertrauend, fortging.

Der große Lehrer dieser Nonnen war der Provinzial der Carmeliter, Juan de la Vega. Er hatte das Leben der Frommen geschrieben; er machte ihr ihre Mirakel zurecht; er war es, der sie so geschickt zu

---

*) Als der Mönch von Lewis 1796 erschien, erwartete man nicht, diesen furchtbaren Roman von der Wirklichkeit überboten zu sehen. Diese Geschichte ist in den Registern der Inquisition von Llorente (tom. IV. der französischen Uebersetzung 1818. p. 30—32) gefunden worden.

einer gefeierten, gepriesenen Heiligen machte, trotz dem daß sie noch lebte. Er selbst war fast ein Heiliger in der Meinung des Volkes. Die Mönche sagten überall, daß seit dem glückseligen Juan de la Cruz in Spanien kein so strenger, bußfertiger Mann gelebt habe. Nach dem Gebrauche, die berühmten Doctoren mit einem Beinamen zu bezeichnen (der Englische, der Seraphische u. s. w.), nannte man ihn den Ekstatischen. Kräftiger als die Heilige widerstand er der Folter, während jene daran starb; er gestand Nichts ein, als daß er das Geld für elf tausend acht hundert Messen empfangen, die er nicht gelesen, und er kam damit davon, daß er blos in's Kloster Duruelo gesteckt wurde.

Elftes Kapitel.

Keine Systeme mehr, sondern Sinnbilder. Das Blut. Das Geschlecht. Die Unbefleckte. Das heilige Herz. Marie Alacoque. Zweideutigkeit des heiligen Herzens. Das siebzehnte Jahrhundert ist das Jahrhundert der Zweideutigkeit. Chimärische Politik der Jesuiten. Der Pater Lacombière und Marie Alacoque 1675. England, papistische Verschwörung. Erster Altar des heiligen Herzens 1685. Untergang der Gallikaner 1693; der Quietisten 1698; Port-Royals 1709. Die Theologie im achtzehnten Jahrhundert vernichtet. Körperlichkeit des heiligen Herzens. Jesuitische Kunst.

Der Quietismus, der der Dunkelheit so sehr angeklagt ist, war nur zu klar. Er behauptete mit Offenheit und stellte als System auf: die höchste Vollkommenheit sei der Zustand von Unbeweglichkeit und Ohnmacht, zu welchem die Seele zuletzt gelangt, wenn sie sich ihrer Thätigkeit begiebt.

War es nicht einfältig, diese Lehre der Einschläferung so scharf hinzustellen und mit großem Lärm eine Theorie des Schlafes zu geben? Wenn Ihr wollt, daß man einschlafen soll, dürft Ihr nicht so laut sprechen . . . Das fühlten die theologischen

Geschäftsmenschen instinktmäßig, welche sich wenig um die Theologie selbst bekümmerten und Resultate wollten.

Man muß gegen die Jesuiten gerecht sein und eingestehen, daß sie im Grunde, in Bezug auf speculative Meinungen, sehr uneigennützig waren. Wir haben gesehen, daß sie nach Pascal selbst gegen ihre Casuistik schrieben. Seit der Zeit hatten sie es mit dem Quietismus versucht, sie gaben sogar Fénélon zu verstehen, daß sie ihn unterstützen würden. Aber sobald Ludwig XIV. sich ausgesprochen hatte, duckten sie unter*), predigten gegen ihren Freund und entdeckten vierzig Irrthümer in den Maximen der Heiligen.

Es war ihnen niemals recht gelungen, die Theologen zu spielen. Das Schweigen stand ihnen besser an, als alle Systeme. Sie hatten beim Beginn des Jahrhunderts durch den Pabst den Dominikanern und später den Jansenisten Stillschweigen auferlegen lassen, und seit jener Zeit gingen ihre Geschäfte besser. Gerade zu der Zeit, wo sie nicht mehr schrieben, empfingen sie von dem kranken Könige das Dekret der Beneficien (1687) und wurden so zum großen Erstaunen der Gallikaner, welche

*) „Ils firent le plongeon.“ Bossuet, lettre du 31 mars 1697. Oeuvres (ed. 1836.) T. XII. 35.

sich für die Sieger hielten, die Könige des Clerus von Frankreich.

Jetzt gab es keine Ideen, keine Systeme mehr, man hatte dieselben satt; wir haben schon seit langer Zeit auf die Ermüdung aufmerksam gemacht, welche sich überall darstellte. Es giebt überhaupt, wie man gestehen muß, in langen Lebensläufen (von welcher Art dieselben auch seien) der Menschen, der Staaten, der Religionen eine Zeit, wo man, nachdem man von Plan zu Plan, von einer Schwärmerei zur andern gegangen ist, jede Idee haßt. In diesen höchst materiellen Augenblicken will man nichts, was sich nicht fassen läßt. Wird man positiv? Nein. Aber man kehrt nicht mehr zu den poetischen Symbolen zurück, welche die Jugend anbetete. Das alte geschwätzige Kind macht sich vielmehr irgend einen Fetisch, einen faßbaren, begreiflichen Gott, und je plumper derselbe ist, je besser.

Daraus erklärt sich der wunderbare Erfolg, mit welchem die Jesuiten in jener Zeit der Schlaffheit einen neuen Gegenstand des Cultus, der sehr fleischlich, sehr materiell war, ausbreiteten und überall zur Annahme zu bringen wußten, das Herz Jesu nämlich, welches durch die Wunde in seiner halboffenen Brust zu sehen war oder herausgerissen und blutend gezeigt wurde.

Zur Zeit des Verfalls des Heidenthums war es beinahe ebenso gewesen. Die Religion hatte sich

in den Taurobol geflüchtet, in die blutige mithriazische Büßung, den Cultus des Blutes.

Bei der Feier des heiligen Herzens, welche die Jesuiten im letzten Jahrhundert im Coliseo zu Rom gaben, schlugen sie eine Medaille mit der folgenden, der Feierlichkeit ganz würdigen Devise: „Er hat sich dem Volke zu essen gegeben im Amphitheater des Titus.“ *)

Statt alles Systemes also ein Emblem, ein stummes Zeichen. Welcher Vortheil für die Freunde der Dunkelheit und der Zweideutigkeit. Keine Zweideutigkeit der Sprache kann sich in Bezug auf Unbestimmtheit und Verwirrung der Ideen mit einem materiellen Gegenstande messen, der tausenderlei Sinnen die Bahn eröffnet... Die alten christlichen Symbole, welche so oft erklärt, übersetzt worden sind, geben dem Geiste, sobald man sie sieht, eine zu klare Bedeutung an die Hand. Es sind strenge Symbole des Todes, der Abtödtung. Das Neue war viel dunkler. Dieses Sinnbild ist allerdings blutend, aber fleischlich und Leidenschaft erregend, und spricht viel weniger vom Tode als vom Leben. Das Herz zuckt, das Blut raucht und es ist ein lebender Mensch, der, mit seinen Händen seine Wunde zeigend, Euch zuwinkt, in diesen halboffenen Busen hinein zu sehen.

---

*) 1771. Des sacrés coeurs (par Tabaraud) p. 82.

Das Herz! Dies Wort allein schon ist stets allmächtig gewesen; als Organ der Neigungen drückt das Herz von Seufzern gehoben und geschwellt, dieselben auf seine Weise aus. Das Leben des Herzens, das zugleich stark und unbestimmt ist, begreift und vermischt alle Arten von Liebe in sich. Ein solches Wort paßt vortrefflich zu einer doppelzüngigen Sprache.

Wer begreift es am besten? Die Weiber: bei ihnen ist das Leben des Herzens Alles. Dieses Organ, der Durchgang des Blutes und durch die Revolution des Blutes dem Einflusse desselben stark ausgesetzt, ist im Weibe nicht minder vorherrschend, als das Geschlecht selbst.

Das Herz ist seit bald zwei Jahrhunderten die große moderne Andacht, und das Geschlecht, eine seltsame Frage, welche sich auf das Geschlecht bezieht, ist zwei Jahrhunderte hindurch der Gedanke des Mittelalters gewesen.

Seltsam! In jener spiritualistischen Zeit fand eine lange, öffentliche, feierliche, durch ganz Europa hingehende Erörterung statt, in den Schulen sowohl, wie in den Kirchen, auf der Kanzel über einen anatomischen Gegenstand, von dem man heute nur noch in medizinischen Vorlesungen zu sprechen wagen würde? Und welches ist dieser Gegenstand? Wie die Jungfrau hat Jungfrau bleiben können, nach-

dem sie niedergekommen war*). Man stelle sich alle diese Mönche vor, Leute, welche sich dem Cölibat geweiht haben, Dominikaner, Franziskaner, wie sie verwegen diese Frage durchnehmen, sie Jedermann lehren, den Kindern, den kleinen Mädchen Anatomie predigen, sie von ihrem Geschlechte unterhalten, von dem geheimsten Mysterium desselben.

Das Herz hatte als edleres Organ den Vortheil, eine Menge Ausdrücke von zweifelhaftem Sinne zuzulassen, die aber decent sind, eine ganze Sprache von zweideutigen Zärtlichkeiten, welche nicht zum Erröthen brachten und die Manöver der frömmelnden Galanterie erleichterten.

Seit dem Beginne des siebzehnten Jahrhunderts finden die Gewissensräthe, die Beichtväter in den heiligen Herzen einen bequemen Text, aber die Weiber nehmen dasselbe auf ganz andere Weise ernsthaft; sie exaltiren sich, gerathen in Leidenschaft, sie bekommen Visionen. Die Jungfrau erscheint einer Bäuerin der Normandie und befiehlt ihr das Herz Mariens anzubeten**). Die Visitandinerin-

---

*) Man sehe unter andern Büchern, das von Gravois: De ortu et progressu cultus Immaculati conceptus 1764. 4°.

*) Eudes, Bruder von Mézerai, der Gründer der Eudisten, schrieb das Leben dieser Bäuerin und war der Stifter des neuen Cultus. Die Jesuiten nahmen die Sache wieder auf und wußten sie zu benutzen. (Siehe Tabaraud p. 111.) Ich habe

nen nannten sich Töchter vom Herzen Jesu; Jesus verfehlte nicht, einer Visitandinerin Fräulein Marie Alacoque zu erscheinen und ihr sein halbgeöffnetes Herz zu zeigen.

Sie war ein kräftiges, sehr sanguinisches Mädchen, welchem man fortwährend zur Ader zu lassen genöthigt war. Mit 24 Jahren war sie mit ausgebildeten Leidenschaften ins Kloster gekommen und ihre Kindheit hatte sich nicht elend und kränklich entwickelt, wie es gewöhnlich bei denen geschieht, welche man früh einschließt. Ihre Andacht war gleich von Anfang an eine heftige Liebe, welche für den geliebten Gegenstand leiden wollte. Da sie hatte sagen hören, daß Frau von Chantal mit einem glühenden Eisen sich den Namen Jesu auf das Herz eingebrannt habe, machte sie es eben so. Der Geliebte war dafür nicht unempfindlich und besuchte sie von da an. Mit Vorwissen und unter der Leitung einer geschickten Superiorin hatte Marie Alacoque vertraute Verhältnisse mit dem göttlichen Gatten. Sie feierte ihre Hochzeit mit ihm, ein ordentlicher Contract wurde von der Superiorin aufgesetzt und Marie Alacoque unterzeichnete mit ihrem Blute. Als sie eines Tages, wie ihr Biograph erzählt, mit ihrer Zunge den Auswurf eines

---

vergebens das handschriftliche Werk von Eudes in allen Bibliotheken gesucht, man wird es wohl bei Seite geschafft haben.

Kranken aufgeleckt, war Jesus so zufrieden mit ihr, daß er ihr erlaubte, ihren Mund auf eine seiner göttlichen Wunden zu drücken *).

Darin war allerdings nichts Theologisches zu erblicken. Es war eine Sache der Physiologie und der Medizin. Marie Alacoque war ein Mädchen von hitzigem Temperamente, welches durch das Cölibat noch mehr gereizt wurde. Sie war keineswegs mystisch, im eigentlichen Sinne dieses Wortes. Glücklicher als Madame Guyon, welche nicht sah, was sie liebte, sah und berührte sie dagegen den Körper des göttlichen Bräutigams. Das Herz, welches er ihr in seiner halbgeöffneten Brust zeigte, war ein blutendes Eingeweide. Die außerordentliche Uebervollsäftigkeit, an der sie litt und von der sie das häufige Aderlassen nicht retten konnte, erfüllte ihre Phantasie mit diesen Visionen von Blut.

Die Jesuiten, die großen Verbreiter der neuen Andacht, hüteten sich wohl, sich genau darüber zu erklären, ob es sich darum handele, dem symbolischen Herzen der göttlichen Liebe zu huldigen oder das Herz von Fleisch zu adoriren. Wenn man in sie drang, sich zu erklären, antwortete sie nach den Personen, der Zeit und den Orten verschieden. Ihr Pater Galiffet gab in demselben Au-

*) Keine Legende ist sorgsamer aufbewahrt. Man sehe Languet, Galiffet u. A.

genblicke die beiden entgegengesetzten Antworten. In Rom sagte er, daß es sich um das symbolische Herz handele, in Paris ließ er drucken, daß es keine Metapher sei, daß man das Fleisch selbst verehre *).

Die Zweideutigkeit machte Glück. In weniger als vierzig Jahren bildeten sich in Frankreich vierhundert acht und zwanzig Brüderschaften des heiligen Herzens.

Ich kann nicht unterlassen, einen Augenblick inne zu halten und in diesem ganzen Jahrhundert den Triumph der Zweideutigkeit zu bewundern.

Nach welcher Seite ich hinschaue, finde ich sie überall wieder, in den Dingen, wie in den Personen. Die Zweideutigkeit ist mit Madame Maintenon auf dem Throne. Diese Person, welche neben dem Könige sitzt und vor welcher die Prinzessinnen stehen müssen, ist sie Königin oder ist sie es nicht?... Die Zweideutigkeit steht neben dem Throne in jenem demüthigen Père Lachaise, dem wahren Könige des Clerus von Frankreich, welcher auf einer Bodenkammer in Versailles die Pfründen vertheilt. Unsere so ehrlichen Gallikaner, die so gewissenhaften Jansenisten, enthalten sie sich der Zweideutigkeit? Gehorsam und rebellisch zu gleicher Zeit, führen sie auf den Knieen Krieg, küssen dem Pabste den Fuß, während sie

*) Diese beiden Antworten liest man auf S. 35 u. 73 bei Tabaraud: **Des sacrés coeurs.**

ihm die Hände binden wollen; sie verderben ihre besten Gründe durch ihre Distinguo's und ihre Ausflüchte.

Wahrlich, wenn ich diesen Janus des 17ten Jahrhunderts dem 16ten und dem 18ten gegenüberstelle, erscheinen mir die beiden andern rechtschaffene Jahrhunderte, die wenigstens im Guten, wie im Bösen aufrichtig sind. Wie viel falsche und scheelsehende Dinge bedeckt das 17te Jahrhundert mit seiner majestätischen Harmonie! Alles ist besänftigt, in der Form abgeschliffen und schattirt, und der Grund ist häufig nur um so schlimmer. Um die Ortsinquisitionen zu ersetzen, existirt die Polizei der Jesuiten mit der Gewalt des Königs bewaffnet. Statt der St. Bartholomäusnacht finden wir die lange, ungeheuere religiöse Revolution, welche man den Widerruf des Edicts von Nantes nennt, diese grausame Komödie der gezwungenen Bekehrung, darauf die unerhörte Tragödie einer förmlichen, mit allen bureaukratischen und militairischen Mitteln einer modernen Regierung organisirten Proscription!... Bossuet stimmt Triumphslieder an, und das Falsche, die Lüge, das Elend bricht überall durch! Die Falschheit in der Politik, das Localleben zerstört, ohne ein Centralleben zu schaffen. Die Falschheit in den Sitten; dieser glatte Hof, diese Welt von anständigen Leuten kommt mit einem Male in ein ganz unerwartetes Licht durch die Giftprozesse (Chambre des

poisons). Der König unterdrückt den Prozeß, da er befürchtet, Alle schuldig zu finden*).... Und kann bei solchen Sitten die Andacht wahr sein?... O, wenn man dem 16ten Jahrhundert seinen leidenschaftlichen Fanatismus vorwirft, wenn das 18te uns cynisch und ohne menschliche Ehrfurcht erscheint, so muß man wenigstens auch gestehen, daß die Lüge, die Falschheit, die Heuchelei der hervorstechende Zug des 17ten ist. Der große Historiker Molière hat das Bild des Jahrhunderts entworfen und seinen Namen gefunden: Tartuffe.

Ich kehre zum heiligen Herzen zurück, das ich eigentlich nicht verlassen habe, weil es in diesem Jahrhunderte das berühmte und vorherrschende Beispiel des Erfolgs der Zweideutigkeit ist. Die Jesuiten, welche im Allgemeinen niemals viel erfunden haben, erfanden auch diese nicht, aber sie fühlten recht wohl, welchen Vortheil sie daraus ziehen konnten. Wir haben gesehen, wie sie, obwohl sie sagten, daß die Frauenklöster sie nichts angingen, sich derselben doch nach und nach bemächtigten. Die Visitation ganz besonders stand unter ihrem Einflusse**).

---

*) Alles das wird in einem neuen Lichte erscheinen, sobald man die Actenstücke in der wichtigen Darstellung in Bezug auf die Staatsgefängnisse, wird lesen können, welche Herr Ravaisson der Aeltere von der Bibliothek des Arsenals vorbereitet.

**) So sehr, daß die Visitandinerinnen, die guten Töchter des heil. Franz, sich für die Jesuiten zu den Wächterinnen

Die Superiorin der Marie Alacoque, welche das Vertrauen derselben genoß und ihre Beziehungen mit Jesus Christus leitete, benachrichtigte zu guter Zeit den Pater Lachaise davon.

Die Sache kam gelegen. Die Jesuiten bedurften einer populairen Maschine, welche sie zu Gunsten ihrer Politik spielen lassen konnten. Es war der Augenblick, wo sie glaubten, wenigstens sagten sie das dem Könige, daß England von Karl II. verkauft, nächsten Tages ganz und gar sich bekehren werde. Intrigue, Geld, Weiber, Alles war dazu angewandt worden; dem Könige Karl gab man Maitressen, seinem Bruder Beichtväter. Die Jesuiten, welche bei ihren Spitzbübereien doch so leicht an Chimären glauben, meinten, wenn sie fünf oder sechs Lords gewännen, würden sie diese ganze protestantische Masse ändern, die nicht blos dem Glauben nach protestantisch ist, sondern durch Interessen, Lebensgewohnheit tief protestantisch und mit der englischen Hartnäckigkeit.

So geht es diesen großen Politikern, die einher schleichen und sich einbilden, daß sie Alles durch Ueberraschung erobern werden. Von wesentlicher Wichtigkeit war es für sie, bei Jakob, dem Bruder des Königs, einen heimlichen Prediger anzustellen,

---

und Schließerinnen der Nonnen von Port-Royal machten, als diese zerstreut waren.

der in seiner Privatkapelle geräuschlos arbeiten und einige Bekehrungen vornehmen könne. Um diese Rolle des Bekehrers zu spielen, bedurfte es eines verführerischen, aber vor Allem glühenden, fanatischen Mannes; dergleichen Leute waren damals nicht häufig. Diese Eigenschaft fehlte dem jungen Manne, welchen der Pater La Chaise im Auge hatte. Es war ein Pater La Colombière, der an ihrem Collegium in Lyon Rhetorik lehrte; ein angenehmer Prediger *), eleganter Schriftsteller, von Patru geschätzt, ein guter, sanfter, gelehriger Mensch; es fehlte ihm Nichts als ein wenig Narrheit. Um ihm diese zu geben, brachte man ihn mit Marie Alacoque in Berührung; er wurde nach Paray-le-monial, wo sie sich befand, als außerordentlicher Beichtvater der Visitandinerinnen geschickt (1675). Damals war er vier und dreißig Jahre, sie acht und zwanzig. Durch die Superiorin wohl vorbereitet, erkannte sie in ihm den großen Diener Gottes, welchen ihre Visionen ihr versprachen, und von dem ersten Tage ab sah sie in dem brennenden Herzen Jesu ihr Herz mit dem des Jesuiten vereinigt.

*) Seine Predigten sind schwach, seine Retraites spirituelles schon merkwürdiger; es ist das ein Tagebuch des jungen Jesuiten; an den Anstrengungen, welche er macht, um sich zu exaltiren, merkt man, wie schwer damals schon der Fanatismus war. Sein sehr charakteristisches Bildniß steht vor seinen Predigten.

La Colombière, eine sanfte und schwache Natur, wurde ohne Widerstand von diesem glühenden Wirbel der Leidenschaft und des Fanatismus mit fortgerissen. Man ließ ihn anderthalb Jahre in diesem Glühofen. So ganz glühend nahm man ihn von Paray weg und versetzte ihn plötzlich nach England. Man mißtraute ihm noch, fürchtete, er möge wieder erkalten, und schickte ihm von Zeit zu Zeit einige glühende, begeisterte Zeilen, Marie Alacoque diktirte, die Superiorin schrieb.

So blieb er zwei Jahre bei der Herzogin von York in London, so verborgen, so streng verschlossen, daß er nicht einmal London sah. Man brachte geheimnißvoll einige Lords zu ihm, welche es für vortheilhaft hielten, sich zu der Religion des präsumtiven Thronerben zu bekennen. Nachdem England endlich die papistische Verschwörung entdeckt hatte, wurde La Colombière angeklagt, vor das Parlament geführt und nach Frankreich übergeschifft. Er kam krank zurück, und obgleich seine Vorgesetzten ihn nach Paray zurückschickten, um zu sehen, ob die Nonne ihn wieder würde auferwecken können, starb er dort am Fieber.

Wie wenig man auch geneigt sein mag, zu glauben, daß durch kleine Ursachen große Resultate herbeigeführt werden, so muß man doch eingestehen, daß die erbärmliche Intrigue, welche wir eben erzählt, für Frankreich und die Welt eine unberechen-

bare Folge hatte. Man wollte England gewinnen und zeigte sich ihm, nicht durch die Gallikaner, welche es schätzte, sondern durch die Jesuiten, vor denen man stets Abscheu empfunden. In dem Augenblicke wo, wenigstens aus Klugheitsrücksichten, der Katholicismus hätte die Götzendienerei entfernen sollen, welche ihm die Protestanten vorwarfen, bringt er eine neue auf und die empörendste, die fleischliche und sinnliche Verehrung des heiligen Herzens. Um den Abscheu mit dem Lächerlichen zu vereinen, errichtet Marie Alacoque in dem ewig fluchwürdigen Jahre des Widerrufs des Edikts von Nantes 1685 den ersten jener Altäre, welche bald ganz Frankreich übersäten.... Man weiß, wie England durch die Jesuiten im Protestantismus und im Hasse gegen Rom befestigt, sich einen holländischen König gab, von nun an Holland mit in seine Bewegung fortriß und durch die Uebereinstimmung der beiden Seemächte die Herrschaft über die Meere erhielt.

Die Jesuiten können sich rühmen, den Protestantismus in England erst recht sicher begründet zu haben. Alle Pater Mathieu's in der Welt werden Nichts daran ändern.

Ihr politisches Werk, wie wir gesehen haben, ist wichtig; es läuft auf die Verbindung Hollands mit England hinaus, welche Frankreich tödten mußte.

Und ihr religiöses Werk? Welches ist es bei uns in Frankreich in den alten Tagen Ludwig's XIV.?

Welche letzte Anwendung machen die Pater La Chaise und Tellier von ihrer Allmacht?... Man weiß, es ist die Zerstörung von Port-Royal, eine militärische Expedition, um fünfzehn alte Frauen aufzuheben, die Todten aus der Erde zu reißen, durch die Hand der Obrigkeit lästerliche Schändung zu begehen*). Diese im Jahre 1709 sterbende Autorität, welche das Königthum und das Königreich mit sich zu nehmen schien, sie wenden sie eilig dazu an, um ihre Feinde zu vernichten**).

*) Siehe die Einzelnheiten in den Mémoires historiques sur Port-Royal (1756) und histoire générale (1757).

**) Sie verfolgen sie auch noch heute mit Wuth, besonders die Schwestern, welche sie für jansenistisch halten. — Die Jansenisten wollen schweigend dulden und sterben, sie wünschen nicht, daß wir sie beklagen. Die Geschichte kann indeß diese Resignation der Märtyrer nicht annehmen. Sie muß als eine der merkwürdigsten Thatsachen, die außerdem wenig wahrgenommen wird, die treffliche Revue erwähnen, welche sie herausgeben (Revue ecclesiastique, Rue Saint Severin 4). Dort haben sie mit Kraft und Mäßigung den unschicklichen Deklamationen gegen Port-Royal geantwortet, welche der Pater Ravignan in St. Severin selbst losließ (1842) und auf die ultramontanen Neuigkeiten, welche der Jesuit predigte u. s. w. — Wer sollte es glauben, daß die Partei der Jesuiten, während sie die Jansenisten verfolgt und beleidigt, die Namen der berühmten Jansenisten z. B. den Rollins für sich in Anspruch genommen haben? (In der Pairskammer)... Beerbt man diejenigen, welche man ermordet?

Port-Royal endete also (1709) und der Quietismus hatte geendet (1698) und selbst der Gallikanismus, die große königliche Religion war durch den König dem Pabste zu Füßen gelegt worden (1693). Bossuet liegt im Grabe neben Fénélon, und dieser neben Arnaud. Sieger und Besiegte ruhen in gemeinschaftlicher Nichtigkeit.

Während das Sinnbild die Oberhand hat und jedes System ersetzt, empfindet man immer weniger und weniger das Bedürfniß zu analysiren, zu erklären und zu denken. Man wünscht sich Glück dazu. Selbst die der Autorität günstigste Erklärung ist immer noch eine Rechenschaftsablegung, d. h. eine Huldigung der Geistesfreiheit. Im Schatten eines dunkeln Sinnbildes kann man aber fortan, ohne eine Theorie auszusprechen und sich eine Blöße zu geben, ohne Unterschied die Praxis aller der verschiedenen Theorien anwenden, welche man aufgegeben hat, sie nach dem Interesse des Augenblicks abwechselnd oder zu gleicher Zeit befolgen.

Eine weise Politik, eine schöne Weisheit, mit welcher man das Nichts bedeckt. Nicht mehr genöthigt für Andere zu denken, verliert man die Kraft dazu und am Tage der Gefahr ist man entwaffnet. Das ist es, was ihnen im 18. Jahrhundert passirt. Die furchtbare Polemik, welche zu jener Zeit sich erhebt, findet sie stumm; Voltaire sendet hunderttausend Pfeile auf sie ab, ohne sie aufzuwecken, Rouss-

seau bedrängt und zerbricht sie und doch erhält er von ihnen kein Wort.

Wer sollte damals auch antworten? Die Theologie ist den Theologen eine fremde Wissenschaft *). Die Verfolger der Jansenisten mischen in die auf den Namen der Marie Alacoque herausgegebenen Bücher jansenistische und molinistische Meinungen und sie haben keine Ahnung davon **). Sie redigiren im Jahre 1708 das Handbuch, welches seitdem die Grundlage des in unseren Seminarien angenommenen Unterrichts ist, und dieses Handbuch enthält die ganz neue Lehre, daß bei jeder päbstlichen Entscheidung Jesus Christus den Pabst zum Entscheiden inspirirt und die Bischöfe gleichfalls inspirirt zum Gehorchen. Alles ist Orakel, alles Mirakel in diesem plumpen System, die Vernunft ist ganz entschieden aus der Theologie ausgerottet.

Von da ab ist von Dogmatik wenig oder gar nicht die Rede; noch weniger biblische Geschichte; der Unterricht würde ganz und gar keiner sein, wenn die alte Casuistik den leeren Raum nicht mit unmoralischen Spitzfindigkeiten ausfüllte.

---

*) Heute zeigt sich das auf sonderbare Weise. Welch ein Schauspiel ist es, feierlichst vor der ersten kirchlichen Autorität diese oder jene Predigt halten zu sehen, welche vom ersten Worte bis zum letzten nur eine Ketzerei ist! ... Die Gegner ihrer Theologie sind die einzigen, welche sich derselben erinnern.

**) Tabaraud des sacrés coeurs p. 38.

Die Welt, an welche sie seit langer Zeit allein sich wenden, die der Frauen, ist die Welt der Empfindungen; sie erheischt keineswegs Wissenschaft und will mehr Eindrücke als Ideen. Je weniger man dieselbe mit Ideen beschäftigt, je leichter wird es, sie gegen die äußere Bewegung abzuschließen und sie dem Fortschritte der Zeit fremd zu machen.

Auf einem Wege, wo die Heiligkeit darin besteht, den Geist zu opfern, opfert der Cultus den Geist am besten; je materieller er ist, jemehr er sich erniedrigt, je heiliger ist er. — Das Seelenheil an die Ausübung moralischer Tugenden zu knüpfen, das hieße noch den Gebrauch der Vernunft verlangen. Aber wozu bedarf es der Tugend? Tragt diese Medaille, sie wird Eure Verbrechen verwischen*). — Die Vernunft würde dann noch einen Antheil an der Religion haben, wenn, wie die Vernunft uns lehrt, man um gerettet zu werden, durchaus Gott lieben müsse; Marie Alacoque hat gesehen, daß es schon genüge, ihn nicht zu has-

---

*) Die Medaille auf die unbefleckte Empfängniß, welche unter den Auspicien des Herrn von Quélen geschlagen wurde, hat schon Mörder und Andere gerettet. Siehe die Notiz darüber von einem Lazaristen und die Stellen, welche Herr Génin in seinem Werke: Les Jesuites et l'Université p. 87—97 citirt.

sen: Diejenigen, welche sich dem heiligen Herzen ergeben, werden sogar ohne alle Bedingung gerettet.

Als die Jesuiten unterdrückt wurden, hatten sie gar kein religiöses Mittel in Händen, als diesen Götzendienst, und auf ihn bauten sie alle ihre Hoffnung, sich wieder zu erheben. Sie ließen Kupferstiche machen, auf welche sie die Inschrift setzten: „ich werde ihnen den Schild meines Herzens geben."

Die Päbste, welche sich anfangs über die Blöße beunruhigt hatten, welche ein solcher Materialismus den Angriffen der Philosophen gab*), haben heut zu Tage besser begriffen, daß er ihnen sehr nützlich sei, da er sich an eine Welt wandte, die, wenn sie auch fromm ist, doch nichts desto weniger höchst materiell bleibt. Sie haben die werthvolle Zweideutigkeit des idealen Herzens und des Herzens von Fleisch beibehalten und zu erklären verboten, ob das Wort: heiliges Herz, die Liebe Gottes zum Menschen oder jenes bestimmte Stück blutiges Fleisch bedeute**). Wenn man die Sache auf die Idee

---

*) Lambertini, De servorum Dei beatificatione 1. IV. pars secunda, lib. 4. c. 30. p. 310. Es ist schmerzlich einen Mann von Geist und Verstand sich abmühen und schwitzen zu sehen, um nur zur Hälfte albern zu sein.

**) Pius VI. hat das Concilium zu Pistoja verworfen, welches eine Distinction darüber versucht hatte. Tabaraud a. a. O. 79.

zurückführte, nahm man ihr den leidenschaftlichen Reiz, welcher ihr zu so großem Erfolge geholfen.

Seit dem letzten Jahrhundert hatten einige Bischöfe noch einen größeren Fortschritt gemacht, indem sie erklärten, daß das Fleisch hier der Hauptgegenstand sei. Und dieses Fleisch hatte man in gewissen Hymnen als eine vierte Person hinter die Trinität gestellt.

Seitdem haben Priester, Weiber, junge Mädchen, Alle in dieser Andacht gewetteifert. Ich besitze ein Handbuch, das auf dem Lande sehr verbreitet ist und in dem man den Personen der Gemeinschaft, welche gegenseitig für einander beten, lehrt, wie man die Herzen vereint und wie diese vereinigten Herzen „wünschen müssen, in die Oeffnung des Herzens Jesu einzudringen und sich unaufhörlich in diese Liebeswunde zu versenken."

Die Brüderschaften haben in ihren Handbüchern es mitunter galant gefunden, das Herz der heiligen Marie über das Herz Jesu zu stellen (siehe das von Nantes, 1769). Im Allgemeinen ist sie auf ihren Kupferstichen jünger als ihr Sohn, ist z. B. zwanzig Jahre alt, wenn er dreißig alt ist, so daß er auf den ersten Anblick weniger der Sohn, als der Gatte oder der Liebhaber scheint. Noch in diesem Jahre habe ich in Rouen, in Saint-Ouen, in der Kapelle des heiligen Herzens auf einer Federzeichnung, welche die jungen Mädchen gemacht haben und auf

der sich unten die Genehmigung der kirchlichen Behörde befindet, Jesus auf den Knieen gesehen vor der knieenden Jungfrau.

Die stärkste Satyre auf die Jesuiten, diejenige, welche sie selbst gemacht haben, ist ihre Kunst, die Gemälde, die Statuen, welche auf ihren Antrieb verfertigt worden sind. Sie sind schon durch das strenge Wort Poussins charakterisirt, dessen Christus ihnen nicht hübsch genug war: „Man kann sich keinen Christus mit kopfhängerischem Gesichte oder einem, wie der Pater Douillet hat, denken.“ Poussin sah noch die beste Epoche der jesuitischen Kunst. Großer Gott, was würde er erst gesagt haben, wenn er gesehen hätte, was darauf folgte! Diese schwächliche Koketterie, welche zu lächeln glaubt und Gesichter schneidet, dieses lächerliche Augenspiel und Augenverdrehen und alles Uebrige... Am schlimmsten ist es, daß diejenigen, welche gar keine Idee mehr haben, als eben das Fleisch, nicht mehr es darzustellen vermögen; die Idee wird immer materieller und weicher, die Form verschwimmt ganz, von Bild zu Bild wird sie unedler, niedriger, süßlicher, geleckter, schwerer, auseinander gehender, d. h. ungestalteter... *)

*) Als ich im Jahre 1834 mich mit christlicher Iconographie beschäftigte, besah ich auf der Bibliothèque royale die Sammlungen der Bilder Christi. Die, welche in den letzten

Wie die Menschen, so die Kunst. Ich muß gestehen, daß es unmöglich ist, von den Seelen derer etwas Gutes zu halten, welche diese Bilder empfehlen, sie überall in ihre Kirchen hängen, sie zu Tausenden, zu Millionen verbreiten. Ein solcher Geschmack ist ein sehr wichtiges Zeichen. Viele unmoralische Menschen behalten doch noch immer ein Gefühl für Anmuth, aber um sich mit Behagen beim Unedlen und beim Falschen zu verweilen, dazu muß die Seele noch tiefer gesunken sein.

Hier macht sich eine Wahrheit Bahn, die man anerkennen muß, nämlich: daß die Kunst die einzige Sache ist, zu welcher die Lüge keinen Zugang findet. Als Tochter des Herzens, der naiven Begeisterung, verträgt sie nicht die Verbindung mit dem Falschen, läßt sich nicht Zwang anthun, sie schreit, und wenn das Falsche triumphirt, stirbt sie. Alles Uebrige läßt sich nachahmen, läßt sich erheucheln. Sie ha-

---

dreißig Jahren erschienen sind, dürften leicht das Demüthigendste für die Kunst und die menschliche Natur sein, was ich je gesehen. Jeder Mensch, mag er Philosoph oder ein Gläubiger sein, muß sich darüber empören, sobald er nur noch einiges Religionsgefühl bewahrt hat. Alle Unschicklichkeiten, alle Sinnlichkeiten, alle niedrige Leidenschaften findet man da: der jugendliche blonde Seminarist, der ausschweifende Priester, der robuste Landpfarrer, der einen Blick à la Maingrat hat u. s. w. Der Stich ist eben so schlecht, als die Zeichnung, er sieht aus, als sei er mit einem spitzen Holze in Fett getunkt.

ben wohl eine Theologie im 16. Jahrhunderte, eine Moral im 17. schaffen können; aber eine Kunst niemals. Heiligkeit und Gerechtigkeit kann man heucheln, Schönheit aber niemals!... Du bist häßlich, armer Tartuffe, häßlich wirst Du bleiben, das ist Dein Zeichen. Das Schöne kannst Du niemals erreichen, niemals berühren, es wäre das auch eine Gottlosigkeit, welche über alle Gottlosigkeit hinausgeht. Die Schönheit ist das Antlitz Gottes!

Zweite Abtheilung.

Von der Gewissensleitung im Allgemeinen und insbesondere von der im neunzehnten Jahrhundert.

Erstes Kapitel.

Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten des siebzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts. — Christliche Kunst. Wir sind es, die die Kirche wieder gehoben haben. — Was sie zur Macht des Priesters hinzufügt. Der Beichtstuhl.

Man kann zwei Einwendungen gegen Alles das machen, was wir bisher gesagt haben; es sind folgende:

Erstens. „Die Beispiele sind aus dem siebzehnten Jahrhundert genommen, aus einer Zeit, wo die Gewissensleitung dem Einflusse von theologischen Fragen ausgesetzt war, welche heute weder in der Welt noch in der Kirche mehr existiren, z. B. die Frage der Gnade und des freien Willens, die Frage des Quietismus oder der Ruhe in der Liebe." — Ich habe darauf im Voraus geantwortet. Diese Fragen sind verjährt, todt, wenn man will, als Theorieen; aber im Geiste und in der praktischen Methode, welche sich von diesen Theorieen ableitet, sind sie und werden sie stets lebendig sein; man wird keine speculativen Leute mehr finden, die so

thöricht sind, ausdrücklich eine Doctrin des Schlafes und der moralischen Vernichtung hinzustellen, aber man findet immer noch Empiriker genug, welche geräuschlos die Kunst des Einschläferns ausüben. Wenn das noch nicht klar genug ist, so werde ich es gleich klarer machen, als man es haben möchte.

Zweitens. Eine andere Schwierigkeit: „Lassen die Beispiele, welche wir aus den Büchern und Briefen der großen Männer des großen Jahrhunderts nehmen, genug für das unsrige schließen? Diese tiefen und feinen Geister, welche die Wissenschaft der Leitung der Seelen so weit gebracht haben, sind sie nicht auf einen Grad der Verfeinerung gekommen, von welchem die große Masse der Gewissensräthe und Beichtväter keine Ahnung haben kann? Was kann man von so einfältigen und armseligen Priestern fürchten als die heutigen sind? Wo giebt es, frage ich, bei uns einen heiligen Franziskus von Sales, einen Bossuet, einen Fénélon? Sieht man nicht, daß der Clerus nicht blos nicht mehr solche Genies unter sich zählt, sondern daß er im Allgemeinen und als Klasse gesunken ist. Die große Majorität der Priester geht aus den Landfamilien hervor. Der Bauer, selbst wenn er nicht arm ist, findet es bequem, seiner Familie Erleichterung zu verschaffen, indem er einen Sohn im Seminar unterbringt. Die erste Erziehung, diejenige, welche man von den Eltern vor jeder andern Er-

ziehung empfängt, fehlt ihnen durchaus. Das Seminar macht keinesweges diesen von ihrem Ursprunge und ihrer früheren Stellung herrührenden Uebelstand gut. Nach denen zu urtheilen, welche aus den Händen der Sulpizianer, der Lazaristen u. s. w. hervorgegangen sind, ist man versucht zu glauben, bei den obern Leitern sei es feste Absicht, mittelmäßige Priester zu bilden, die um so abhängiger und blinder in der Bewegung sind, welche man ihnen gegen ihr wahres Interesse giebt... Was fürchtet man also? Ist diese intellectuelle Erniedrigung des Clerus nicht Beruhigung genug? Wie sollten diese Leute in der Beichte und der Gewissensleitung die gelehrte Taktik der Priester früherer Zeit befolgen? Die Gefahren, welche man darin erblicken will, sind imaginär!"

Es ist leicht darauf zu antworten:

Ausgezeichneter Geist, große Bildung ist nicht so nothwendig, als man denkt, um die Seelen zu beherrschen, welche beherrscht sein wollen. Die Autorität, der Stand, die Kleidung, der Ort geben dem Priester Gewalt und ergänzen in ihm, was dem Menschen fehlt. Weniger durch Geschicklichkeit als durch Gewöhnung und Ausdauer gewinnt er Ansehn. Wenn er wenig gebildet ist, ist er auch weniger durch die Verschiedenheit der neuen Ideen zersplittert, welche uns unaufhörlich durchkreuzen, uns moderne Menschen, uns vergnügen und ermü-

den. Weniger Ideen, Absichten, Pläne, aber ein Interesse, ein Ziel und stets dasselbe Ziel, das man ohne Abschweif verfolgt, das ist das Mittel zum Gelingen.

Wenn man plump und roh ist, braucht man deshalb weniger listig zu sein? Die Bauern sind umsichtige Leute, häufig voll Arglist, von unermüdlicher Beständigkeit, ein kleines Interesse zu verfolgen. Man sehe nur, wie viele Jahre, welche verschiedenen Mittel und häufig nicht gerade ehrliche Mittel dieser oder jener darauf verwendet, um nur zwei Fuß breit Boden zu seinem Besitze zuzugewinnen. Glaubt Ihr, daß sein Sohn, der Herr Pfarrer, minder geduldig, minder eifrig sein wird, um eine Seele zu gewinnen, diese oder jene Frau zu beherrschen, in diese oder jene Familie sich einzuschleichen?

Diese Geschlechter von Bauern haben häufig viel Saft, eine gewisse Triebkraft, die im Blute, im Temperamente liegt, die Geist giebt, ihn entbehrlich macht. Besonders die des Südens, von wo der Clerus seine meisten Rekruten bezieht, liefern ihm unerschrockene Sprecher, welche nicht nöthig haben, etwas zu wissen, und die eben ihrer Unwissenheit wegen vielleicht den einfachen Personen, mit denen sie es zu thun haben, näher stehen. Sie sprechen laut, stark, bestimmt; unterrichtete Leute würden zurückhaltender sein, weniger geeignet, die Schwachen zu bezaubern; sie würden in geistlichen

Dingen nicht so kühn einen plumpen Magnetismus versuchen.

In dieser Beziehung, muß ich gestehen, ist ein großer Unterschied zwischen unserem Jahrhundert und dem siebzehnten, wo der Clerus von allen Parteien so gelehrt ist. Jene Cultur, jene ausgebreiteten Studien, jene große theologische und literarische Thätigkeit waren für den Priester von damals die mächtigste Zerstreuung mitten unter den Versuchungen. Die Wissenschaft oder wenigstens die Controverse oder die Streitigkeiten schufen ihm in einer häufig sehr weltlichen Stellung eine Art Einsamkeit, ein Alibi, so zu sagen, das ihn vor Vielem bewahrte. Die unsrigen, welche Nichts von dem Allen haben, die außerdem aus starken und materiellen Geschlechtern hervorgehen und nicht wissen, wie sie diese sie in Verlegenheit bringende Kraft anwenden sollen, wie viel Tugend bedürfen sie nicht?

Die großen Männer, auf deren Beispiele wir uns vorhin bezogen, hatten gegen geistliche und fleischliche Begierde eine vortreffliche Abwehr... mehr als eine Abwehr: Flügel, die sie der Erde im kritischen Augenblick enthoben, sie über alle Versuchung hinausführten. Unter diesen Flügeln verstehe ich die Liebe zu Gott, die Liebe des Genie's zu sich selbst, sein natürliches Bestreben, auf der Höhe zu bleiben und zu steigen, den Abscheu vor dem Sinken!

Als Oberhäupter des Clerus von Frankreich, des einzigen, der damals Leben entwickelte, der Welt für das verantwortlich, was von ihrem Glauben Kraft empfing, ließen sie es sich angelegen sein, ihr Herz auf gleicher Höhe mit ihrer ungeheuren Aufgabe zu halten. Ein Gedanke war der Schutzengel ihres Lebens, ein Gedanke, den sie zurückhielten, der sie aber nichts destoweniger in schwierigen Prüfungen aufrecht erhielt, der Gedanke, daß auf ihnen die Kirche beruhe.

Ihre große Erfahrung sowohl der Welt als des häuslichen Lebens*), jener Takt, jene geschickte Behandlung der Dinge wie der Menschen ist weit entfernt, ihre Moralität zu schwächen, wie man wohl glauben könnte, sondern hält dieselbe vielmehr in ihnen aufrecht, setzt sie in den Stand, die Gefahren vorauszusehen und zu fühlen, den Feind kommen zu sehen, ihm nicht den Vortheil unerwarteter Angriffe zu lassen, denselben wenigstens auszuweichen. Wir haben gesehen, wie Bossuet beim ersten Worte die weichen Geständnisse einer schwa-

*) Abermals ein großer Unterschied zwischen ihnen und denen von heute. Die Letzteren kennen weder Vergangenes, noch Schattirungen, noch Zeit, noch Person. Sobald sie aus ihrem Souterrain hervorkommen, sind sie scheu, rauh, gleich von vornherein heftig; sie tappen aufs Gerathewohl, fallen auf den Vorübergehenden, der dann genöthigt ist, sie zu schlagen.

chen Nonne anhält. Das Wenige, was wir von Fénélons Gewissensleitung gesagt haben, zeigt zur Genüge, wie der gefährliche Gewissensrath zwischen den Gefahren hindurch schlüpfte.

Diese unendlich geistigen Personen konnten lange Jahre hindurch zwischen Himmel und Erde schwebend jener zärtlichen Dialektik der Liebe Gottes folgen. Ist es dasselbe heute der Fall bei Leuten, die keine Flügel haben, die gehen und nicht fliegen? Dieser genialen Umwege nicht kundig, auf welchen die Leidenschaft fortging, sich selbst auswich, laufen sie da nicht Gefahr, beim ersten Schritte zu fallen?

Ich weiß wohl, daß der Mangel an erster Erziehung, von dem wir eben sprachen, die Gewöhnlichkeit und Plumpheit, häufig eine Scheidewand zwischen dem Priester und dem zarten Weibe sein können. Indessen werden viele Dinge, welche man bei einem andern nicht dulden würde, ihm zum Verdienst angerechnet. Die Steifheit ist dann Strenge, Ungeschicktheit die Einfachheit eines Heiligen, der nur in der Wüste gelebt hat. Man wendet andere und nachsichtigere Regeln auf ihn an als auf die Laien. Er zieht Vortheil von seinem Charakter, der aus ihm einen absonderlichen Menschen macht, und aus der Kleidung und dem Orte, jener geheimnißvollen Kirche, welche auch dem Gewöhnlichsten einen poetischen Reflex giebt.

Dieser letzte Vortheil, wer hat ihn ihnen gegeben? Wir selbst. Wir waren es, die wir in unserer Unschuld diese Kirchen, welche sie mißkennen, in gewisser Weise wieder auferbaut haben. Der Priester konnte St. Sulpice und andere Steinhaufen zusammen bringen. Die Laien haben ihre Nôtre-Dame, St. Ouen wiedergefunden. Sie haben ihm den christlichen Geist in diesen lebendigen Steinen gezeigt*), und er hat es nicht gesehen; sie haben es ihn gelehrt und er hat es nicht begriffen...

---

*) Sei es mir gestattet, gegen so viele alberne Angriffe daran zu erinnern, daß ich zweierlei für die Kunst des Mittelalters gethan habe: 1) ich habe das Prinzip und das Leben derselben erklärt, was meine berühmten Vorgänger auf dieser Bahn, weder die Deutschen, noch die Franzosen, nicht gethan. 2) Habe ich den Verfall derselben auseinander gesetzt, die Ursachen des Todes bezeichnet, den diese Kunst in sich trug. Ich habe bewundert, aber auch geordnet, ohne mich von ausschließlicher Bewunderung hinreißen zu lassen. Man sehe meine Geschichte von Frankreich (1833) im letzten Kapitel des II. Bandes und besonders die beiden letzten Seiten. — In demselben Bande habe ich einen schweren Irrthum begangen, den ich berichtigen muß. Als ich vom Cölibat der Geistlichkeit sprach (bei Gelegenheit Gregors des VII.) habe ich gesagt, daß niemals verheirathete Männer jene erhabenen Monumente, den Münster von Strasburg u. s. w. würden haben erbauen können. Es findet sich im Gegentheile, daß die Architekten der gothischen Kirchen Laien und häufig verheirathet waren. Der von Strasburg (Erwin Steinbach) hatte eine berühmte Tochter, Sabina, die selbst Künstlerin war.

Und wie lange hat das Mißverständniß gedauert? Nicht weniger als vierzig Jahre, seit dem Erscheinen des Génie du christianisme. Der Priester wollte uns nicht glauben, als wir ihm dieses erhabene Haus erklärten; er erkannte es nicht an... Warum soll man sich darüber wundern? Es gehört nur denen, die es begriffen haben*).

Indessen mit der Zeit hat er sich besonnen. Er hat es politisch und schlau gefunden, wie wir zu sprechen, die christliche Kunst zu rühmen. Er hat sich mit seiner Kirche geschmückt, sich mit dem ruhmstrahlenden Mantel umgeben, nimmt eine siegreiche Haltung darin an. Die Menge kommt, sieht und bewundert... Gewiß, wenn man den bekleideten Menschen nach dem Kleide beurtheilt, so ist dem

*) Und die, welche es begriffen, sind die Einzigen, die es ehren und bedauern. — Wenn wir tödtliche Feinde dieser Kirchen wären, würden wir thun, was man heute gethan hat; wir würden Alles daran verschwinden lassen, was sie ehrwürdig macht, die alte Farbe, das alterthümliche Moos, die Verstümmelungen. Wir würden das Alles fortbringen, würden Statuen aus allen Jahrhunderten hineinsetzen, wie man es in Nôtre-Dame thun will, und würden ein Museum daraus machen. Die Kirche hat den Revolutionen, der Zeit widerstanden; der Verschwörung des Maurers und des Priesters wird sie nicht widerstehen. Der Maurer hat den Priester überredet, daß man 1845 gothisch bauen könne. Sie beide kratzen nun, stürzen um, demoliren das Alt-Gothische und sind gewiß, es dadurch neu zu machen. —

Anscheine nach derjenige, der sich mit einem Nôtre-Dame von Paris, mit einem Kölner Dom bekleiden kann, der Riese der geistlichen Welt. Alexander wollte bei seinem Fortzuge aus Indien die Nachwelt über die Leibesgröße der Macedonier täuschen und ließ ein Lager anlegen, wo der Platz jedes Mannes zehn Fuß betrug. Welch einen Platz nimmt diese Kirche ein, welche riesige Wohnung ist es und welch ungeheurer Gast muß dort wohnen! . . . Die Phantasie thut hier zur Größe noch etwas hinzu, jedes Verhältniß nimmt einen andern Maaßstab an, das getäuschte Auge belügt sich selbst. Die Lichter, welche von oben kommen, die gewaltigen Schatten, Alles ist zum Vortheil der Täuschung. Der Mensch, den man seinem gewöhnlichen Aussehen nach auf der Straße für einen Dorfschulmeister halten würde, hier ist er ein Prophet . . . in dieser großartigen Umgebung hat er sich umgestaltet, seine Schwere wird zur Kraft und Majestät, seine Stimme hat ein ungeheures Echo. Weib und Kind haben Furcht vor ihm.

Kommt nun dieses Weib wieder nach Hause, so erscheint ihr Alles prosaisch und kleinlich. Und hätte sie auch Peter Corneille zum Manne, wenn er das traurige Haus bewohnt, das man heute noch zeigt, so bemitleidet sie ihn nur. Die intellectuelle Größe in einer niedern Stube macht keinen Effect auf sie. Sie vergleicht und sie wird traurig, nimmt

eine Art von bitterer Sanftmuth an. Der Mann faßt sich in Geduld, er lächelt oder thut, als wenn er nichts merkte: „Ihr Beichtvater wird ihr den Kopf verdreht haben" sagt er ganz laut, und für sich allein sagt er: „Nun, sie sieht ihn wenigstens nur in der Kirche." Aber ich bitte Euch, welcher Ort wirkt mächtiger auf die Einbildungskraft, als die Kirche, ist reicher an Illusionen, übt einen größeren Zauber aus? Gerade die Kirche ist es, welche den Menschen veredelt, der sonst ganz gewöhnlich ist, die ihn vergrößert, ihn übertreibt, ihm die ganze Poesie ihrer Verhältnisse leiht.

Man sehe jene feierliche Gestalt, welche unter dem Gold und dem Purpur der Pontificalien mit dem Gedanken eines Volkes, dem Gebete von zehntausend Menschen die siegreiche Treppe des Chors von Saint Denis hinaufsteigt! Seht Ihr ihn noch, der über allem Volke, das auf den Knieen liegt, in gleicher Höhe mit den Wölbungen seinen Kopf bis an die Kapitäler der Säulen hält unter den geflügelten Engelsköpfen und von dort seinen Blitz schleudert? . . . Nun gut, es ist derselbe, dieser furchtbare Erzengel, der kurz darauf für sie sich herabläßt und nun sanft und umgänglich in diese dunkle Kapelle herabsteigt, in den schmachtenden Stunden des Nachmittags, sie anzuhören! . . . Welche schöne Stunde! Bewegt und zärtlich zugleich! Und warum schlägt uns denn hier das

Herz so stark?... Wie diese Kirche jetzt schon düster ist und doch ist es noch nicht spät. Die große Rosette des Portals glüht in der untergehenden Sonne ... aber im Chore ist es schon ganz anders, schwere Schatten dehnen sich dort aus und dahinter ist die Dunkelheit ... Eines verwundert und erschreckt fast, so weit man auch hinsehen mag, nämlich im Innern der Kirche, jenes Geheimnißvolle dieser alten Glasfenster, welche keine bestimmte Zeichnung mehr zeigen und im Dunkel wie ein unleserliches Gekritzel von unbekannten Zauberbuchstaben glänzen ... Die Kapelle ist nicht minder verdüstert. Man erkennt von ihr nichts mehr als die Verzierungen, die zarten Grundlinien, welche sich mit dem Gewölbe vereinigen; der sich verdichtende Schatten rundet die Formen ab und verschmilzt sie in einander. Aber als ob diese düstere Kapelle noch nicht düster genug wäre, schließt sie in einen engen Raum von dunkelm Eichenholze noch einen Winkel ein, wo dieser bewegte Mann, dieses zitternde Weib so dicht bei einander vereinigt, der eine und die andere mit ganz leiser Stimme von der Liebe Gottes sprechen.

Zweites Kapitel.

Die Beichte. Jetzige Erziehung des jungen Beichtvaters. — Der Beichtvater des Mittelalters glaubte erstens, zweitens kasteite er sich, drittens war er durch Bildung überlegen, viertens durfte er weniger fragen. — Die Casuisten haben für ihre Zeit geschrieben. — Klippen für den jungen Beichtvater. Wie er seine erschütterte Stellung befestigt.

Der würdige Priester eines Sprengels hat mir häufig gestanden, die Plage seines Standes, seine eigne Verzweiflung und die Qual seines Lebens wäre die Beichte.

Die Studien, durch welche man sich im Seminar vorbereitet, sind von der Art, daß das Temperament sehr häufig dabei untergeht, der Körper erliegt, die Seele bleibt davon entkräftet und befleckt.

Die Erziehung der Laien, die auf nichts weniger Anspruch macht, als auf übermäßige Reinheit, und deren Zöglinge eines Tages im gewöhnlichen Leben sich bewegen sollen, legt dennoch großen Werth darauf, aus den Augen des jungen Mannes die zu verführerischen Bilder zu entfernen, welche die

Sinne verwirren. Die priesterliche Erziehung dagegen, welche Menschen bilden will, die über den Menschen stehen, jungfräuliche reine Geister, Engel, richtet gerade die Aufmerksamkeit ihrer Schüler auf Dinge, welche ihnen für immer untersagt sein werden, und giebt ihnen zu Gegenständen des Studiums so furchtbare Versuchungen, daß sie auch die Heiligen zur Verdammniß bringen können. Man hat die gedruckten Bücher citirt, aber die Hefte, durch welche in den beiden letzten Jahren die Erziehung in den Seminaren vervollständigt wird, sind nicht citirt worden; diese Hefte enthalten, was die unerschrockensten Leute niemals zu veröffentlichen gewagt haben.

Ich kann hier nicht erzählen, was mir diejenigen mitgetheilt haben, welche von dieser unsinnigen Erziehung gelitten haben und dabei fast zu Grunde gegangen sind. Niemand kann sich den Zustand eines armen jungen Mannes vorstellen, der noch sehr gläubig, sehr aufrichtig ist, gegen die Schrecken und die Versuchungen kämpft, mit denen man ihn wohlweislich umgiebt, Versuchungen zwischen zwei Dingen, von denen eines allein ihn wahnsinnig machen kann, das Weib und die Hölle! . . . Und dennoch ist er fortwährend genöthigt, den Abgrund zu betrachten, und über diesen abscheulichen Büchern brütend, sein Temperament, sein Blut, seine Jugendkraft zu verleugnen.

Diese unerhörte Unvorsichtigkeit rührt ursprünglich von der ganz scholastischen Voraussetzung her, daß man den Körper und die Seele vollkommen von einander trennen könne. Man hat sich vorgestellt, man könnte sie wie zwei Rennpferde von verschiedenen Gangarten, das eine rechts, das andere links leiten. Man hat nicht daran gedacht, daß es in diesem Falle mit den Menschen gehen würde, wie mit dem Wagen, der am Frontispice des Louvre abgebildet ist und nach verschiedenen Richtungen hin gezogen, unausbleiblich in Stücke zerrissen werden muß.

Wie verschiedener Natur auch die beiden Substanzen sein mögen, so steht es doch fest, daß sie gemeinsam wirken müssen. Es giebt keine Bewegung der Seele, welche nicht auf den Körper wirkt, und der Körper wirkt ebenso auf die Seele zurück. Der erbittertste Krieg gegen den Körper wird den Körper um so leichter tödten, als er seine Einwirkung auf die Seele hindert. Ist es nicht wirklich kindisch, zu glauben, daß ein Gelübde, einige Gebete, ein schwarzes Kleid auf dem Leibe Jemanden vom Fleische befreien und aus ihm einen reinen Geist machen könne?

Man wird mir das Mittelalter zum Einwurf machen, diese Menge von Menschen, welche ein den Körper abtödtendes Leben geführt haben.

Dagegen habe ich nicht eine Antwort, sondern zwanzig und unwiderlegliche.

Es ist zu leicht zu zeigen, daß der Priester im Allgemeinen und besonders der Beichtvater damals das waren, was sie seit zwei Jahrhunderten sind.

Erstens. Die erste Antwort wird vielleicht hart scheinen: damals hatte der Priester noch Glauben. — „Wie, glaubt der Priester nicht mehr? Will man behaupten, daß, wenn er von seinem Glauben mit so viel Kraft spricht, er Heuchler und Lügner sei?" — Nein. Ich will ihn wohl für aufrichtig halten; aber zwischen Glauben und Glauben ist ein Unterschied; es giebt viele Grade des Glaubens. Man erzählt, daß Lope de Vega (der bekanntlich Priester war) kein Hochamt halten konnte; im Augenblicke des Sakraments stellte er sich die Passion zu lebhaft vor, brach in Thränen aus und wurde unwohl. Man vergleiche das jetzt mit der koketten Pantomime des Jesuiten, der in Freiburg aus der Messe ein Schauspiel macht, oder des Prälaten, den ich sorglich bedacht gesehen habe, seine kleine weiße Hand geltend zu machen.

Der Priester glaubte und sein weibliches Beichtkind glaubte auch. Unerhörte Schrecken, Mirakel, Teufel, die Hölle füllten damals die Kirche an. Das Wort „Gott hört Dich" war damals nicht blos in das Holz des Beichtstuhls geschrieben, son-

dern auch ins Herz. Es war kein breterner Verschlag, der den Beichtenden vom Beichtvater trennte, sondern das Schwert des Erzengels, der Gedanke an's Gericht.

Zweitens. Wenn der Priester im Namen des Geistes sprach, so hatte er ein Recht dazu, da er die geistige Macht durch den Selbstmord des Körpers erkauft hatte. Schon die langen nächtlichen Gebete hätten genügt, um ihn abzunutzen; aber man erlangte es noch auf directerem Wege, durch Uebermaß des Fastens. Das Fasten war die Lebensart jener armen und rauhen Bettler, der Cappets, deren armseliger Tisch mit Argumenten gespickt war. Vor dem Mannesalter schon halb erstorben, erkälteten sie ihr Blut durch Kräuter von tödtlicher Nahrungslosigkeit und durch Erschöpfung, durch Aderlässe. Die Zahl der Aderlässe, denen man die Mönche unterwarf, war von den Ordensregeln vorgeschrieben. Auf diese Weise wurde der Magen verdorben, und die Kräfte konnten nicht mehr ersetzt werden. Der heilige Bernhard und die heilige Therese waren durch fortwährendes Erbrechen geschwächt, der Sinn des Geschmacks verlor sich; der Heilige hielt, wie sein Biograph sagt, Blut für Butter. Das Wort Abtödtung war damals kein leeres Wort; es gab keine Trennung des Körpers von der Seele, sondern sogar eine Unterdrückung und Vernichtung des Körpers.

Drittens. Der Priester glaubte sich in diesem Sinne der Mensch des Geistes und er war es wirklich durch die Ueberlegenheit der Bildung. Er wußte Alles, der Andere nichts. Selbst dann, wenn der Priester jung, war er wirklich der Vater, der andere Mensch das Kind. — Heute findet ganz das Gegentheil statt; der Laie, wenigstens in den Städten, ist unterrichteter als der Priester; selbst der Bauer, der eine Familie, Interessen, Geschäfte hat, der Soldat gewesen ist, hat mehr Erfahrung, mehr wirkliche Kenntnisse, als sein Pfarrer; spricht er auch schlechter, so thut das nichts zur Sache. Der Gegensatz ist um so größer, wenn dieser unerfahrene Priester, der nichts als sein Seminar kennen gelernt hat, zu seinen Füßen eine Frau sieht, voller Weltkenntniß, voller Ränke, voller Leidenschaft, die z. B. fünf und dreißig Jahr alt, Alles schon durchgemacht hat, was die Welt an Ideen und Gefühlen kennt. Wie, und sie bittet ihn um Rath, sie nennt ihn mein Vater? Und doch ist jedes Wort, was sie ihm sagt, für ihn eine Entdeckung, er ist innerlich darüber erstaunt, erschreckt. Sobald er nicht so klug ist zu schweigen, wird er albernes Zeug sagen, und sein Beichtkind, das ganz bewegt zu ihm kam, wird lachend von ihm gehen.

Viertens. Es giebt noch einen Unterschied, welcher freilich nur denen auffallen wird, welche das Mittelalter kennen: die Sprache war noch

nicht so ausgebildet, wie sie es seit der Zeit geworden ist. Da noch Niemand so gewohnt war, die Dinge zu zersetzen und zu entwickeln, mußte sich die Beichte auf eine Erklärung der Sünde ohne Ausmalung der Einzelnheiten beschränken. Noch weniger konnte man die Erscheinungen, welche die Leidenschaft, die Wünsche, die Zweifel, die Befürchtungen begleiten, aus einander setzen, die ihr die Gewalt der Illusion und des Blendwerks geben und sie ansteckend machen. Wenn man so will, gab es allerdings eine Beichte, aber das Weib verstand sie weniger mitzutheilen, noch konnte sie der Beichtvater so gut verstehen, sie konnte die wahre Tiefe ihres Gedankens nicht enthüllen, und er ihn nicht erfassen. Von der einen Seite ein Geständniß, von der andern Seite Urtheil, das war Alles; es konnte keine Unterredung, keine vertrauliche Mittheilung, keine Herzensergießung stattfinden.

Wenn der Priester auch nicht so viel Einbildungskraft und Geist hat, um die Fragen zu stellen, so hat er seit zwei Jahrhunderten ganz fertige Fragen in der Hand, die er nach der Vorschrift stellen wird und durch welche er die Beichtende zwingen kann, in ihren Gedanken umherzusuchen, ihr eigenes Geheimniß zu durchforschen, um es ganz und gar ihm zu überliefern, um ihr Herz, wenn man so sagen kann, nach jeder Regung hin, einen Faden nach dem andern, zu überliefern und vor ihm den

ganzen Strang auseinander zu zerren, den er dann in der Hand hält.

Dieses furchtbare Werkzeug der Untersuchung, welches in einer ungeschickten Hand die Seele verderben kann, indem sie dieselbe durchsucht, würde wenigstens eine Veränderung erleiden müssen, wenn die Sitten sich ändern. Die Moral ändert sich allerdings nicht, aber die Sitten thun es nach den Zeiten; von dieser so einfachen Wahrheit haben diese Leute aber keine Ahnung. Sie sind noch immer bei den Sitten der Zeit stehen geblieben, wo die intellectuelle Bewegung für sie aufgehört hat. Die Handbücher, welche man dem jungen Beichtvater in die Hände giebt, stützen sich auf die Casuisten, welche Pascal schon zu Grabe gebracht hat. Selbst wenn die Unmoralität ihrer Entwickelungen nicht bewiesen wäre, so erinnert Euch doch wenigstens, daß Escobar, Sanchez Fragen stellte für eine furchtbar verdorbene Zeit, von der wir Gott sei Dank weit entfernt sind. Ihre Casuistik richtet sich in ihrem Ursprunge an eine Welt voll Geifer und Schmutz, wie sie die Folge der Religionskriege war. Man findet damals Verbrechen, wie sie vielleicht niemals begangen worden sind als höchstens von den furchtbaren Soldaten des Herzogs v. Alba oder von den vaterlandslosen, gesetzlosen, gottlosen Banden, welche Wallenstein mit sich herumzog, wahre umherirrende Sodomas, vor denen selbst das alte Sodom Abscheu empfunden hätte.

Wir wissen gar nicht, wie wir diese schuldvolle Praxis bezeichnen sollen! Diese Bücher, welche für eine barbarische, an Schandthaten einzige Zeit geschrieben worden sind, es sind noch immer dieselben, welche Ihr heute Euren Schülern gebt, zu der Zeit, wo wir uns in voller Civilisation befinden.

Und dieser junge Priester, der durch Eure Schuld glaubt, daß die Welt noch jene schreckliche Welt ist, der in den Beichtstuhl kommt, mit jener abscheulichen Wissenschaft, die Einbildungskraft mit scheußlichen Vorfällen erfüllt*), ihr Unvorsichtigen (oder wie soll ich Euch nennen), Ihr stellt ihn einem Kinde gegenüber, das seine Mutter nicht verlassen hat, nichts weiß, nichts zu sagen hat, dessen größtes Verbrechen ist, seinen Katechismus schlecht gelernt oder einen Schmetterling verletzt zu haben.

Ich schaudere vor den Fragen, welche er an sie richten wird, vor Allem, was er ihr beibringt in seiner gewissenhaften Rohheit. Aber mag er auch fragen . . . sie weiß nichts, sie sagt nichts. Er schilt sie, und sie weint. Zwar werden die Thränen bald getrocknet sein, aber noch lange nachher wird sie träumen . . .

*) Man lese die schönen Stellen P. L. Courier's sowie bei Génin, die so geistreich, so beredt, so ganz von der Entrüstung eines braven Mannes durchglüht sind: Les Jesuites et l'Université p. II. ch. 5.

Man könnte ein ganzes Buch schreiben, über die ersten Versuche des jungen Priesters, über seine Unbesonnenheiten, die höchst bedeutsam, höchst verhängnißvoll sind, für ihn und für Andere. Oftmals ist die Beichtende klüger als ihr Beichtvater. Es macht ihr Spaß ihn kommen zu sehen, sie betrachtet ihn, der sich belebt und zu weit geht, kalt...: Derjenige, der in seiner leidenschaftlichen Schwärmerei sich vergaß, wird plötzlich durch die Lehre aufgeweckt, welche ihm eine geistreiche und boshafte Frau auf den Knieen liegend giebt.

Eine grausame Lehre, welche ihm kalt wie Stahl in's Herz dringt . . . man empfindet dergleichen nicht, ohne lange Zeit eine gewisse Bitterkeit davon zu bewahren, mitunter für immer bös davon zu bleiben. Der junge Priester wußte es wohl, daß er das Opfer sei, der Enterbte in dieser Welt, aber er hatte es nicht gefühlt . . . Die Galle steigt ihm bitterlich ans Herz. Er bittet Gott, daß die Welt sterben möge! . . . (Wenn er überhaupt noch zu Gott beten kann?)

Darauf kehrt er in sich selbst zurück und sieht sich ohne Rettung in dieses schwarze Leichentuch, in dieses Kleid des Todes gehüllt, das er bis zu seinem Tode tragen muß; er wickelt sich in dasselbe ein, indem er es verflucht; er erwägt, welchen Vortheil er aus seiner Marter noch ziehen kann.

Und der einzige Vortheil, der sich ihm darbietet, besteht darin, daß er seine Stellung als Priester befestigt. Das kann er vermittelst zweier Dinge thun, durch Einverständniß mit den Jesuiten und durch knechtische Unterwürfigkeit gegen Monseigneur, den Bischof. Ich empfehle ihm, vor Allen gegen die Philosophen sich heftig zu zeigen, den Pantheismus anzubellen. Er möge seine Mitbrüder anschwärzen, dadurch wird er um so weißer; er möge zeigen, daß er zu hassen versteht, dann verzeiht man ihm die Liebe.

Von diesem Augenblick wird seine Körperschaft ihn schützen, ihn vertheidigen, decken. Was den einzeln stehenden Priester in's Verderben gestürzt hätte, wird zur Heiligkeit selbst, sobald er Parteimensch ist. Er würde mit dem Interdict belegt, zu den Trappisten geschickt worden sein, jetzt wird er Generalvicar.

Nur möge er klug sein, besonders in den zarten Angelegenheiten, welche die Körperschaft gern verbirgt; er möge die Künste des Priesters lernen, heucheln, warten, sich zurückzuhalten wissen, vorschreiten, aber langsam, oft über der Erde, öfter aber noch unter der Erde.

Drittes Kapitel.

Die Beichte. Der Beichtvater ist der Mann. Wie man das Weib isolirt. Der Gewissensrath. Die vereinigten Gewissensräthe. Kirchliche Polizei.

Wenn ich an Alles denke, was das Wort Beichte, Gewissensleitung in sich faßt, dieses kleine Wort, diese große Gewalt, die vollkommenste, die in der Welt existirt; wenn ich versuche auseinanderzusetzen, was dasselbe Alles in sich begreift, so bin ich erschreckt. Mir scheint es, als ob ich die unendliche Kreiswindung eines tiefen und dunkeln Bergwerks hinabstiege... Eben hatte ich noch Mitleid mit diesem Priester und jetzt fürchte ich ihn. Man muß sie nicht fürchten, muß ihnen gerade ins Gesicht schauen. Stellen wir ganz einfach die Sprache des Beichtvaters dar.

„Gott hört Dich, hört Dich durch mich; durch mich wird Gott Dir antworten.“ Das ist der Anfang und das wird auch buchstäblich genommen. Die Autorität wird als unendlich, absolut anerkannt, ohne an ihr zu mäkeln.

„Aber Du zitterst, Du wagst nicht, diesem furchtbaren Gotte Deine Schwächen und Kindereien zu sagen ... nun gut, sag' sie Deinem Vater. Dein Vater hat ein Recht, die Geheimnisse seines Kindes zu kennen, ein nachsichtiger Vater, der nur wissen will, um Verzeihung ertheilen zu können. Er ist Sünder, wie Du; hat er Recht, strenge zu sein? Komm also, mein Kind, komm und sprich ... Was Du nicht gewagt hast, Deiner Mutter ins Ohr zu sagen, komm her und sage es, wer wird es jemals erfahren?"

Und dann, dann geht unter Seufzern aus dem wogenden, geschwellten Busen das verhängnißvolle Wort über die Lippen, es entschlüpft und man verbirgt sich ... O, derjenige, welcher gehört hat, ist in großem Vortheil und wird in demselben bleiben ... Wolle Gott, daß er ihn nicht mißbraucht! ... Was gehört hat, ist nicht das Holz des alten Beichtstuhls, sondern ein Mensch von Fleisch und Blut.

Und dieser Mensch weiß jetzt über diese Frau, was ihr Mann in langen Mittheilungen der Nächte und der Tage nicht erfahren hat, was ihre Mutter nicht weiß, die sie ganz und gar zu durchschauen glaubt, die sie sie ja so viele Male nackt auf ihren Knieen gehabt.

Er weiß, er weiß, dieser Mann, und er wird noch mehr erfahren. Fürchtet nicht, daß er vergißt. Wenn das Geständniß in guter Hand ist, nun, um

so besser, denn dann ist es für immer... auch sie, sie weiß wohl, daß es einen Herrn und Meister ihrer geheimen Gedanken giebt; niemals wird sie vor diesem Menschen vorbeigehen, ohne die Augen niederzuschlagen.

An dem Tage, wo dieses Geheimniß ein gemeinschaftliches wurde, war er dicht bei ihr, er hat sie gefühlt; höher sitzend übt er ein unbesiegbares Uebergewicht über sie aus. Eine magnetische Gewalt hat sie unterworfen, denn sie wollte nicht sprechen und hat doch gegen ihren Willen gesprochen. Sie war verzaubert, wie der Vogel vor dem Blicke der Schlange.

Bis hieher indeß zeigt sich von Seiten des Priesters noch keine Kunst, die Macht der Dinge hat Alles bewirkt, die Macht der religiösen Einrichtung und der Natur. Als Priester hat er sie zu seinen Knieen empfangen, hat sie angehört. Darauf, als er Herr ihres Geheimnisses, ihres Gedankens, des Gedankens eines Weibes war, ist er, ohne es zu wollen, ohne es vielleicht zu wissen, wieder Mensch geworden und hat auf sie, die Schwache und Wehrlose, die gewichtige Hand des Mannes gelegt.

Nun, und die Familie? der Mann?... Wer wird zu behaupten wagen, daß die Lage noch dieselbe ist als vorher?

Jeder Mensch, der nachdenkt, weiß nur zu wohl, daß der Gedanke einer Person das Allerpersönlichste

an ihr ist. Der Herr des Gedankens ist derjenige, welchem die Person angehört. Der Priester hält die Seele, sobald er das gefährliche Band der ersten Geheimnisse in Händen hat, und wird sie immer mehr, wird sie immer fester halten. Es existirt nun eine vollkommene Theilung unter den Gatten, denn jetzt hat sie zwei: dem einen gehört die Seele, dem andern der Körper.

Man bemerke, daß bei dieser Theilung der eine von ihnen der Wahrheit nach Alles hat; wenn der andere etwas behält, so behält er es aus Gnade. Der Gedanke ist seiner Natur nach beherrschend, alles Andere absorbirend, der Leiter dieses Gedankens wird in dem natürlichen Fortschritte dieser Herrschaft stets weiter gehen, indem er den Theil, der dem andern zu bleiben schien, verringert. Es wird schon sehr viel sein, wenn der Mann, der Wittwer der Seele, den unfreiwilligen, unthätigen und todten Besitz behält. Welche demüthigende Sache! Nichts von dem, was uns gehörte, anders als mit Erlaubniß, aus Nachsicht zu erhalten*), in unserer ge-

*) Der heil. Franziskus de Sales, der Beste noch von Allen, hat selbst noch mit dem armen Manne Mitleid. Er hebt gewisse Scrupel der Frau u.s.w. u.s.w., diese Güte ist selbst hier sonderbar demüthigend. (Man sehe die Ausgabe v. 1833. tom. VIII. p. 254, 312, 347—348). Die Ehe, die nichtsdestoweniger doch ein Sakrament ist, erscheint hier gleichsam auf den Knieen vor der Gewissensleitung, sie scheint um Verzeihung zu bitten und anständige Buße geben zu müssen.

heimsten Vertraulichkeit von einem unsichtbaren Zeugen begleitet und gesehen zu werden, der uns leitet und uns unsern Antheil bestimmt ... auf der Straße einem Manne zu begegnen, der besser, als wir, unsere geheimen Schwächen kennt, der demüthig grüßt, sich abwendet und lacht. . . . .

. . . .

Es will nichts sagen mächtig zu sein, wenn man nicht der allein Mächtige ist ... Allein mächtig! Gott theilt nicht mit Jemandem.

Das ist der Grund, mit welchem der Priester sich bestimmt, vor sich selbst rechtfertigt in seinem hartnäckigen Bestreben, diese Frau zu isoliren, ihre Familienbande zu lockern und besonders das Ansehn des Nebenbuhlers, ich meine des Mannes, zu untergraben. Der Mann ist dem Priester eine große Last. Wenn dieser Mann darunter leiden muß, daß er so ganz und gar gekannt, belauscht, gesehen wird, wenn er allein ist, so leidet der, welcher sieht, noch mehr. Sie kommt und sagt ihm in jedem Augenblicke unschuldigerweise Dinge, die ihn außer sich bringen. Häufig möchte er sie gern anhalten, zu ihr sagen: „Gnade, Madame, es ist zu viel!" Und obgleich diese Einzelheiten ihn wie einen Verdammten in der Hölle peinigen, verlangt er doch noch mehr davon, fordert, daß sie bei diesen für sie erniedrigenden, für ihn grausamen Geständnissen bis zu den kleinsten Einzelheiten hinabsteige.

Man kann den Beichtvater eines jungen Weibes kühn den Neider des Mannes und seinen geheimen Feind nennen. Wenn es einen giebt, der eine Ausnahme davon macht (und das will ich wohl glauben), so ist er ein Held, ein Heiliger, ein Märtyrer, ein über die Menschennatur erhabener Mensch.

Die ganze Arbeit des Beichtvaters besteht darin, das Weib zu isoliren, und das thut er denn auch redlich. Es ist eine Pflicht für denjenigen, der sie den Weg des Heiles führt, sie nach und nach von allen Erdenbanden los zu machen. Dazu ist Zeit, Geduld, Geschicklichkeit nothwendig. Es kommt nicht darauf an, mit einem Streiche so starke Ketten zu zerreißen, sondern zu Anfang erst zu untersuchen, aus welchen Ringen diese Kette zusammengesetzt ist, und dann einen Ring nach dem andern durchzufeilen, abzunutzen.

Wer aber eine schüchterne Seele über die Legitimität der heiligsten Bande beunruhigt, indem er täglich neue Gewissenszweifel in ihr wachruft, der zerfeilt diese Kette mit größter Muße. Selbst wenn es noch ein unschuldiges Band giebt, so ist dasselbe doch im Grunde noch eine irdische Neigung, ein Diebstahl an Gott; Gott will aber Alles... Keine Verwandtschaft, keine Freundschaft, nichts mehr darf bleiben... „Ein Bruder?" Nein, der ist auch noch ein Mann. — „Aber mindestens meine Schwester? meine Mutter?" — Nein, Alles mußt Du verlas-

sen ... mit voller Absicht, von ganzem Herzen verlassen, Du wirst sie immer sehen, meine Tochter, nichts wird geändert scheinen, nur verschließe ihnen wohl Dein Herz.

So umgiebt sie völlige moralische Einsamkeit. Die Freunde finden sich durch eine eisige Höflichkeit zurückgestoßen, Kälte herrscht in diesem Hause; warum dieser seltsame Empfang? Sie können es nicht errathen, sie selbst weiß es nicht immer. Aber die Sache ist befohlen, und ist das nicht genug? Der Gehorsam besteht darin, ohne Gründe zu gehorchen.

Es herrscht Kälte, das ist Alles, was man sagen kann. Der Mann findet sein Haus weiter und leerer. Seine Frau ist eine ganz andere geworden, wenn sie auch gegenwärtig ist, ihr Geist ist es nicht; sie handelt, als ob sie nicht handelte, sie spricht, als ob sie nicht spräche. Alles wird in ihren häuslichen Gewohnheiten verändert und zwar stets aus gutem Grunde: „Heute ist Fasttag.“ — Und morgen? — „Morgen ist Feiertag.“ — Der Mann ehrt diese Strenge, er würde sich ein Gewissen daraus machen, eine so hohe Frömmigkeit zu stören, er resignirt betrübt: „Das wird lästig, sagt er, ich hatte es nicht vorausgesehen, meine Frau wird eine Betschwester.“

In diesem Hause gehen jetzt weniger Freunde aus und ein, aber einer ist mehr geworden und dieser ist sehr häufig da. Der gewöhnliche Beichtvater

ist jetzt Gewissensrath; eine große und bedeutende Veränderung.

Als Beichtvater empfängt er sie in der Kirche zu bestimmten Stunden; als Gewissensrath besucht er sie, wann er will, sieht sie bei ihr im Hause, bisweilen sogar bei sich.

Als Beichtvater war er meistentheils passiv, hörte viel, sprach wenig. Wenn er Vorschriften gab, geschah es mit wenigen Worten; als Gewissensrath ist er activ, er schreibt nicht blos Handlungen vor, sondern hat, was im Grunde viel mehr ist, bei ihrer vertraulichen Unterhaltung Einfluß auf ihre Gedanken.

Dem Beichtvater sagt man die Sünden, mehr ist man ihm nicht schuldig. Dem Gewissensrath vertraut man Alles an, sich selbst und die Seinigen, die Geschäfte, die Interessen. Derjenige, dem man das höchste Interesse, das des Seelenheils, anvertraut, warum sollte er nicht diese kleinen weltlichen Interessen erfahren, die Verheirathung der Kinder, das Testament, das man vorhat?

Der Beichtvater ist zum Geheimnisse verpflichtet, er schweigt (oder soll wenigstens schweigen); der Gewissensrath hat diese Verpflichtung nicht. Er kann, was er weiß, wiedersagen, besonders einem Priester, einem andern Gewissensrath. Nehmen wir an, in einem Hause wären zwanzig Priester zusammen (oder etwas weniger aus Rücksicht gegen das Gesetz

gegen die Association), von denen die Einen die Beichtväter, die Andern die Gewissensräthe derselben Personen wären. Als Gewissensräthe können sie ihre Nachrichten gegenseitig austauschen, tausend oder zweitausend Gewissen offen an den Tag legen, die Beziehungen wie die Figuren eines Schachspiels mit einander combiniren, im Voraus die Bewegungen, die Interessen regeln und sich selbst die Rollen vertheilen, welche sie spielen müssen, um alles zu ihrem Zwecke zu führen.

Früher arbeiteten blos die Jesuiten so zusammen. Es liegt heute nicht an den Führern des Clerus, daß diese ganze Körperschaft in ihrem zitternden Gehorsam dieses abscheuliche Spiel nicht spielt*). Wenn Alle so mit Allen ihr Wissen austauschen, würde aus diesen enthüllten Geheimnissen eine ungeheuere und mysteriöse Wissenschaft sich ergeben, mit welcher die kirchliche Polizei ausgerüstet wäre, die dann hundertmal gewaltiger wäre, als es die des Staates nur sein kann.

Was an der Beichte der Herrschaften fehlte, würde man durch die Bekenntnisse der Domestiken, Bedienten und Mägde ergänzen können. Die Association der Blondinerinnen von Lyon, die in der

*) Man weiß das übrigens von rechtschaffenen Priestern, welche sich dazu nicht hergeben wollen. Man sehe das letzte Kapitel dieses Buches.

Bretagne, in Paris und an andern Orten nachgeahmt ist, würde allein schon genügen, die ganze Häuslichkeit der Familien aufzudecken. Und wenn man sie auch kennt, so nimmt man sie doch, sie sind gelehrig und sanft, dienen ihren Herrschaften sehr gut, wissen zu sehen und zu horchen.

Glücklicher Familienvater, der ein solches, so tugendhaftes Weib, solche sanfte und demüthige, rechtschaffene und fromme Domestiken hat ... was jener Alte wünschte: in einem Hause von Glas zu leben, wo Jeder ihn stets sehen könne, wahrscheinlich hat er das auch gewünscht. Nicht ein Wort von ihm geht verloren. Er spricht leiser, aber ein feines Ohr hat ihn gehört. Wenn er seine vertrauten Gedanken, da er sie nicht aussprechen mag, niederschreibt, so werden sie gelesen; durch wen? das weiß man nicht. Er verwundert sich am andern Tage auf der Straße zu hören, was er gestern in seinem Bette geträumt hat.

Viertes Kapitel.

Gewohnheit. Ihre Macht; ihr unmerkliches Umsichgreifen, ihr Fortschritt. Zweite Natur, die häufig verderblich ist. Kann man sich eines Mannes, der diese Macht der Gewohnheit ausbeutet, entledigen?

Wenn die geistliche Herrschaft eine wahrhaft geistige ist, wenn die Macht über den Gedanken, durch den Gedanken selbst erlangt wird, durch die Ueberlegenheit des Charakters und des Geistes, dann muß man sich ihr fügen, es bleibt nichts übrig, als sich darein zu finden. Die Familie wird allerdings Einwendungen dagegen machen, aber vergeblich.

Im Allgemeinen ist dem aber nicht so. Der Einfluß, von dem wir sprechen, setzt keineswegs als wesentliche Bedingung glänzende Begabung des Geistes voraus. Gewiß ist dieselbe demjenigen, der sie besitzt, nützlich, und nichts desto weniger kann sie ihm, wenn er sie in ausgezeichnetem Grade besitzt, doch schädlich werden. Die glänzende Ueberlegenheit, welche stets als ein Anspruch auf Herrschaft erscheint, macht die Geister mißtrauisch, warnt auch

die minder Klugen und verschließt den kleinen Anfängen die Thür, welche hier Alles ausmachen*). Die Mittelmäßigen beunruhigen weniger, sie finden leichter Zutritt. Je schwächer sie sind, je weniger sind sie verdrießlich und demnach gewissermaßen um so stärker... Das Eisen giebt einen harten Ton auf dem Steine, wird weich und stumpf. Aber das Wasser, wer sollte den mißtrauen? Weich, farblos, geschmacklos wie es ist, untergräbt es doch, wenn es stets auf dieselbe Stelle fällt, auf die Länge den Fels und den Kiesel.

Man stelle sich alle Tage zu einer gewissen Stunde Nachmittags ans Fenster. Man sieht auf der Straße einen bleichen Mann vorübergehen, der zu Boden sieht, stets durch dieselbe Straße kommt, stets an den Häusern auf derselben Linie des Pflasters entlang geht. Wo er gestern den Fuß hingesetzt hat, wird er ihn morgen hinsetzen, er würde das Pflaster abnutzen, wenn dasselbe nicht erneuert würde. Und durch dieselbe Straße geht er nach demselben Hause, steigt er in dasselben Stockwerk,

*) Das begreifen die Romanschreiber selten. Die Meisten beginnen mit einem überraschenden Abenteuer, einer Begegnung, aber gerade, was überrascht, macht aufmerksam, warnt und verhindert den Anfang. Sie sind mit Abenteuern, mit Handlungen verschwenderisch, und gerade ist doch nichts geeigneter die Aufmerksamkeit zu erwecken, die Bezauberung unmöglich zu machen u. s. w.

spricht in demselben Kabinette mit derselben Person. Er spricht von denselben Dingen und scheint immer eben so zu sprechen. Die Person, welche ihn anhört, sieht keinen Unterschied zwischen gestern und heute. Welche sanfte Gleichmäßigkeit; so sanft wie der Schlaf eines Kindes, dessen Athem die Brust in gleichmäßigen Zwischenräumen mit demselben leisen Geräusche hebt.

Ihr glaubt, daß in dieser monotonen Gleichheit nichts sich ändert, daß ein Tag so ist wie der andere. Irrthum; Ihr habt nichts gemerkt und doch ist an jedem Tage eine kleine, allerdings unwahrnehmbare Veränderung vorgegangen, welche die Person, die nach und nach sich selbst umgestimmt hat, nicht im Geringsten gewahr wird.

Es ist, als ob Jemand in einer Barke träumt. Wie weiten Weg hast Du während des Träumens gemacht, wer kann das wissen? So fährst Du ohne das Fahren zu merken, unbeweglich und doch mit Schnelligkeit. Aus dem Flusse oder dem Kanale herausgekommen, befindest Du Dich bald auf dem Meere. Die gleichmäßige Unermeßlichkeit, in der Du jetzt bist, wird Dir noch weniger andeuten können, wie weiten Weg Du zurücklegst; jetzt giebt es keinen Ort und keine Zeit mehr, keinen bezeichnenden Punkt, auf den Deine Aufmerksamkeit sich richten könnte, das Aufmerken hilft nicht mehr, die

Träumerei wird tiefer, immer tiefer ... ein Ocean der Träume auf dem weichen Ocean der Wasser.

Welch eine angenehme Sache, bei welcher nach und nach Alles unmerklich wird, selbst die Annehmlichkeit. Ist es ein Zustand des Todes oder des Lebens, um das zu unterscheiden, bedürfte es der Aufmerksamkeit, und wir würden aus dem Traume erwachen... Nein, nur immer vorwärts, möge mich das unbestimmte Etwas, das mich treibt, zum Leben führen oder zum Tode.

Gewohnheit! Gewohnheit! Weicher und furchtbarer Abgrund, den man so sanft hinabgleitet, man kann Dir alles Böse in der Welt zuschreiben und alles Gute gleichfalls, es wird Beides wahr sein.

Gestehen wir es nur ein, wenn die Handlung, welche wir anfangs in vollem Bewußtsein und freiwillig thaten, niemals anders als mit Willen und mit Aufmerksamkeit gethan würde, wenn sie uns nicht aus Gewohnheit leichter würde, handelten wir vielleicht wenig und langsam; das Leben würde unter Versuchen und Bestrebungen hingehen. Wenn wir z. B. bei jedem Schritte, den wir machen, unsere Richtung erörtern und unser Gleichgewicht suchen wollten, würden wir nicht mehr gehen, als das Kind, dem das Gehen noch eine Arbeit ist. Aber der Gang wird frühzeitig eine Gewohnheit, eine Handlung, welche geschieht, ohne daß wir nöthig haben, die fortwährende Da-

zwischenkunft des Willens herbeizurufen. Dasselbe ist es mit vielen andern Handlungen, welche noch weniger freiwillig, endlich mechanisch werden, automatisch und in gewisser Weise unserer Persönlichkeit fremd. Je weiter wir ins Leben kommen, ein je größerer Theil unserer Thätigkeit entgeht unserm Bewußtsein, tritt aus der Sphäre der Freiheit heraus, um in die der Gewohnheit einzutreten; das Uebrige dagegen findet durch diese Beseitigung Erleichterung, da die Aufmerksamkeit und die Anstrengung nicht mehr auf diesen Punkt gerichtet zu sein brauchen und man nun eine größere Freiheit hat, nach anderer Richtung hin zu handeln.

Es ist das ein nützliches aber auch gefährliches Ding. Der fatalistische Gewohnheitstheil wird ohne unser Dazuthun größer in uns und wächst in der Dunkelheit unseres Innern. Was früher unsere Aufmerksamkeit erregte, geht heute unbemerkt an uns vorüber; was anfangs schwierig war, wird mit der Zeit leicht, zu leicht, und später kann man nicht einmal mehr sagen, daß es leicht sei, denn es thut sich von selbst, ohne daß wir es einmal wollen; uns würde etwas fehlen, wenn wir es nicht thäten. Da dergleichen Handlungen von allen diejenigen sind, welche uns am wenigsten Mühe machen, so wiederholen sie sich unaufhörlich. Man muß sich eingestehen, daß endlich eine zweite Natur daraus geworden ist, welche auf Kosten der andern ausge-

bildet, die Stelle derselben zum großen Theil vertritt; wir vergessen die Schwierigkeiten des ersten Anfangs und bilden uns ein, daß wir stets so gewesen seien. Das leistet mindestens unserer Trägheit Vorschub und überhebt uns der Bestrebungen, welche wir machen müßten, um auf diesem Abhange nicht weiter zu gehen. Uebrigens vermischt sich die Spur der Veränderung mit der Zeit und der That, und der Weg, den wir gegangen sind, ist verschwunden; wollten wir ihn auch nochmals gehen, wir würden es nicht können, es ist eine Brücke, die hinter uns abgebrochen ist, wir haben dieselbe passirt, werden sie aber nicht wieder passiren.

So ergeben wir uns denn darein zu sagen, indem wir zu lächeln versuchen: „Es ist für mich eine zweite Natur," oder sogar, „es ist meine Natur." In so hohem Grade haben wir vergessen!

Aber zwischen dieser Natur und unserer wahren ursprünglichen, die wir bei der Geburt mitbrachten, ist ein großer Unterschied *). Die Letztere nämlich, welche mit der Muttermilch eingesogen ist, war, wie die Mutter selbst, eine aufmerksame Wächterin des

*) Dieser Unterschied ist, so viel ich weiß, weder durch Maine de Biran noch von Felix Ravaisson in seiner genialen und tiefen Abhandlung über die Gewohnheit angedeutet worden.

Lebens, die uns vor allem warnte, was es gefährden kann, die in ihrem Wohlwollen Abhülfe suchte und fand für unser Uebel. Und diese zweite Natur, die Gewohnheit, ist unter diesem treulosen Namen häufig nichts anderes als der große Weg, der zum Tode führt.

„Es ist meine zweite Natur," sagt der Opiumtrinker traurig, indem er an seiner Seite denjenigen sterben sieht, der ihm um einige Monate in der Gewohnheit dieses verhängnißvollen Getränkes vorangegangen ist; „ich habe noch so und so viel Monate zu leben."

Ein gewöhnliches Sprichwort, das hier zu wahr ist, sagt: Wer getrunken hat, wird wieder trinken. Man muß es allgemeiner machen und sagen: Wer gehandelt hat, wird wieder handeln. Wer geduldet hat, wird wieder dulden. Nur ist es noch wahrer für die passiven Gewohnheiten, als für die der Thätigkeit. Sind wir erst gewöhnt, die Dinge gehen zu lassen, passiv zu sein, zu genießen, so werden wir unfähig, uns wieder auf Thätigkeit zu legen. Auf die Länge bedarf es nicht einmal mehr der Verführung des Genusses. Nachdem er versiegt ist und der Schmerz schon seine Stelle eingenommen hat, gießt die unerbittliche Gewohnheit uns immer wieder in denselben Becher ein, sie giebt sich nicht einmal die Mühe, sich zu verläugnen; wir erkennen sie zu spät, scheußlich und

unbesiegbar steht sie vor uns da und sagt kaltblütig zu uns: „Erst hast Du den Honig getrunken, nun trinke auch die Galle und bis zum letzten Tropfen."

Wenn dieser Tyrann so stark ist, wo er nur blindlings wirkt, wo er nur eine Sache ist, wie Opium oder Gin; um wie viel schlimmer muß er also sein, wenn er Augen, einen Willen, Kunst besitzt, mit einem Worte, wenn er Mensch ist!... Ein Mensch voller Berechnung, der die Gewohnheit zu schaffen, zu seinem Vortheile auf die höchste Höhe zu bringen weiß, ein Mensch, der als erstes Mittel, Euren Glauben gegen Euch anwenden kann, der mit dem Ansehen des geheiligten Charakters seines Standes die persönliche Bezauberung beginnt, der, um die Gewohnheit in Euch zu begründen und auf Euch zu benutzen, die tägliche Gelegenheit, die Tage, die Monate, die Zeit, die unwiderstehliche Zeit hat, den Bewältiger aller menschlichen Dinge, die Zeit, für die es ein Spiel ist, Eisen und Erz zu verzehren... Und ein Weiberherz, sollte das härter sein, um ihr Widerstand leisten zu können?

Ein Weib? Ein Kind?... Noch weniger. Eine Person, welche Kind sein will, die alle Fähigkeiten, welche sie seit ihrer Kindheit erlangt hat, dazu anwendet, wieder in den Zustand der Kindheit zurückzufallen, die ihren Willen darauf richtet, nicht mehr zu wollen, ihren Gedanken darauf, nicht mehr zu wissen und die sich schlafend hingiebt.

Nehmen wir auch an, daß sie aufwacht, (es ist das ein Fall, der nicht häufig vorkommen wird) daß sie einen Augenblick aufwacht, den Tyrannen ohne Maske überrascht, ihn sieht wie er ist und sich ihm entringen wolle ... glaubt Ihr, daß sie es kann? *) ... Dazu bedarf es der Handlung und sie weiß nicht mehr, was das ist, da sie schon seit langer Zeit nicht mehr gehandelt hat. Die Glieder sind starr, die Füße versagen ihr und verstehen sich nicht mehr auf die Bewegung, die Hand erhebt sich, fällt schwer wieder herab und sagt: Nein.

Da fühlt man nur zu sehr, was Gewohnheit ist und wie man einmal mit ihren tausend unwahrnehmbaren Fäden gebunden, wider Willen an das gefesselt ist, was man verabscheut. Wenn diese Fäden auch dem Blicke nicht bemerkbar sind, so leisten sie doch darum nicht minder Widerstand. Sie scheinen schwach und geschmeidig, und zerreißt man einen, so findet man noch zwei darunter, es ist ein doppeltes, dreifaches Netz. Wer kann wissen, wie dick dasselbe ist?

Ich habe einmal in einer alten Erzählung etwas

---

*) Es gleicht dies dem Abenteuer des Zauberers Merlin, der auf die Bitte Vivianens sich in sein eignes Grab gelegt hat; aber er weiß nicht mehr die Worte, welche ihn daraus befreien könnten, er bleibt darin und wird bis zum jüngsten Gericht darin bleiben.

wahrhaft Ergreifendes und sehr Bedeutsames gelesen. Es war von einem Weibe die Rede, von einer irrenden Prinzessin, welche einen verlassenen Pallast mitten im Walde*) als Asyl findet. Wie glücklich war sie, dort auszuruhen, eine Zeitlang dort zu verweilen. Sie ging ungehindert in den großen leeren Sälen einher, glaubte sich allein und frei. Alle Thüren waren offen. Da indessen, seit sie durch die Eingangsthür gekommen, Niemand nach ihr eingetreten war, so hatte die Spinne in der Sonne ihr Netz gewoben, ein leichtes, feines, fast unsichtbares Netz. Ein schwaches Hinderniß, welches die Prinzessin leicht zu beseitigen glaubt, da sie endlich wieder hinausgehen will. Sie zieht das Netz allerdings fort, aber es ist ein anderes dahinter, das sie gleichfalls ohne Schwierigkeit fortnimmt. Das zweite bedeckt ein drittes, das sie auch fortnehmen muß... Seltsam, es sind vier, nein fünf, oder vielmehr sechs und noch viele andere. O wie soll sie so viel Gewebe fortnehmen, sie ist schon jetzt ermüdet... Es thut nichts, sie fährt fort; sobald sie wieder etwas Athem geschöpft hat, wird sie weiter arbeiten... aber die Netze setzen sich auch fort und erneuern sich

*) „Dichter, schauerlicher, wüster Wald! Schon wenn ich daran denke, erneuert sich meine Furcht. Wie bin ich hineingekommen? Ich weiß es nicht zu sagen, ich war so vom Schlafe gepeinigt, als ich den richtigen Weg verließ!" Dante Inferno.

stets mit hartnäckiger Bosheit. Was soll sie thun? Sie unterliegt der Ermüdung, der Schweiß rinnt ihr von den Wangen, die Arme sinken müde herab... sie setzt sich endlich erschöpft auf diese unüberschreitbare Schwelle zu Boden, traurig betrachtet sie das luftige Hinderniß, das leicht und siegreich im Winde flattert... Arme Prinzessin! Im Netze bist Du gefangen wie eine Fliege! Warum hast Du Dich auch in diesem gefeiten Hause aufhalten und der Spinne Zeit lassen müssen, ihr Netz zu vollenden.

Fünftes Kapitel.

Von den Klöstern. Allmacht des Gewissensraths. Zustand der Nonne; sie ist einsam und stets beobachtet. Klöster, welche zu gleicher Zeit Zucht- und Irrenhäuser sind. Erbschleichung. Barbarische Disciplin. Kampf zwischen der Oberin und dem Gewissensrath. Veränderungen mit dem Gewissensrathe. Die Obrigkeit.

Vor funfzehn Jahren bewohnte ich in einem sehr einsamen Stadtviertel ein Haus, dessen Garten an den eines Frauenklosters grenzte. Obgleich meine Fenster den größten Theil ihres Gartens beherrschten, hatte ich niemals meine traurigen Nachbarinnen gesehen. Im Monat Mai am Bettage, hörte ich viele, aber schwache, sehr schwache Stimmen, welche Gebete sangen, indem sie durch den Klostergarten gingen. Der Gesang war traurig, trocken, unlieblich, die Stimmen nicht recht rein, als ob sie vom Leiden angestrengt wären. Ich glaubte anfangs die Sterbegebete darin zu erkennen; als ich aber aufmerksamer hörte, vernahm ich deutlich:

„Te rogamus, audi nos!" den Gesang der Hoffnung, der auf die fruchtbare Natur den Segen des Gottes des Lebens herabruft. Dieser Frühlingsgesang, von diesen Todten gesungen, bildete einen düstern Gegensatz. Auf diesem blühenden Rasen diese bleichen Jungfrauen hinziehen zu sehen, die nie wieder blühen werden! Der Gedanke ans Mittelalter, der mich anfangs ergriffen hatte, wich bald. Damals hing das Klosterleben mit tausend andern Dingen zusammen; aber in unserer modernen Harmonie, welch' ein barbarischer Widersinn, welch' ein schreiender Mißklang ist es da. Was ich vor Augen hatte, konnte ich weder durch die Natur, noch durch die Geschichte vertheidigen. Ich schloß mein Fenster und ging traurig wieder zu meinen Büchern. Dieser Anblick war mir peinlich gewesen, da er durch keine poetische Empfindung besänftigt und gehoben worden war. Er erinnerte weniger an die Jungfräulichkeit als an die unfruchtbare Wittwenschaft, den Zustand der Leere, der Ohnmacht, der langen Weile, des intellectuellen und moralischen Fastens, in welchem diese Unglücklichen durch ihre absoluten Herren gehalten werden.

Wir sprachen von der Gewohnheit; hier herrscht sie als Tyrann. Es bedarf keiner Kunst, um diese armen, isolirten, eingeschlossenen, abhängigen Frauenzimmer in der Gewalt zu behalten, bei denen nichts von Außen dem Eindruck die Wage hält, den eine

Person und stets dieselbe alle Tage auf sie macht. Selbst der am wenigsten Geschickte muß mühelos eine verkümmerte und zum knechtischsten, unterwürfigsten Gehorsam niedergedrückte Person verblenden können. O es gehört so wenig Muth und Verdienst dazu, auf diese Weise zu beherrschen, was schon im Voraus gebrochen ist in seiner Kraft.

Um vorläufig nur von der Macht der Gewohnheit zu sprechen, kann nichts von dem, was wir in der Welt der Lebendigen sehen, uns eine Idee geben von der Gewalt, mit welcher sie in dieser kleinen abgeschlossenen Welt herrscht. Die Gesellschaft der Familie stimmt uns allerdings wohl um, aber ihr Einfluß wird durch die äußere Bewegung neutralisirt. Die Regelmäßigkeit unseres Lieblingsjournals, welches jeden Morgen für uns denselben Ton anschlägt, verfehlt ihren Einfluß auf uns nicht, aber immer hat dieses Journal doch andere gegen sich. Ein Einfluß, der nicht mehr für unsere Zeit ist, aber auf einsam stehende Personen noch sehr stark wirkt, ist der eines großen Buches, dessen anziehende Lectüre uns Monate, Jahre lang fesselt. Diderot gesteht, daß Clarissa, die er gelesen und immer wieder gelesen, lange Zeit hindurch für ihn das ganze Leben ausgemacht habe, Freude und Traurigkeit, Regen und Sonnenschein. Indessen ist das schönste aller Bücher immer doch nur ein Buch, eine stumme Sache, die, mag sie auch so sehr

belebt sein, als sie will, doch immer nicht hören, nicht wieder antworten kann; es giebt keine Worte in demselben, um den unsrigen zu antworten, keine Augen, um sich in den unsrigen zu spiegeln.

Hinweg mit diesen kalten Bildern von Papier, von Büchern!

Man stelle sich in einer Einöde, in die nichts anderes dringt, das einzig lebende Wesen, die Person vor, die allein Recht hat, hineinzukommen, welche alle diese Einflüsse, von denen wir eben gesprochen, ersetzt, die allein für sich die Gesellschaft, das Journal, den Roman und die Predigt ausmacht, eine Person, deren Ankunft allein die tödtliche Dauer eines unbeschäftigten Lebens unterbricht. Bevor sie kommt und nachdem sie gekommen ist, das ist in dieser tiefen langen Weile die einzige Eintheilung der Stunden.

Wir sagten: eine Person, wir müssen sagen: ein Mann. Wer aufrichtig sein will, wird eingestehen, daß ein Weib nimmermehr diese Einwirkung haben würde, daß der Umstand des Geschlechtes hier viel zur Sache thut, selbst bei den reinsten und selbst bei denen, die niemals an das Geschlecht gedacht haben.

Das Einzige, Unvergleichliche, Unwidersprechliche zu sein, die ganze Welt einer Seele, nach Willkühr sie von aller Erinnerung absperren, die nebenbuhlerisch auftreten könnte; in ihrem gelehrigen Herzen

selbst den Gedanken an eine Mutter, der noch darin etwa hätte bleiben können, zu verwischen... Alles erben, allein bleiben und in diesem Herzen sich durch alle die natürlichen Empfindungen verstärken, die man zerstört hat!

Der Einzige! Das will sagen, der Gute, der Vollkommene, der Liebenswerthe, der Geliebte... Man zähle alle diese Einzelnheiten auf, sie werden alle in diesem einzigen Worte liegen. Selbst ein Ding (um nicht einmal von einer Person zu sprechen), ein Ding, wenn es das einzige ist, wird das Herz zuletzt in Beschlag nehmen. Als Karl der Große aus seinem Schlosse immer dieselbe Aussicht sah, einen See mit einem Gürtel von Grün, verliebte er sich endlich ganz in dieselbe.

Die Gewöhnung thut dazu viel, aber auch jenes große Bedürfniß des Herzens, dem, was man immer sieht, Alles mitzutheilen, mag es nun ein Mann oder eine Sache sein, man muß mit ihm sprechen. Und wäre es ein Stein, man würde ihm Alles sagen. Unsere Gedanken müssen sich Luft machen und unser Kummer aus dem zu vollen Herzen überfließen.

Glaubt ihr, daß diese arme Nonne in diesem gleichförmigen Leben ruhig ist? Oh, wie viel traurige Bekenntnisse könnte ich hier anführen, die ich nur aus zu guter Quelle habe, da sie mir von zärtlichen Freundinnen mitgetheilt sind, an deren Busen

sich die Armen ausgeweint... und die nun selbst mit zerrissenen Herzen zu mir kamen, um bei mir zu weinen. Man muß der Gefangenen wünschen, daß sie an Seele und fast an Leib sterbe. Wenn sie nicht in solchem Grade gebrochen und vernichtet ist, daß sie ihr Dasein vergißt, so wird sie im Kloster die Leiden der Einsamkeit und der Welt zugleich finden. Allein, ohne allein sein zu können*)! verlassen und beherrscht!

Verlassen. Diese noch junge und an Kummer und Enthaltsamkeit schon alte Nonne, war gestern noch eine Pensionairin, eine Novize, der man liebkos'te. Die Freundschaften kleiner Mädchen, die mütterlichen Schmeicheleien der großen, die Anziehungskraft dieser oder jener Nonne, dieses oder jenes Beichtvaters, Alles hat sie getäuscht und unmerklich zu dem ewigen Verschlusse hingeführt. Fast immer glaubt man sich zu Gott berufen, wenn man dieser oder jener Person folgt, einer liebenswürdigen Person von lächelnder und verführerischer Frömmigkeit, welche an dieser Art geistlicher Eroberung Gefallen findet. Ist die eine gewonnen, so geht sie

*) Die Vorbeichte der Nonnen an ihre Oberin, zu welcher in der ersten Inbrunst man sich gern entschließt, wird bald zur unerträglichen Quälerei. Schon zu Lebzeiten der Frau von Chantal beklagt man sich darüber. Siehe ihre Briefe und Fichet p. 256. Vergl. auch Ribadeneira Leben der heiligen Therese.

zur andern; sobald aber die Arme, die sich geliebt wähnte, ihr gefolgt ist, kümmert sie sich nicht mehr um sie.

Allein, in einer Einsamkeit, ohne Sammlung, ohne Ruhe! die Einsamkeit der Wälder würde, damit verglichen, süß sein; die Bäume würden wenigstens Mitleid mit ihr haben, sie sind nicht so gefühllos als sie scheinen, sie horchen und lauschen. Das Herz des Weibes, der Mutter, der unbesiegbare mütterliche Instinct, der die Grundlage des Weibes ist, sucht sich zu täuschen. Bald ist eine junge Freundin da, eine unschuldige Gefährtin, eine Lieblingsschülerin, aber ach! auch die wird ihr geraubt. Die Eifersüchtigen verfehlen niemals, wenn sie den Hof machen wollen, auch die reinsten Neigungen anzuschwärzen. Der Teufel ist eifersüchtig, im Interesse Gottes und für Gott allein macht er Ansprüche.

Was Wunders also, wenn dieses Weib traurig ist, immer trauriger wird, wenn sie allein in den düstersten Gängen geht und nicht mehr spricht. Dann wird ihr die Einsamkeit zum Verbrechen angerechnet. Jetzt wird sie als verdächtig bezeichnet; alle beobachten sie und spioniren sie aus . . . blos am Tage? Dabei bleibt es nicht, die Ueberwachung dauert auch Nachts fort, man belauscht ihren Schlaf, man horcht, wenn sie träumt, und merkt sich ihre Worte.

Welch abscheuliches Gefühl, so Tag und Nacht beobachtet zu sein. Alle Kräfte der Seele müssen auf seltsame Weise geschwächt werden, alle düsteren Phantasien stellen sich ein, alle bösen Träume, welche am hellen Tage wachend die arme schwach-werdende Vernunft haben kann. Piranesi's Kupferstiche sind bekannt, weite unterirdische Gefängnisse, tiefe Brunnen ohne Luft, Treppen, welche man bis in's Unendliche hinaufsteigt, ohne jemals am Ziele anzukommen, Brücken, welche zum Abgrunde führen, niedrige Gewölbe, enge Katakombengänge, die immer gedrückter, immer enger werden. In diesen abscheulichen Kerkern, welche an sich schon Foltern sind, sieht man noch Folterinstrumente, Räder, Halsbänder, Geißeln.

Ich frage, welches ist die Grenze, welche unsere heutigen Klöster von den Zuchthäusern und von denen unterscheidet, in welche man die Wahnsinnigen einsperrt*)? . . . Mehrere Klöster scheinen diese drei Eigenschaften in sich zu vereinigen.

---

*) Der dritte Theil des ewigen Juden enthält die wahre Geschichte des Fräuleins B. Sie ist kürzlich nicht in ein Krankenhaus, sondern in ein Kloster gebracht worden. Da ich hier Gelegenheit habe, unserm bewundernswürdigen Romanschreiber ein Wort zu sagen, so erlaube er mir, ihn zu fragen, warum er geglaubt hat, die Jesuiten in solchem Grade idealisiren zu müssen; wer weiß nicht, daß dieser und jener Würdenträger des Ordens durch Lächerlichkeit unsterblich ist? Es ist schwer zu

Ich wüßte nur einen Unterschied aufzustellen; — nämlich daß die Justiz die Zuchthäuser überwacht und die Polizei die Irrenhäuser. Aber an der Thür der Klöster bleiben Beide stehen, das Gesetz hat Furcht und wagt nicht über diese Schwelle zu gehen.

Die Ueberwachung der Klöster und die genaue Bestimmung ihres Charakters sind indessen heute um so unerläßlicher, als sie in einer sehr wichtigen Beziehung ganz von den alten Klöstern abweichen.

Die Klöster des vorigen Jahrhunderts waren eigentlich Stifte, wo jede adlige, vornehm lebende oder wohlhabende bürgerliche Familie für eine einmal bezahlte Mitgift eine oder mehrere Töchter unterbrachte, um einen Sohn reich zu machen. Waren sie einmal dort eingeschlossen, so war es ihre Sache, zu leben oder zu sterben, man kümmerte sich nicht mehr um sie. Heut zu Tage aber erben die Nonnen; sie sind tausend und aber tausend Versuchen der Erbschleicherei ausgesetzt und in ihrem Zustand der Gefangenschaft und Abhängigkeit eine leichte Beute. Eine Superiorin, welche beeifert ist, ihre Gemeinschaft zu bereichern, hat unfehlbare Mittel, die Nonne zur Abtretung ihres Vermögens zu

---

glauben, daß alberne Schriftsteller starke Geister und Anstifter von tiefen Machinationen sind. Ich suche Robins und sehe nur Lorriquets.

zwingen. Hundert Mal täglich kann sie, unter dem Vorwande der Andacht und der Buße, sie demüthigen, sie quälen, selbst mißhandeln und sie so zur Verzweiflung bringen. Wer kann sagen, wo der Ascetismus endet, wo die Erbschleichung anfängt, das compelle intrare auf das Vermögen angewandt. Die finanzielle und administrative Seite herrscht heut zu Tage so sehr in den Klöstern vor, daß diese Art Befähigung diejenige ist, welche man vor allen Dingen von einer Superiorin verlangt. Mehrere von diesen Damen sind eminente Geschäftsleute; eine ist in Paris bei Notaren und den Männern des Gesetzes dafür bekannt, daß sie ihnen Unterricht geben kann über das Capitel der Schenkungen, Erbschaften und Testamente. Paris beneidet Bologna nicht mehr um jene gelehrte Juristin, welche auf dem Katheder ihres Vaters, mit einem Schleier bedeckt, bisweilen Vorlesungen hielt.

Unsere modernen Gesetze, die Gesetze der Revolution, welche in ihrer Billigkeit gewollt haben, daß die Tochter und der jüngere Sohn auch erbten, arbeiten hier mächtig der Contrerevolution in die Hände. Daraus läßt sich die ungeheuer schnelle, unerhörte Vermehrung der religiösen Häuser erklären. Lyon, das 1789 nur vierzig Klöster hatte, besitzt heute drei und sechzig *). Nichts setzt dem Eifer der

*) Ich citire die 1843 gegebene Statistik des Herrn Lortet aus dem Gedächtnisse.

mönchischen Werber reicher Seelen eine Schranke. Man sieht sie stets um Erben und Erbinnen herumschwänzeln ... Welche Prämie ist es für die jungen Bauern, die unsere Seminare bevölkern, diese Aussicht, wenn sie einmal Priester geworden sind, die Vermögen eben so gut zu regieren als die Seelen *)!

Die Erbschleichung, welche in der Welt wenigstens etwas überwacht ist, wird es in den Klöstern gar nicht, wo sie doch am gefährlichsten ist, weil sie dort an einzelnstehenden, abhängigen Personen ausgeübt wird. Dort kann sie ungestraft, ganz zügellos und furchtbar sich ausbreiten. Wer kann es wissen, wer wagt dort einzutreten? Niemand ... Seltsam, es giebt in unserm Lande Häuser, welche

*) Alle Welt kauft, verkauft und schachert jetzt. Prälaten speculiren auf Gebäude und Baustellen, die Lazaristen auf die Agenturen für die Militär-Rekrutirung u. s. w. u. s. w. Die Letzteren, die Nachfolger des heil. Vinzenz de Paula, die Gewissensräthe unserer barmherzigen Schwester, sind für ihre Barmherzigkeit dermaßen von Gott gesegnet, das sie jetzt ein Kapital von 20 Millionen besitzen. Ihr jetziger General Herr Etienne, früher Procurator des Ordens, war vor Kurzem noch Agent der Lazaristen bei einer Destillationsgesellschaft. Der wichtige Prozeß, den sie in diesem Augenblicke haben, wird entscheiden, ob eine Gesellschaft, welche durch einen General, der ihr absolutes Oberhaupt ist, Verpflichtungen übernommen hat, wenn sie den General ändert, all' und jeder Verpflichtung ledig wird.

nicht zu Frankreich gehören. Diese Straße ist noch Frankreich; tretet aber hier über jene Schwelle, so seid Ihr in einem fremden Lande, wo man sich über Eure Gesetze lustig macht.

Und welches sind denn die ihrigen? Man weiß es nicht. Was wir bestimmt wissen, was gar nicht abgeleugnet wird, sind die barbarischen Disciplinen des Mittelalters, welche noch immer dort herrschen und sich verewigen. Grausamer Widerspruch! Dieses System, das so viel von der Scheidung der Seele und des Körpers spricht und das daran glaubt, weil es kühn dem Beichtvater fleischliche Versuchungen nährt: nun gut, dieses System glaubt, daß der Körper, der von der Seele geschieden ist, sie durch sein Leiden verändert, daß die Seele unter Geißelhieben reiner und besser wird*) . . . Spiritualistisch bis zur Kühnheit, den Verführungen des Fleisches trotzen zu wollen, materialistisch, wenn es darauf ankommt, den Willen zu brechen.

Wie? während selbst in den Bagnos das Gesetz verbietet, Diebe, Mörder, die wildesten Menschen

---

*) Hat diese abscheuliche Kunst nicht auf den Einfluß des Körpers gerechnet, da sie durch den Schmerz nicht die Energie des Menschen weckt, sondern durch das Elend und die Lebensart der Kerker ihn entkräftet? (S. die Abhandlung Mabillons über die Mönchsgefängnisse.) Die Mittheilungen der Gefangenen auf dem Spielberge haben uns hinreichend darüber aufgeklärt.

zu schlagen, schlagt Ihr, Ihr Männer der Gnade, die Ihr nur von Barmherzigkeit sprecht, von der guten heiligen Jungfrau und dem süßen Jesus, Ihr schlagt Weiber . . . Was sage ich, Mädchen, Kinder, denen man noch dazu nichts vorwerfen kann, als einige Schwächen.

Wie werden diese Züchtigungen beaufsichtigt? Das ist eine vielleicht noch wichtigere Frage. Zu welcher Art von Vergleichen führt die Furcht vor dieser Strafe? Um welchen Preis verkauft die Autorität die Nachsicht? . . .

Wer ordnet die Zahl der Schläge an? Sind Sie es, Frau Aebtissin, oder ist es der Pater Superior? Wie leidenschaftlich, launisch muß die Willkühr eines Weibes gegen ein anderes Weib sein, wenn dieses ihr mißfällt, einer Häßlichen gegen eine Schöne, einer Alten gegen eine Junge. Man wagt gar nicht daran zu denken.

Bei dieser Gelegenheit erhebt sich häufig ein seltsamer Streit zwischen der Oberin und dem Gewissensrath. Wie verhärtet dieser auch sein möge, ist er immer doch ein Mann. Es ist schwer, daß es dem armen Mädchen, das ihm Alles sagt, ihm in Allem gehorcht, nicht endlich gelingen sollte, ihn zu erweichen. Die weibliche Autorität merkt das gleich von Anfang an, beobachtet ihn und folgt ihm genauer. Er sieht sein Beichtkind wenig, sehr wenig und das ist immer noch zu viel. Die Beichte

mag auch noch so wenige Minuten dauern, mit der Uhr in der Hand wartet man darauf. Ohne diese Vorsicht, könnte sie ja sehr lange, ewig dauern; für die Eingesperrte, die übrigens nichts weiter hat, als schlechte Behandlung und Beleidigungen, ist ein mitleidiger Beichtvater ja immer noch eine Art von Freiheit.

Man hat mehrere Male Oberinnen von den Bischöfen eine Veränderung des Beichtvaters verlangen und erhalten sehen, ohne daß sie welche finden konnten, die ihrer Laune genügten und hart genug waren. Zwischen der Härte eines Mannes und der Grausamkeit eines Weibes ist noch immer ein großer Abstand! ... Die treuste Incarnation des Teufels in dieser Welt, was ist sie nach Eurer Ansicht? ... Dieser oder jener Inquisitor, dieser oder jener Jesuit? Nein, es ist eine Jesuitin, eine vornehme bekehrte Dame, welche zum Regieren geboren zu sein glaubt, unter dieser Heerde von zitternden Frauen den Bonaparte spielt und unabhängiger als der absoluteste Tyrann die Wuth schlecht geheilter Leidenschaften daran ausläßt, wehrlose Unglückliche zu quälen.

Weit entfernt, hier dem Beichtvater entgegen zu sein, sind alle meine Wünsche für ihn. Mag er Priester, Mönch, Jesuit sein, ich stehe auf seiner Seite. Ich bitte ihn, dazwischen zu treten, wenn er es kann. Er ist noch in dieser Hölle, in welche

das Gesetz nicht dringt, die einzige Person, welche ein Wort der Menschlichkeit sprechen kann. Ich weiß freilich wohl, daß diese Dazwischenkunft das gefährlichste Band nur noch fester knüpfen wird. Das Herz des armen Geschöpfes fliegt im Voraus dem zu, der es vertheidigt.

Man wird diesen Priester entfernen, fortjagen, ihn verderben, wenn es sein muß. Nichts ist einer thätigen, einflußreichen Superiorin leichter! Er wagt das nicht, er fürchtet das Aufsehen, er zieht sich schüchtern zurück. Man wird weder Priester noch Prälaten finden, welche sich hier ihrer Gewalt als Beichtvater und geistlicher Richter erinnern, und die dem Tyrannnen der Nonnen Absolution versagten, wie Las Casas sie denen der Indianer versagte.

Glücklicher Weise giebt es noch andere Richter. Das Gesetz schläft *), aber es lebt. Muthige Beamte haben ihre Pflicht thun wollen **). Wer kann

---

*) Die Prozesse in Avignon, Sens, Poitiers, lassen, obwohl die Schuldigen so leicht bestraft worden sind, hoffen, daß das Gesetz erwachen wird.

*) Die Ueberwachung der Klöster sollte zwischen der gerichtlichen Magistratur, der Municipalbehörde, der Administration der wohlthätigen Anstalten getheilt sein; das Parquet ist zu beschäftigt, um dieselbe allein übernehmen zu können. — Wenn diese Häuser nothwendig sind als Zufluchtsorte für arme Weiber, welche vereinzelt lebend, zu wenig verdienen, so mögen sie freie Asyle sein, wie die Beguinagen in Flandern, freilich aber mit einer anderen Gewissensleitung als die dieser Beguinagen.

zweifeln, daß man es ihnen erlauben wird? ... Ihre Nächte werden beunruhigt; sie wissen, daß jede dort verübte Gewaltthat, jeder Schlag, der dort den Gesetzen zum Trotze fällt, eine Anklage gegen sie vor Gott und Menschen ist! ... Exsurge, Domine, et judica causam Tuam!

Sechstes Kapitel.

Versunkenheit des Willens. Beherrschung der Handlungen, der Gedanken; der Willensfähigkeiten. Assimilirung. Transhumanation. Der Gott eines Anderen werden. **Stolz.** Ohnmacht. Stolz und Begehrlichkeit.

Wenn man den Politikern glauben soll, besteht das Glück im Herrschen. Sie denken das aufrichtig, da sie dagegen in Austausch so viel Ermüdungen und Qualen auf sich laden, häufig ein Märtyrerthum, welches vielleicht selbst die Heiligen niemals angenommen haben würden.

Nur muß man auch wahrhaft regieren. Ist man sicher, daß es Regierung heißt, wenn man nicht ausgeführte Ordonnanzen macht, mit großer Anstrengung und höchstem Triumph ein Gesetz mehr hinausschickt in die Welt, um in der Gesetzsammlung neben seinen dreißig tausend Brüdern zu schlafen?

Es will Nichts sagen, Handlungen zu befehlen, wenn man nicht vorher Herr der Gedanken ist; um die Welt der Körper zu beherrschen, muß man die

der Geister regieren. Das sagt der Denker, der bedeutende Schriftsteller und er glaubt zu herrschen. Er ist in der That ein König, wenigstens für die Zukunft. Wenn er wirklich originell ist, geht er seiner Zeit voraus, wird er vertagt. Er wird morgen, übermorgen, durch die Jahrhunderte hindurch als Herrscher gehen und als immer absoluterer. Was das Heute anbetrifft, da steht er allein; jeder Erfolg kostet ihm einen Freund. Er erwirbt neue Freunde, das will ich wohl glauben, eifrige, unzählbare; die, welche er verliert, waren vielleicht weniger werth, aber es waren die, welche er liebte; die andern wird er niemals sehen.... Arbeite, uneigennütziger Mensch; arbeite, dein Lohn wird etwas Lärmen und Rauch sein. Bist Du nicht gut so bezahlt? König der Zeit, welche noch nicht ist, wirst Du mit leeren Händen leben und sterben. Am Strande dieses ungeheuren Meeres der Zeitalter, hast Du dem Kinde gleich eine Muschel aufgelesen, näherst sie Deinem Ohre, um ein kleines Geräusch darin wahrzunehmen, in dem Du Deinen Namen zu hören glaubst.

Dieser aber, siehe im Gegentheil... Dieser Priester, trotz dem daß er sagt, daß sein Reich dort oben sei, er hat mit Geschicklichkeit sich die Wirklichkeit hier unten zu erschnappen gewußt. Er läßt Dich nach Belieben hingehen, und neue, unbekannte Welten aufsuchen, er hat diese hier unten, die Deinige

in Besitz genommen, armer Träumer, genommen, was Du liebtest, das Nest, in das Du zurückzukehren und Dich wieder zu erwärmen gedachtest.... Klage nur Dich an, es ist Dein Fehler. Die Augen nach Osten gerichtet, hast Du beim Lauschen auf die ersten Strahlen der Zukunft Dich selbst vergessen. Kehrst Du Dich ein wenig später um, so hat jetzt ein Anderer die liebe kleine Stelle inne, auf der Du Dein Herz zurückgelassen.

Die Souveränetät über die Ideen ist nicht die über den Willen. Man bemächtigt sich des letzteren nur durch den Willen selbst, nicht durch einen allgemeinen und unbestimmten Willen, sondern einen speciellen, persönlichen, der sich mit Hartnäckigkeit an eine Person hängt und sie wahrhaft dominirt, weil er sie nach seinem Bilde geformt hat.

Herrschaft über eine Seele, das ist die wahre Herrschaft. Was sind alle Throne neben einem solchen Königthume? Was will die Herrschaft über eine unbekannte Menge sagen?... Die wahrhaft Ehrgeizigen haben sich gehütet, sich darüber zu täuschen. Sie haben nicht ihre Bestrebungen in der Ausdehnung einer unbestimmten Gewalt zersplittert, die verloren geht, indem sie sich erweitert; sie haben lieber auf die Sicherheit der Gewalt, ihre Intensität, ihren unwandelbaren Besitz es abgesehen.

Ist sein Ziel so einmal vorgesteckt, so hat der Priester einen großen Vortheil, den Niemand hat

wie er. Er beschäftigt sich nämlich mit einer Person, die sich selbst übergiebt. Das große Hinderniß für die anderen Mächte besteht darin, daß sie den, auf den sie einwirken wollen, nicht recht kennen; sie sehen ihn von außen, der Priester dagegen von innen. Mag er gewandt sein oder nur ein mittelmäßiger Kopf, blos durch Schrecken oder Hoffnung, durch den Schlüssel, welcher die künftige Welt öffnet, öffnet er sich auch das Herz und dieses Herz will selbst sich ihm öffnen; es fürchtet Nichts mehr, als ihm etwas zu verbergen. Es sieht sich selbst nicht ganz vollständig; aber da, wo es sich nicht selbst kennt, sieht der Priester doch hinein, und enthüllt es durch die damit verglichenen Beichten der Bedienten, Freunde, Verwandten. Aus allen diesen Aufklärungen kann er, wenn er geschickt ist, einen Heerd des Lichtes bilden, der auf den Gegenstand concentrirt, ihn allen seinen Theilen nach erhellt, so daß er nicht blos die jetzige Existenz desselben kennen lernt, sondern auch die Zukunft, da er von heute ab im Instinkte und der Empfindung lesen kann, wie morgen der Gedanke beschaffen sein wird. Er kennt also der That nach dieses Herz auswendig, sieht es, sieht es voraus.

Eine ganz einzige Wissenschaft, die noch ohne eine letzte Bemerkung unerklärlich bleiben würde: wenn sie ihren Gegenstand in diesem Grade kennt, so rührt das daher, weil sie ihn selbst macht. Der

Gewissensrath macht sein Beichtkind, es ist sein Werk, und es wird zuletzt derselbe Mensch mit ihm. Wie sollte er also nicht die Ideen, den Willen kennen, den er selbst geschaffen hat, der der seinige ist? Eine Verschmelzung hat unter diesem fortwährenden Einflusse zwischen diesen beiden Personen Statt gefunden, bei welcher die untergeordnete, da sie stets von der anderen aufgenommen, sich immer mehr verwischt hat. Jeden Tag schwächer, jeden Tag träger rechnet sie sich's zum Glücke, nicht mehr selbst zu wollen und diesen lästigen Willen, von dem sie nur Qual gehabt, sich verlieren zu sehen. So sieht der Verwundete sein Blut fließen und fühlt sich leichter.

Dieses Verschwimmen der moralischen Persönlichkeit, durch welches man sich selbst entschlüpft, wer ersetzt es, wer füllt die leere Stelle aus?... Mit zwei Buchstaben: **er.**

Er, der verschmitzte, geduldige Mensch, der Tag für Tag ein wenig von Euch hinwegnimmt, ein wenig von sich an dessen Stelle setzt, und so leise das Eine verdünnt und das Andere dafür hinzugethan hat. Die weichen und schwachen Frauennaturen, die fast ebenso flüchtig als die des Kindes sind, geben sich sehr gern dieser Verschmelzung hin. Dieselbe, die stets denselben sieht, nimmt, ohne es zu wissen, seine Geistesrichtung, seinen Accent, seine Sprache, was sage ich? sogar etwas von sei-

nem Benehmen, von seiner Physiognomie an. Er spricht und sie spricht ebenso. Er geht, sie geht ebenso. Man brauchte sie blos vorübergehen zu sehen, und wer zu sehen versteht, würde sehen können, daß *sie er ist*.

Aber diese äußeren Gleichmäßigkeiten sind nur schwache Zeichen der tiefen Veränderung, die innen vorgegangen ist. Was sich umgestaltet hat, ist das Vertrauteste, Allerinnigste. Ein großes Mysterium hat sich ereignet, das was Dante *Transhumanation* nennt: wenn eine menschliche Person ohne ihr Wissen zergehend in einem Bestandtheile nach dem andern eine andere Menschennatur angenommen hat; wenn der Ueberlegene an die Stelle des Untergeordneten getreten ist, der Handelnde an die des Passiven, und nicht mehr zu leiten hat, sondern ganz sein Wesen wird. Er, er ist, der Andere ist nicht, höchstens als Accidenz, eine Eigenschaft dieses Wesens, ein bloßes Phänomen, ein leerer Schatten, ein Nichts...

Was sprachen wir eben von Einfluß, von Herrschaft, von Königthum. Dies ist noch etwas ganz Anderes als Königthum, es ist Göttlichkeit. Es heißt: der Gott eines Anderen sein.

Wenn es in der Welt einen Anlaß giebt, toll zu werden, so ist es gewiß dieser. Der Gedanke des Menschen, der so weit gekommen ist, mag er sich auch in die größeste Demuth hüllen, ist doch der

jenes Heiden: „Deus factus sum!“ Ich war Mensch und ich bin Gott!

Mehr als Gott. Er wird zu seinem Geschöpfe sagen: „Gott hatte Dich so geschaffen; ich habe Dich anders gemacht, so daß Du nicht mehr sein bist, sondern mein, Du bist Ich, mein untergeordnetes Ich, das sich von mir nur noch unterscheidet, um mich anzubeten.“

„Abhängiges Geschöpf, wie hättest Du nicht nachgeben sollen?... Gott giebt ja meinem Worte nach, wenn ich ihn zum Altare herabsteigen lasse. Der Christ erniedrigt sich und kommt gelehrig auf meinen Wink, zu der von mir angesetzten Zeit, um die Stelle des Brodes einzunehmen, das nicht mehr ist *).“

*) „Es liegt in der Idee des Origenes, daß der Priester **ein kleiner Gott sein muß**, um eine Funktion zu verrichten, die den Engeln zu hoch ist.“ Fichet (Jesuit), Vie de Mme. de Chantal p. 615. — Will man einen wichtigeren Jesuiten als Fichet, so sehe man bei Bourdaloue: „Obgleich der Priester bei diesem Opfer nur der Stellvertreter Jesu Christi ist, so ist es doch nichtsdestoweniger der Christ, welcher **sich ihm unterwirft**, der **sich ihm dabei unterthan macht** und ihm alle Tage auf unseren Altären den **schnellsten und pünktlichsten Gehorsam** leistet. Wenn uns der Glaube diese Wahrheiten nicht lehrte, könnten wir dann denken, daß ein Mensch jemals eine solche Erhöhung erreichen und mit einem Charakter bekleidet werden könne, der ihn, ich wage es auszusprechen, in den Stand setzt, seinem souveränen Herrn zu **befehlen** und ihn vom Himmel herabkommen zu lassen?

Wundern wir uns nicht über den wahnsinnigen Stolz des Priesters, der in seinem Königthume zu Rom häufig über alle Tollheiten der Kaiser den Sieg davon getragen hat, indem er ihn nicht blos Menschen und Dinge verachten ließ, sondern seinen eigenen Eid, und das Wort selbst, das er für unfehlbar ausgab. Jeder Priester, der Gott machen, schaffen kann, kann wohl auch ebensogut ungerade zu gerade machen, Geschehenes ungeschehen, Gesagtes ungesagt... Der Engel hat Furcht vor solchem Menschen und tritt ehrfurchtsvoll vor diesem Menschen zurück, um ihn vorbeigehen zu lassen*).

Nun, jetzt rühmt mir Eure Entbehrungen, Eure Kasteiungen! ich bin ganz gerührt davon!... Glaubt Ihr, daß ich durch diesen groben Rock, die-

---

*) Einer von den neuen Priestern, welche St. Franziskus de Sales einsetzte, sah häufig seinen Schutzengel. An die Thür der Kirche gekommen, bleibt er stehen. Man fragt ihn, weshalb? „Er antwortet ganz naiv, daß er gewöhnlich seinen Schutzengel vor sich hergehen sähe und daß eben dieser Fürst des Himmels aus Ehrfurcht vor seinem Charakter stehen geblieben sei und ihm den Vortritt gelassen habe.“ Maupas de Tour, vie de Saint François de Sales, p. 199. — Molinos sagt ganz dreist (Guida lib. II. c. 1): Wenn Gott den Menschen Engel gegeben hätte, um sie zu leiten, so könnten sie durch Dämonen verblendet werden, welche die Gestalt von Engeln des Lichtes angenommen hätten. Glücklicherweise u. s. w.

sen mageren Körper und in diesem bleichen Herzen nicht den hohen, ausgesuchten und trunken machenden Genuß des Stolzes sehe, der das Wesen des Priesters selbst ausmacht? Was er unter seinem Kleide trägt und so eifersüchtig hinabschluckt, das ist der Schatz dieses furchtbaren Stolzes... Seine Hände zittern davon, ein gelbliches Feuer leuchtet in seinen gesenkten Blicken...

O, wie haßt er Alles, was ihm im Wege steht, Alles was sein Unendliches hindert, unendlich zu sein! Wie er, mit seinem unsterblichen Herzen, die Vernichtung desselben wünscht... O wie teuflisch ist er in seinem Hasse in Gott!

Ein großes Leiden ist mit diesem großen Genusse, der Gott einer anderen Seele zu sein, verknüpft; alles, was dieser Gottheit fehlt, macht ihm unendliche Qual... Man kann sich nicht verwundern, wenn er mit unersättlichem Eifer die Verschluckung der Seele verfolgt, welche er sich assimiliren will. Man muß leicht die wirkliche und tiefe Ursache dieser seltsamen Gier begreifen, die Alles sehen und Alles wissen will, große und kleine Dinge, das Hauptsächliche und das Beiwerk, das Wesentliche und das Gleichgültige, die keinesweges damit befriedigt das Aeußere zu umfassen, sich an das Innere wendet, und den Grund in diesem Inneren suchend die Substanz erfassen will... Erfaßt sie dieselbe auch, wird sie sagen: weiter, weiter! —

Noch weiter!... Mehr und immer mehr! Ach! man erlangt mehr, und über dieses Mehr hinaus immer noch etwas... Wer kann eine Seele ausmessen? Sie behält in den Winkeln, die sie nicht kennt (und ein Anderer ebensowenig) noch immer Räume und Tiefen... Diese Seele, die man erworben zu haben glaubte, und die man ganz und gar zu halten glaubte, verbirgt vielleicht noch eine Welt von Freiheit, an die man nicht kommen kann.

Das ist demüthigend, ist trübselig, bringt der Verzweiflung nahe!... O Schmerz! Für einen Gott heißt: Nicht Alles haben, Nichts haben!

Dann, dann erhebt sich im Stolze selbst eine ironische Stimme, um sich über den Stolz lustig zu machen, die Stimme der Lüsternheit, die er bisher zum Schweigen gebracht: „Armer Gott, sagt sie, wenn Du nicht Gott bist, so ist es Deine Schuld, ich hatte es Dir gesagt. Laß mir Deine Scholastik, Dein Distinguo der beiden Naturen, körperliche und geistige, bei Seite. Besitzen heißt Alles haben; der hat Eigenthum, der braucht und mißbraucht. Daß die Seele wahrhaft Dein sei, dazu fehlt Dir eines... der Körper.

Siebentes Kapitel.

Lüsternheit. Folge der Absorption und Assimilation. Schrekken des jenseitigen Lebens. Der Arzt und die Kranke. Alternative; Aufschub. Folgen der Furcht in der Liebe. — Alles können und sich enthalten. — Kampf des Geistes und des Fleisches. Die Todte reißt den Lebendigen mit fort. Sie wird nicht wieder aufstehen.

Bleiben wir am Rande des Abgrundes, den wir erblicken, bevor wir hinabsteigen, etwas stehen und sehen wir uns um, wo wir sind.

Die unbegrenzte Herrschaft, von der wir sprachen, würde sich niemals genügend durch die Macht der Gewohnheit im Geleite aller Künste der Verführung erklären lassen; es wäre besonders schwer zu begreifen, wie es so viel mittelmäßigen Menschen gelingen könnte, sie zu erlangen. Wir müssen hier daran erinnern, was wir schon anderswo gesagt haben: Wenn diese Macht des Todes der Seele so überlegen ist, so kommt es daher, weil sie dieselbe in den meisten Fällen schon sterbend angreift, gebrochen von den weltlichen Leidenschaften, und weil sie durch die Ebbe und Fluth

der religiösen Leidenschaften sie abermals bricht, bis sie endlich weder Kraft noch Mark, noch Etwas, das Widerstand leisten kann, darin findet.

Wer von uns hatte nicht in seinem Leben schon Augenblicke gehabt, wo die heftige Thätigkeit unser Herz bedrängt hat und wir die Thätigkeit, die Freiheit in uns selbst hassen?... Wenn die Woge, die uns sanft wiegte, sich plötzlich und jäh, verrätherischer Weise zurückzieht, und uns auf dem trockenen Sande läßt... Man bleibt dort wie ein Stein liegen... Niemals würde die so verunglückte Seele wieder in Bewegung gesetzt werden, wenn sie nicht, ohne es zu wollen, durch die Fluth des Lethe wieder gehoben würde... Eine leise Stimme sagt dann: „Rühr' Dich nicht, handle nicht, wolle nicht, stirb nach Gefallen ..." — „O Dank," antwortet die Seele, „wolle für mich! Da, nimm die mir lästige Freiheit, deren Gewicht mir schwer ist, ich gebe sie Dir... Ein süßes Kissen des Glaubens, kindlicher Gelehrigkeit, das ist Alles, was ich jetzt bedarf... O, wie schön werde ich schlafen!"

Und man schläft nicht, man träumt. Vor Schwäche zitternd und mit erregten Nerven, wie könnte man da ruhen? Wenn man auch liegt, geht man doch in den Wolken der Träume umher. Die Seele will nicht handeln, aber die Einbildungskraft handelt ohne sie, und diese unwillkührliche Fluktuation ist nur um so ermüdender; dann kehren für den

Kranken alle Schrecken der Kindheit und mit einer Beständigkeit, die sie beim Kinde nicht hatten, zurück. Die Phantasiewelt des Mittelalters, die wir vergessen glaubten, steigt wieder herauf; die ganze schwarze Welt der Hölle, welche wir durch unsern Spott verbannt haben, entschädigt sich hier und rächt sich grausam; diese arme Seele gehört ihr... Ach, was wird aus derselben, wenn sie an ihrem Lager nicht den geistigen Arzt hat, der sie pflegt und beruhigt... „Verlaß mich nicht, denn ich habe Furcht!" — „Beruhige Dich," lautet die Antwort; „Du bist für das Alles nicht verantwortlich, Gott verzeiht Dir diese ordnungslosen Regungen; sie sind nicht die Deinigen; der Teufel bewegt sich in uns..." — „Der Teufel, o, ich merkte es! Mir kam es gleich so vor, als seien diese seltsamen und heftigen Bewegungen mir fremd... Aber was für eine furchtbare Sache ist es doch, das Spielwerk des Bösen zu sein!" — „Ich bin da, fürchte nichts, halte mich fest, gehe gerade aus; der Abgrund gähnt allerdings zur Rechten und zur Linken, aber wenn wir auf dieser engen Brücke, auf dieser Messerschneide mit Gottes Hülfe fortgehen, kommen wir in's Paradies."

Welche große Macht, so nothwendig, stets erwünscht, stets gerufen zu sein! Die beiden Fäden der Furcht und der Hoffnung zu halten, an welchen man die Seele nach Belieben zieht. Ist sie beunruhigt, beschwichtigt man sie, ist sie ruhig, setzt man

sie in Bewegung; sie wird nach und nach schwächer und der Arzt ist stärker; er fühlt es, er hat seine Freude daran... Für den, dem jeder natürliche Genuß untersagt ist, liegt ein düsteres Glück, ein krankhafter Sinnenreiz darin, diese Macht auszuüben, Ebbe und Fluth zu machen, in Verzweiflung setzen, um zu trösten, verwunden, heilen und wieder verwunden..." O, mag sie stets krank sein! Ich leide, mag sie mit mir leiden. „Es mindert doch etwas, gemeinsamen Schmerz zu haben."

Aber nicht ungestraft nimmt man diese Seufzer entgegen, stützt man dieses schmachtende Haupt... der, welcher verwundete, wird verwundet. Die Einfältigste sagt in diesen Ergießungen häufig ohne ihr Wissen etwas, das brennend in's Herz trifft. Vor diesem glühenden Eisen, das eine so zarte Hand aufdrückt, ohne es zu wissen, zuckt er zurück, entrüstet sich, wird gereizt; er bestrebt sich, aus seiner Verwirrung einen frommen Zorn zu machen; er versucht, die Sünde zu hassen, und ach, er sieht sie blos mit Neid.

Wie düster ist er an diesem Tage! Seht ihn auf die Kanzel steigen. Was hat er denn, dieser Mann Gottes? Man sieht es nur zu sehr, der Eifer des Gesetzes verzehrt ihn; er trägt alle Sünden des Volkes... Welche Blitze er schleudert, welche Donnerkeile! Ist das jüngste Gericht nahe? Alles senkt das Haupt... Eine Einzige hat den

Streich empfangen, sie erbleicht, ihre Kniee wanken; der Blitz hat nur zu gut gezündet; der sie im Grunde ihrer Seele kennt, hat nur zu leicht das furchtbare Wort gefunden, das einzige, das die rechte Stelle trifft... Sie allein hat es gefühlt; sie findet sich einsam in der Kirche (die Menge ist für sie nicht da) und allein sieht sie sich im Dunkel, im schwarzen Abgrunde wandeln. „Mein Vater, reichen Sie mir die Hand! Ich fühle, daß ich versinke!"

Noch nicht und noch nicht!... Sie muß sich erst noch abmühen, hinabsteigen, wieder ein wenig heraufkommen, um nur noch tiefer wieder zu sinken... Jeden Tag kommt sie zu ihm, schmerzensreicher, dringender. Wie sie bittet, wie sie fleht! Aber noch wird sie nicht das Wort empfangen, das sie beruhigen kann: „Heute? Nein, Sonnabend..." Und vom Sonnabend verschiebt er es wieder auf Mittwoch *)... „Wie! drei Tage, drei ganze Nächte in derselben Angst." Dann weint sie wie ein Kind... Was thut's? er widersteht, er läßt sie, aber trotz seines Widerstandes ist er beunruhigt. Diese schöne, so stolze Frau so sehr gedemüthigt zu haben, ist für

---

*) Diese Taktik des Verschiebens ist besonders vortrefflich, um einer Frau ein der Beichte fremdes Geheimniß abzulocken, das sie nicht sagen will, das Geheimniß ihres Mannes, den Eigennamen ihres Geliebten u. s. w. u. s. w. Sie sagt zuletzt stets, was man wissen will.

ihn ein geheimes Vergnügen des Stolzes und doch findet er selbst, daß er sehr hart gegen sie gewesen; er liebt sie, er hat sie zum Weinen gebracht.

Barbar, siehst Du nicht, daß das arme Weib unterliegt? daß sie bei jedem Anfalle schwächer wird? Was willst Du denn? Ihren Fall? Aber liegt denn in diesem Brechen aller Kraft, in diesem rathlosen Schrecken, in diesem Aufgeben ihrer selbst nicht jede Art von Fall? — Nein, bis dahin will er weiter Nichts, als daß sie leiden soll gleich ihm, ihm an Schmerzen gleichkomme, ihm in seinem Unglück, den Stürmen seines Herzens zugesellt sei. Er hat keine Familie, sie soll auch keine haben. Er haßt sie als Gattin, als Mutter, er will sie als Liebende sehen... Geliebte Gottes; er selbst täuscht sich dabei, indem er sie betrügt.

Und doch so bezaubert sie ist, bleibt sie bei alle dem nicht so blind, als man glauben könnte. Die Weiber, die Kinder sind scharfsichtig, wenn sie Furcht empfinden; sie sehen sehr schnell, was zu ihrer Beruhigung dienen kann. Als dies Weib bittend, furchtsam, schmeichlerisch zu seinen Füßen gelegen, ist ihr in ihren Thränen die Verwirrung doch nicht entgangen, die sie angerichtet... Sie haben sich zusammen beunruhigt, es ist eine Mitgenossenschaft... Alle Beide wissen (ohne es bestimmt zu wissen, mit dem verworrenen Instinkte der Leidenschaft), daß sie

auf einander Einfluß haben, sie durch den Wunsch, er durch die Furcht.

Die Furcht thut viel in der Liebe. Der Mann des Mittelalters war eben um seiner Strenge willen von der Frau geliebt. Seine unterwürfige Griseldis erkannte ihm das Recht der väterlichen Züchtigung zu. Die Braut Wilhelm des Eroberers erkannte, als er sie geschlagen hatte, ihn an diesem Zeichen als ihren Gatten und Herrn. Wer hat dies Recht heut zu Tage? der Mann hat es nicht behalten; der Priester hat es, benutzt es; er hat das Weib stets unter der Ruthe seines Ansehns; er schlägt sie, die Unterwürfige, die Folgsame mit geistlichen Ruthen. Wer strafen kann, kann auch begnadigen; da er allein streng sein kann, besitzt er allein auch, was bei einer furchtsamen Person die höchste Gnade ist, die Milde. Ein Wort der Verzeihung gilt diesem armen eingeschüchterten Herzen von ihm mehr, als dem Würdigsten jahrelange liebevolle Ausdauer zu Wege bringen würde. Die Sanftmuth wirkt grade im Verhältniß der Strenge, des Schreckens, der vorhergegangen ist. Keine Verführung ist damit zu vergleichen. Wie soll man gegen einen Menschen in die Schranken treten, der über das Paradies gebietet und außerdem noch die Hölle hat, um sich Liebe zu verschaffen.

Diese unverhoffte Wiederkehr zur Güte ist ein sehr gefährlicher Augenblick für die, welche von der

Furcht gezähmt, das Haupt im Staube, nichts als den einschlagenden Blitz erwartet... Wie! dieser gefürchtete Richter, dieser Engel des Gerichts, er erweicht sich plötzlich... Man fühlte die Kälte des Schwertes, fühlt jetzt die Wärme einer sanften Freundeshand, die uns vom Boden aufhebt... Der Uebergang ist zu stark für sie; der Furcht widerstand sie, dieser Milde muß sie unterliegen. Von so viel Wechseln gebrochen, muß die schwache Person ganz und gar schwach werden. . . . .

. . . .

Alles können und sich doch enthalten... schlüpfrige Lage! wer wird sich auf dem Abhange halten können?

Hier findet sich auf dem Wege der Lüsternheit der Punkt wieder, bis zu welchem der Weg des Stolzes uns eben geführt.

Die erst vom Stolze als roh und brutal verachtete Lüsternheit wird ein Sophist; sie stellt ihm das furchtbare Problem auf, vor welchem die Begierde von Schrecken begleitet, blinzelt und den Blick abwendet... Er sieht ohne zu sehen, er legt seine Hand vor die Augen, aber indem er die Finger von einander breitet, wie die Vergognosa auf dem Campo Santo:

„Ist man sicher, das Herz ganz zu haben, wenn man nicht den Körper hat? Wird der physische Besitz nicht Seiten der Seele erobern lassen, welche

sonst unzugänglich geblieben wären? Ist das geistige Gebiet abgerundet, wenn es nicht auch das andere in sich faßt?... Die großen Päbste scheinen die Frage gelöst zu haben; sie haben geglaubt, das Pabstthum begreife das Kaiserthum in sich, der Pabst sei außer seinem Königthum des Geistes auch König des Zeitlichen."

Gegen diesen Sophismus des Fleisches kämpft der Geist noch; er unterläßt nicht zu antworten: „daß die geistige Eroberung, sobald sie so vervollständigt wird, aufhört, geistige zu sein; daß dieser Sieger, der Alles will, der Geist, nicht Alles haben kann, ohne seines Sieges verlustig zu gehen."

Das Fleisch ist nicht in Verlegenheit; es nimmt zur Heuchelei seine Zuflucht, annullirt sich und wird bescheiden, um desto mehr zu gewinnen: „Ist der Körper so viel, daß man sich darum beunruhigen soll? Als bloßer Lehnsträger der Seele, muß er ihr folgen, wohin sie geht..." Die Mystiker ermüden in dieser Beziehung nicht in Injurien gegen den Körper, das Fleisch. Das Fleisch, sagt der Eine, ist die Eselin, die man schlagen kann. — Mag es als schmutziger Bach sich dahin winden, was geht es die Seele an, die erhaben und rein dahin schwebt, ohne einmal hinzusehen? — Darauf kommt das schlechte Raffinement der Quietisten: „Wenn der untergeordnete Theil nicht sündigt, ist der höhere stolz, was die größeste Sünde ist; also muß das

Fleisch sündigen, damit die Seele demüthig bleibe; die Sünde, welche Demuth giebt, ist eine Stufe, um zum Himmel zu steigen."

„Sünde?... Aber giebt es Sünde? (die verderbte Frömmigkeit trifft hier mit dem antiken Sophismus wieder zusammen) das in seinem Wesen Heilige, da es die Heiligkeit selbst ist, heiligt stets. An dem geistigen Menschen ist Alles Geist, selbst das, was bei einem Anderen Materie ist. Wenn in seinem erhabenen Fluge der Heilige noch ein Hinderniß findet, das ihn wieder zur Erde niederführt, so befreie ihn die untergeordnete Person davon, sie thut ein verdienstliches Werk und ist geheiligt."

Teuflische Spitzfindigkeit, welche Wenige sich offen eingestehen, aber eine große Anzahl in ihren geheimsten Gedanken bebrütet und liebkos't. Molinos ist vergessen, aber nicht der Molinosismus*).

---

*) Der Name Molinosismus giebt blos den Begriff eines alten vergessenen Systems. In der Praxis ist es eine Sache, die zu allen Zeiten vorkommt, ein Instinkt, ein blinder Glaube, der den Schwachen natürlich ist und der darauf hinausläuft: Mit den Starken ist Alles gut; mit einem Heiligen keine Sünde. Man sehe den Kranken: wenn er glücklich genug ist, seinen Arzt mit sich essen zu lassen, dann ist er beruhigt, dreist, er ißt von Allem, ohne sich zu fürchten. Ich glaube übrigens, daß der reale Molinosismus auf Einfältige eine große Wirkung macht und stets machen wird. Einer un=

Uebrigens sind die falschen Argumente kaum nothwendig in dem Zustande des Traumes, in wel-

serer Zeitgenossen, Llorente, erzählt (tom. III. c. 28. art. 2. Ausg. 1817.), man habe, als er Sekretair der Inquisition gewesen, vor dieses Tribunal einen Kapuziner gebracht, welcher eine Beghinengemeinde geleitet und sie fast alle verführt hatte, indem er sie dabei überredete, sie verließen den Weg der Vervollkommnung durchaus nicht. Jeder von ihnen glaube, sagte er im Beichtstuhl, daß ihm von Gott eine außerordentliche Gnade zu Theil geworden sei: „Unser Herr, sagte er, hat sich herabgelassen, in der Hostie mir zu erscheinen, und hat zu mir gesagt: fast alle Seelen, welche Du hier leitest, sind mir angenehm, aber vorzüglich eine (der Kapuziner nannte hier diejenige, mit welcher er gerade sprach); sie ist schon so vollkommen, daß sie jede Leidenschaft besiegt hat, mit Ausnahme der Sinnlichkeit, welche sie stark beunruhigt. Aus diesem Grunde will ich, daß ihre Tugend belohnt werde, und beauftrage Dich, ihr Dispens zu geben; aber blos, um mit Dir derselben sich zu überlassen; sie soll mit keinem Beichtvater davon sprechen, das wäre unnütz, da sie mit einer solchen Dispensation nicht sündigen kann.“ Von 17 Beghinen, aus denen die Gemeinschaft bestand, gab der unerschrockene Kapuziner an dreizehn Dispensation, die denn auch ziemlich lange Zeit ganz verschwiegen waren. Als indessen eine von ihnen, krank geworden, zu sterben glaubte, entdeckte sie Alles und erklärte, sie habe niemals recht an den Dispens glauben wollen, denselben aber benutzt. Wenn der Schuldige ganz einfach eingestanden hätte, wäre er mit ziemlich leichter Strafe davon gekommen, da die Inquisition, wie Llorente sagt, gegen diese Art von Verbrechen sehr nachsichtig war. Aber während er die Sache zwar eingestand, behauptete er, daß er wohlgethan habe, da er von Jesus Christus Vollmacht dazu be-

chem eine des Willens und des Verstandes beraubte Seele lebt. Außer sich selbst, und allem richtigen

---

kommen „Wie, sagte man zu ihm, ist es wahrscheinlich, daß unser Herr Dir erschienen sei, um Dich von einer Vorschrift der zehn Gebote zu dispensiren? — Er hat Abraham vom fünften Gebote dispensirt, war die Antwort des Kapuziners, indem er ihm befahl, seinen Sohn zu tödten, und die Juden vom siebenten, indem er ihnen befahl, die Aegypter zu bestehlen. — Ja, allerdings, aber das waren Mysterien zu Gunsten der Religion. — Und was giebt es der Religion Günstigeres als dreizehn tugendhafte Seelen zu beruhigen und sie zur vollkommenen Vereinigung mit dem göttlichen Wesen zu führen.“ — Ich erinnere mich, sagt Llorente, zu ihm gesagt zu haben: „Aber, mein Vater, ist es nicht wunderbar, daß diese sonderbare Tugend gerade in den dreizehn jungen und schönen sich vorgefunden hat und keineswegs in den vier andern, welche alt und häßlich waren?“ Er antwortete kaltblütig: „Der heilige Geist weht dorthin, wo es ihm beliebt . . .“

Derselbe Verfasser gesteht in demselben Kapitel, obwohl er den Protestanten vorwirft, die Verdorbenheit der Beichtväter übertrieben zu haben: „Daß im 16. Jahrhundert die Inquisition den Frauen auferlegt hatte, die schuldigen Beichtväter anzuzeigen, daß aber die Denunciationen so zahlreich wurden, daß man die Beichtkinder davon dispensirte, Anzeige zu machen.“ Die Prozesse dieser Art wurden in geschlossener Sitzung geführt und die Verurtheilungen in den kleinen geheimen Auto-da-fé's gleichsam erstickt. — Nach der Zahl der Prozesse, welche Llorente aus den Registern zieht, vergleicht er die Moralität der verschiedenen religiösen Orden und findet durch diese Zahlen selbst ein sehr natürliches Resultat, das man ohne Zahlen hätte errathen können: sie mißbrauchten ihre Beichtkinder,

Gefühle entfremdet, aller Beziehungen zur Wirklichkeit beraubt, stets von Wundern befangen, von Gott trunken, vom Teufel angefüllt, ist sie zum Sterben schwach; aber das Uebermaß dieser Schwäche ist eine Kraft, die Fieber erzeugt... furchtbare Ansteckung... Ihr habt geglaubt, daß diese Todte Euch immer nachziehen würde, und jetzt seid Ihr es, die Ihr derselben nachgeht, sie reißt den Lebenden mit fort.

Nun gehen alle die Subtilitäten zu Schanden, mit denen die Begierde sich bezahlt machte... ein bleicher Tag bricht sich Bahn, die Sophistik findet keine Wolken mehr, um ihn zu verdunkeln, zu spät seht Ihr nun, daß Ihr mehr gethan habt, als Ihr wolltet. Ihr habt gerade das zerstört, was Euch hätte dienlich sein können. Jede dieser unterdrückten Kräfte, dieser Wille, dieser Geist, dieses Herz, die heute nicht mehr existiren, würden, wenn sie lebendig geblieben wären, für Euch gewesen sein... aber

---

je nach der größeren oder geringeren Freiheit, oder den größeren oder geringeren Geldmitteln, welche sie hatten, andere Frauen zu verführen. Die armen und eingeschlossenen Mönche waren gefährliche Beichtväter, die freieren Ordensleute und die Weltpriester wandten nur selten die gewagte Vermittlung des Beichtstuhls an, weil sie anderswo leichter Gelegenheit fanden. Diejenigen, welche als Gewissensräthe die Frauen in ihrer Wohnung oder bei sich selbst allein sprechen können, haben nicht nöthig, sie in der Kirche zu verführen.

nein, jetzt sind sie gebrochen, verwelkt, erloschen! Das zerstörte Wesen fühlt nicht mehr, hat über nichts mehr Gewalt und läßt keine Gewalt mehr über sich zu. Ihr habt drücken wollen, aber Ihr habt erstickt. Diejenige, in welcher alles Leben jetzt vernichtet ist, wie gern möchtet Ihr sie wieder lebendig machen, sie wieder auferwecken... aber solche Wunder werden nicht mehr gethan. Es ist und wird stets ein kalter Schatten sein, ohne Leben, Euch zu antworten; drückt ihn, wenn Ihr es könnt, Ihr werdet kein Herz finden, welches schlägt... Das ist dann Eure Verzweiflung. Ihr könnt Alles erheucheln, Alles sagen, außer das eine Wort, welches man Euch herausfordert, ohne Schmerz zu sagen, den geheiligten Namen der Liebe.

Die Liebe! Ihr habt sie getödtet; zum Lieben bedarf es ja einer Person. Und aus dem, was eine Person war, habt Ihr eine Sache gemacht.

Stolzer Mensch, der Du alle Tage Deinen Schöpfer aufforderst, zum Altare herabzusteigen, Du hast gerade das Gegentheil von dem gethan, was der Schöpfer; Du hast ein Wesen zerstört.

Du, der Du aus einem Korne Getreide einen Gott zu machen weißt, antworte mir, war es nicht auch ein Gott, den Du eben noch in dieser leichtgläubigen und folgsamen Seele hieltest? Was hast Du gethan mit dem innern Gotte des Menschen, den man die Freiheit nennt? Du hast Dich an die

Stelle derselben gesetzt: wo sie war diese Macht, durch welche der Mensch zum Menschen wird, sehe ich jetzt das Nichts.

Nun gut, und eben dieses Nichts soll Deine Strafe sein. Und wenn Du es auch durchdringen kannst, wie tief Du auch hinabsteigen magst, Du wirst immer nur eine Leere finden, nichts das will, nichts das kann. Hier ist Alles untergegangen von dem, was lieben konnte.

Dritte Abtheilung.

Von der Familie.

Erstes Kapitel.

Die Spaltung in der Familie. **Die Tochter.** Von wem sie erzogen wird. Wichtigkeit der Erziehung und Vortheil dessen, der sich derselben zuerst bemächtigt. Einfluß des Priesters auf die Heirath, den er häufig nach der Heirath noch behält.

Das Drama, dem wir zu folgen versucht haben, geht, Gott sei Dank, nicht immer bis zum letzten Akte, bis zur Vernichtung des Willens, der Persönlichkeit. Man kann nicht immer genau beobachten, bis wie weit es geht unter dem dichten Mantel der Zurückhaltung, der Verschwiegenheit, der Heuchelei, in welche diese düstere Welt sich einhüllt. Mitten in den jetzigen Kämpfen muß übrigens der Clerus seine Aufmerksamkeit auf sich selbst verdoppeln.

Die hauptsächlichste Aufklärung, vermöge welcher wir sehen können, was die Kirche verbirgt, muß man außer der Kirche suchen, im Hause, in der Familie. Man sehe wohl zu, es giebt da einen unglücklicherweise nur zu hellen Wiederschein von dem, was sich anderswo zuträgt.

Wir haben es gesagt: Wenn wir Abends in ein Haus eintreten, uns an den Familientisch setzen, so wird eines uns fast immer auffallen, die Mutter und die Tochter sind zusammen derselben Meinung, immer auf einer Seite, der Vater ist auf der andern und allein.

Was bedeutet das? Daß an diesem Tische noch Jemand ist, den man nicht sieht, der Allem, was der Vater sagen wird, widerspricht und es Lügen straft. Und doch kommt dieser von der Gegenwart ermüdet, voller Sorge für die Zukunft heim und findet bei sich statt der Ruhe und der Geisteserholung, den Kampf mit der Vergangenheit.

Man darf sich darüber nicht verwundern. Durch wen werden unsere Töchter, unsere Weiber erzogen? Wiederholen wir es abermals, durch unsere Feinde, durch die Feinde der Revolution und der Zukunft.

Ereifert Euch hier nicht, citirt mir nicht einzelne von Euern Predigten. Was geht es mich an, daß Ihr auf der Kanzel diesen oder jenen demokratischen Prunk zur Schau tragt, wenn heimlich, vorne und hinten, überall, Eure kleinen Bücher, die zu Tausenden und zu Millionen in die Welt gehen, Euer Unterricht, der sich schlecht verhehlen läßt, Euer Beichtstuhl, dessen Geist sich kund giebt, uns zeigen, was Ihr seid . . . die Feinde der Freiheit.

Ihr Unterthanen eines fremden Fürsten, die Ihr die französische Kirche verleugnet, was sprecht Ihr von Frankreich?

Sechshundertzwanzigtausend *) Mädchen werden von Nonnen unter Leitung von Priestern erzogen. — Diese Mädchen werden bald Weiber, Mütter sein, die den Priestern, so viel sie es vermögen, ihre Töchter oder Söhne in die Hände geben werden.

Was die Tochter anbetrifft, so ist es der Mutter schon gelungen. Sie hat durch ein unablässiges Quälen das Widerstreben des Vaters besiegt. Ein Mann, der alle Abende nach der Aufregung der Geschäfte und dem Kriege in der Welt, noch bei sich zu Hause den Krieg findet, kann wohl eine Zeit widerstehen, aber endlich giebt er doch nach. Thut er es nicht, so findet er weder Ruhe noch Rast, keine Zuflucht, keinen Frieden. Das Haus wird unbewohnbar. Das Weib, welches im Beichtstuhle nur Strenge zu erwarten hat, so lange es ihr noch nicht gelungen ist, führt an jedem Tage, zu jeder Stunde den Krieg, den man gegen sie führt, einen leisen Krieg vielleicht, einen sanft erbitterten, aber trotz aller Sanftmuth unversöhnlichen und hartnäckigen Krieg. Am Kamine schmollt sie, bei Tische ist sie traurig, öffnet häufig den Mund weder zum Sprechen noch zum Essen, und dann beim Zu-

*) Herr Louandre giebt die Zahl auf sechshundertzweiundzwanzigtausend Mädchen an, in seiner gewissenhaften Statistik, Revue des deux mondes 1844.

bettgehen folgt die unvermeidliche Wiederholung der Lehre, die ihr eingepredigt worden ist und selbst bis in's Ehebett hinein ... Derselbe Ton einer und derselben Glocke, der immer und immer wieder tönt, wer kann das aushalten? Was kann man thun? Nachgeben oder toll werden!

Wenn der Mann so fest, so hartnäckig, so ausdauernd wäre, daß er dieser Prüfung widerstände, so würde das Weib sie vielleicht nicht ertragen. „Wie, ich sehe sie so unglücklich, dahinschmachtend, unruhig, krank. Sie magert sichtlich ab ... lieber will ich doch mein Weib retten ..." Das sagt sich der Mann; wenn er nicht durch seine Frau besiegt wird, wird er es durch sein eignes Herz. Der Sohn verläßt am andern Tage die Schule, um in die christliche Schule zu treten, das Collège um das kleine Seminar zu besuchen. Die Tochter wird von der triumphirenden Mutter nach jener guten benachbarten Pension gebracht, wo der gute Abbé Beichte hört und dirigirt. Es vergeht kein Jahr, so taugt die Pension nichts mehr und sie ist noch zu weltlich; die Kleine wird den Nonnen übergeben, deren Superior der Abbé ist; in seinem eignen Kloster, das er in der Hand und unter Schloß und Riegel hat.

Guter Vater, sei ruhig, schlafe getrost. Deine Tochter ist in guten Händen. Jetzt kann Dir der Widerspruch bis zu Deinem Tode nimmer fehlen ...

Wahrhaftig eine Tochter voller Geist, welche zugleich in Bezug auf jedes Ding sorgsam gegen Dich gewaffnet worden ist, wird immer, was Du auch sagen mögest, den Gegenbeweis führen.

Und seltsam! Im Allgemeinen ist es dem Vater nicht unbekannt, daß sein Kind gegen ihn erzogen wird. — Merkwürdiger Mensch, was hoffst Du denn? — O, sie wird es wieder verlernen, die Zeit, die Verheirathung, das Weltleben wischen alles das wieder fort. — Ja, auf einen Augenblick wohl, aber blos um es wieder zu Tage kommen zu lassen. Bei den ersten Unannehmlichkeiten in der Welt kehrt alles mit erneuter Gewalt zurück. Sobald sie altert, wird sie sich wieder zum kleinen Mädchen machen. Ihr Lehrer von heute wird auch dann ihr Lehrer sein, um Dir, guter Mann, in Deinen letzten Tagen zu widersprechen, zur Verzweiflung und zur täglichen Verdammniß ihres Vaters und ihres Mannes. Dann werdet Ihr die Früchte dieser Erziehung genießen.

Erziehung! Allerdings ein kleines Ding, eine schwache Macht, welche der Vater ohne Gefahr seinen Feinden überlassen kann.

Den Geist in Besitz nehmen, mit allem Vortheile der ersten Besitznahme. In dieses noch ganz weiße Buch einschreiben, was man will . . . und unverlöschlich einschreiben. Denn, merkt es Euch wohl,

es wird Euch nichts helfen, wenn Ihr wieder darüber schreibt, der Länge nach über das was in die Breite geschrieben ist; Ihr macht verwirrt, aber löscht doch nichts aus. Das Geheimniß dieses jungen Gedächtnisses, welches so fügsam ist, etwas aufzunehmen, besteht darin, daß es stark ist im Behalten. Die erste Spur, welche mit zwanzig Jahren verwischt zu sein scheint, kommt im vierzigsten, im sechzigsten wieder; es ist die letzte, die deutlichste vielleicht, welche das Alter bewahrt.

„Wie, Lectüre, die Presse, unsere große moderne Macht, die darüber hingehen wird, ist sie nicht eine stärkere Erziehung als die erste?" Rechnet nicht darauf, die Wirkung der Presse vernichtet sich zum Theil selbst, sie hat tausend Stimmen, um zu sprechen, tausend Stimmen, um zu antworten und das wieder zu zerstören, was sie gesagt hat. Die Erziehung macht nicht so viel Lärm, sie schreit nicht, sie herrscht. Seht, in dieser Klasse, wo Keiner spricht ohne Zeugen, ohne Controlle, ohne Gegenrede ein Mann, ein Herr, und ein absoluter Herr, mit der ausgedehntesten Vollmacht zum Strafen und Züchtigen begleitet... Seine Stimme hat auch ohne Ruthe die Kraft derselben, das kleine zitternde und gläubige Geschöpf, das eben unter den Flügeln der Mutter hervorgekrochen ist, nimmt seine gewichtigen Worte auf, die in die weiche Substanz eindringen, wie eben so viel Nägel von Erz.

Das ist wahr von der Schule, aber um wie viel mehr von der Kirche. Besonders für das Mädchen, das gelehriger, furchtsamer und gewiß gegen die ersten Eindrücke folgsamer ist. Was sie zum ersten Male in dieser großen Kirche hörte, unter den schallenden Gewölben, aus dem Munde dieses schwarz gekleideten Mannes, der ihr damals große Furcht einflößte, die Worte, die er an sie selbst richtete... o, fürchtet nicht, daß sie es jemals vergesse. Wenn sie es vergessen könnte, würde sie es jede Woche wieder lernen. Das Weib ist ihr ganzes Lebelang in der Schule; in der Beichte findet es seine Schulbank wieder, seinen Schulmeister, den einzigen Menschen, den sie fürchtet, den einzigen, der, wie wir gesagt haben, bei dem Zustande der Sitten einer Frau drohen kann.

Welch ein Vortheil ist es für ihn, im Kloster, in das man sie gethan, sie ganz klein in Empfang zu nehmen; zuerst mit dieser jungen Seele zu thun zu haben, die erste Strenge gegen sie anzuwenden und auch die erste Nachsicht, welche der Zärtlichkeit so nahe kommt*), der Vater, der Freund eines

*) Was ist die Gewissensleitung im Allgemeinen? Erstens, die Liebe vor der Liebe; sie cultivirt bei dem kleinen Mädchen diese Macht, welche sich entwickelt, und cultivirt sie so sehr, daß man ihr, wenn sie aus dem Kloster kommt, schnell einen Mann zur Stütze geben muß, denn sie hat Eile zu fallen; zwei-

so früh aus den mütterlichen Armen genommenen Kindes zu sein . . . Der Vertraute ihrer ersten Gedanken wird lange in den Schwärmereien des jungen Mädchens eine Rolle spielen . . . er hat ein specielles, einziges Vorrecht gehabt, um welches der Gatte ihn beneiden kann. Welches? Die Jungfräulichkeit der Seele, die Erstlinge des Willens.

Bei diesem Manne, ihr jungen Leute, müßt ihr um das Mädchen freien, bevor Ihr mit den Aeltern sprecht. Täuscht Euch darüber nicht, Ihr würdet sonst Alles verderben . . . Ihr schüttelt den Kopf, stolze Kinder des Jahrhunderts, Ihr meint nicht, jemals Euer Knie beugen zu müssen? Dann wünsche ich, daß Ihr allein leben könntet und die Philosophie zur Gattin nehmen. Wollt Ihr das nicht, so sehe ich Euch mit allen Euren schönen Reden von hier fortgehen, heimlich in der Dämmerung in eine Kirche schleichen und vor dem Priester niederknieen. Man erwartete Euch dort und dort nimmt man Euch gefangen. Ihr hattet nicht daran gedacht, aber nun seid Ihr einmal verliebt, ihr armen Menschen, und werdet thun, was man von Euch verlangt.

---

tens: die Liebe nach der Liebe. Eine alte Frau ist für den Laien eben eine alte, für den Priester ist sie ein Weib. Wo die Welt endet, fängt der Priester an.

Ich wünsche nur, daß Ihr dieses Mädchen, welches Ihr auf diese Weise gekauft, wirklich habt. Aber mit dieser Mutter und diesem Priester wird derselbe Einfluß, der einen Augenblick geschwächt worden ist, bald wieder seine alte Gewalt ausüben; Ihr werdet ein Weib haben, weniger die Seele und das Herz, und werdet bemerken, daß derjenige, der sie so vergiebt, auch gerade der ist, der sie zu behalten weiß *).

*) Schließen wir an dieses Kapitel eine Thatsache an, welche im Vergleich zu dem, was wir zu Ende des dritten Kapitels der zweiten Abtheilung über die geistliche Polizei gesagt haben, zu dem Glauben Anlaß giebt, daß der Clerus die Mädchen nicht aus dem Auge verliert, welche unter seiner Leitung in den Klöstern erzogen sind. Einer meiner Freunde, dessen hohe Stellung und Charakter sein Zeugniß sehr gewichtig machen, erzählte mir neulich, daß er eine junge Verwandte in einem Kloster untergebracht und von den Nonnen erfahren habe, daß sie den Namen der Zöglinge, welche sich am meisten auszeichneten, nach Rom hin mittheilten. Die Centralisation solcher Nachrichten über die Töchter der angesehenen Familien der katholischen Welt, muß viele Combinationen erleichtern und der ultramontanen Politik äußerst dienlich sein. Wenn dem so ist, wäre der Jesu ein großartiges Heirathsbureau.

Zweites Kapitel.

Das Weib. Der Mann gesellt sich das Weib nicht zu, er weiß höchst selten sie in seine Gedanken einzuweihen. Was dieser gegenseitige Gedankenaustausch sein könnte. — Die Frau tröstet sich durch den Sohn; man entfernt ihn von ihr. Vereinsamung und Langeweile. Ein frommer junger Mann. Der Geistliche, der Weltliche; welcher von beiden heute der Kasteite ist?

Die Heirath bietet dem Manne ein bedeutsames Moment, die Frau wahrhaft zu erwärmen, sie dem fremden Einfluß zu entziehen und sie sich für immer zu sichern. Benutzt er es? Selten.

Er müßte gleich beim Beginne, wo er viel über sie vermag, sie sich in seiner Geistesregung, seinen Geschäften, seinen Gedanken zugesellen, sie in seine Pläne einweihen, in seiner Thätigkeit ihr eine eigne Thätigkeit schaffen.

Wenn sie mit ihm will und denkt, mit ihm handelt, mit ihm leidet, das ist der wahre Sinn der Ehe. Schlimmeres kann aber nicht geschehen, als wenn sie zwar nicht leidet, aber doch eine Leere empfindet, gelangweilt, ein Einzelleben führt und

gleichsam Wittwe ist. Wie kann man sich dann verwundern, daß sie sich von ihm loslöst? .... O wenn er sie gleich von der ersten Zeit an sich zu eigen machte, indem er sie an seinem Ehrgeiz, seinen Aufregungen, seinen Bekümmernissen Theil nehmen ließe, wenn sie zusammen gewacht hätten, von demselben Gedanken beunruhigt worden wären, dann würde er auch ihr Herz bewahrt haben. Durch den Kummer selbst knüpft man sich fester an einander; zusammen leiden heißt auch lieben.

Die Französin neigt mehr als die Engländerin, als die Deutsche, als irgend ein anderes Weib dazu hin, dem Manne beizustehen, und kann für ihn nicht blos die Gefährtin, sondern der Freund, der Associé, das alter ego werden. In den handeltreibenden Klassen höchstens weiß man das zu benutzen. Man sehe in den kaufmännischen Stadtvierteln, in den düstern Magazinen der Rue des Lombards oder de la Verrerie, das junge Weib, die häufig von reicher Geburt ist und doch nichts desto weniger in dem kleinen gläsernen Kabinette bleibt, die Bücher führt, einschreibt, was einkommt und was fortgeht, die Burschen und die Diener beaufsichtigt. Mit einem solchen Handelsgenossen wird das Geschäft floriren, und die Häuslichkeit gewinnt auch dabei. Der Mann und das Weib, die den Tag über durch das Geschäft getrennt sind, müssen sich am Abend um so mehr in einem gemeinsamen Gedanken vereinigen.

Ohne auf eben so directe Weise an der Thätigkeit des Mannes Theil zu nehmen, konnte die Frau in den andern Lebensbahnen, doch in Verbindung mit den Geschäften oder wenigstens mit den Ideen treten. Ich habe die Schwierigkeit dabei nicht verhehlt (siehe S. 53), nämlich den Geist der Specialität, der in unsern verschiedenen Gewerben wie in den Wissenschaften immer stärker wird und uns immer mehr auf die kleinen Einzelnheiten einzugehen gebietet, während das Weib, das weniger ausdauernd ist und überdies weniger der genauen Anwendung zu folgen hat, dabei sich an das Allgemeine hält. Der Mann, welcher ernsthaft eine Frau ganz in sein Leben einweihen will, kann es gewiß, wenn er sie liebt, aber es bedarf dazu vieler Geduld und Sanftmuth. Wie von verschiedenen Polen, und durch eine entgegengesetzte Erziehung vorbereitet, sind sie zu einander gekommen. Wie könnt Ihr also verlangen, daß Euer junges Weib, so klug sie auch sein mag, Euch gleich beim ersten Worte verstehen soll. Wenn sie Euch nicht versteht, so ist es meistentheils Euer Fehler, es liegt fast immer an den abstrakten, trocknen und scholastischen Formen, an welche Eure Erziehung Euch gewöhnt hat. Sie, die in der Sphäre des gemeinen Menschenverstandes und Gefühls bleibt, versteht nichts von Euren Formeln, und selten, nur sehr selten wißt Ihr sie in menschliche Sprache zu über-

setzen. Dazu ist Geschicklichkeit, Wille und Herz nothwendig. Man erlaube es mir zu sagen, der Ehemann bedürfte mehr Geist und mehr Liebe dazu.

Aber beim ersten nicht verstandenen Worte verliert der Mann die Geduld... „sie ist unfähig, sie ist zu leichtfertig.“ Er entfernt sich, und so ist es geschehen. An jenem Tage verliert er viel. Wenn er ausgedauert hätte, würde er sie nach und nach mit sich fortgenommen haben, sie hätte sein Leben gelebt, es wäre wahrhaft eine Ehe vorhanden. O, welchen Gefährten verliert er, welchen sichern Vertrauten, welchen eifrigen Bundesgenossen!... Bei dieser Person, welche, sich selbst überlassen, ihm wenig ernsthaft scheint, würde er in schwierigen Augenblicken eine lichte Eingebung, häufig einen weisen Rath gefunden haben.

Ich berühre hier einen großen Gegenstand, bei dem ich mich gern verweilen möchte; ich kann es nicht. Nur noch ein Wort:

Der moderne Mensch, das Opfer der Theilung der Arbeit, ist häufig auf eine enge Einzelnheit beschränkt, bei welcher er das Gefühl des allgemeinen Lebens verliert und bei welcher er sich selbst aufzehrt. Er würde deshalb das Bedürfniß haben, in seiner Häuslichkeit einen jungen und reinen Geist zu besitzen, der, weniger ins Einzelne gehend, in besserem Gleichgewichte sich befindend, ihn aus dem Gewerbe herausnimmt und ihm das Gefühl der

großen sanften Harmonie wiedergiebt. In dieser Zeit der hartnäckigen Concurrenz, wo der Tag voller Anstrengungen ist, wo man weniger noch von Arbeiten, als von Unannehmlichkeiten ermattet nach Hause kommt, bedürfte es in der Häuslichkeit eines Weibes, um die brennende Stirn des Mannes wieder zu kühlen. Dann würde dieser Handwerker (sind wir in unsern Fächern etwas Anderes?), dieser Schmied, der aufgeregt ist, weil er das Eisen zu sehr gehämmert hat, in ihr diejenige finden, welche ihm die lebendige Quelle des Schönen und Guten, Gottes und der Natur wieder öffnete. Er würde einen Augenblick an der unversiegbaren Quelle trinken. Dann vergäße er, athmete auf, faßte wieder Muth... so von ihr gehoben, würde er dann sie seinerseits mit mächtiger Hand heraufziehen, sie in seine Welt führen, auf den Weg neuer Gedanken und des Fortschrittes, den Weg der Zukunft*)!

*) Man glaube nicht, daß es möglich sei, auf demselben Punkte zu bleiben, entweder man steigt, oder man fällt; ist es aber einmal nöthig, daß jedes Leben ein Fortschritt sei, so wird derselbe besser in der natürlichen Familie erlangt, als in der künstlichen Familie der Klöster u. s. w. Hat das Weib als Frau geendet, so beginnt sie als Mutter, als Großmutter, sie hat stets neue Beweggründe, ihre eigne moralische Erziehung wieder von vorn anzufangen und sie weiter zu führen. Das Weib will immer steigen (darum verbindet es sich dem Manne). Nun gut, die Stufen, welche die Natur ihr giebt, bestehen nicht

Dem ist aber leider nicht so. Diesen schönen Austausch, der allein die Ehe verwirklicht, finde ich nirgends. Man versucht wohl einen Augenblick in den ersten Zeiten sich einander mitzutheilen, aber bald entmuthigt man sich, der Mann wird stumm, an dem scharfen Winde der Interessen und der Geschäfte ausgetrocknet, kann er kein Wort mehr aus der Tiefe seines Herzens hervorbringen. Anfangs wundert sie sich darüber, beunruhigt sich, fragt ihn. Aber die Fragen reizen ihn und nun wagt sie nicht mehr mit ihm zu sprechen. Mag er nur ruhig sein, die Zeit wird kommen, wo sein Weib in ihrem Hause träumerisch, nun auch mit dem Geiste wo anders, sich ihren Roman bei Seite ausspinnt und ihn ganz nach seinem Gefallen seiner Schweigsamkeit überläßt.

Vor Allem hat sie einen Sohn! Ihm, wenn man ihn ihr läßt, wendet sie sich ganz zu. Geht sie aus, so giebt sie ihm die Hand und bald den Arm, er ist gleichsam ein jüngerer Bruder, ist wie ein kleiner Mann... „Wie groß er schon geworden, wie schnell wir dahin schwinden!... Und wie Schade ist es, daß er groß wird, denn nun kommt

---

in der Leitung eines einzigen Menschen, sondern in ihrer nach und nach stattfindenden Zugesellung zu bessern Generationen, von denen jede die Mutter immer wieder erneuert und veredelt hervorbringt.

die Trennung, kommt das Latein, die Thränen... Muß er nicht ein Gelehrter werden? Muß er nicht so früh als möglich in die Fahrstraße des Wetteifers treten, damit er frühzeitig die schlechten Leidenschaften lerne, welche man so sorgfältig in ihm ausbildet, den Stolz, den Ehrgeiz, den Haß, den Neid... die Mutter möchte gern noch warten; wer drängt denn so? Er ist so jung, die Schulen sind so streng! Er wird viel besser lernen, wenn man ihn ihr lassen will; sie wird Lehrer kommen lassen, wird der Studiendirektor sein, wird nicht mehr auf den Ball gehen... „Unmöglich, Madame, unmöglich, Sie würden ein weibisches Geschöpf daraus machen..." Eigentlich liegt der Grund aber darin, daß der Vater, der das Kind sehr liebt, in einem geregelten Haushalte diese Bewegung, dieses lärmende Treiben zu unerträglich findet. Er ist unfähig, dergleichen zu ertragen; ermüdet, abgespannt, übler Laune will er Ruhe, Schweigen um sich herum.

Du weiser Ehemann, der Du den Widerstand einer Mutter leicht behandelst, fühlst Du denn nicht, daß dieses Weib ihren Sohn aus einer Art Tugendinstinkt bei sich behalten will, den reinen und vorwurfsfreien Zeugen, vor dem sie stets sündlos geblieben wäre? Wenn Du wüßtest, wie nützlich die Gegenwart des Kindes dem Hause ist, dann wärest Du derjenige, der es zurückbehielte. So lange

dieses Kind darin blieb, war das Haus gesegnet. Bei seiner Gegenwart würde das Band der Familie sich schwer gelockert haben. Was macht die Ehe und die Familie aus? Das Kind, auf welches man hofft. Und wer erhält sie aufrecht? Das Kind, das man besitzt. Es ist der Zweck und das Ziel, der Mittelpunkt, der Vermittler, Alles, möchte ich sagen.

Man kann es nicht zu oft wiederholen, denn Nichts ist wahrer: das Weib ist allein. Sie ist allein, während sie einen Mann hat, sie hat einen Sohn und doch ist sie allein. Ist er einmal im Collège, so sieht sie ihn nur noch aus Gnade, häufig in langen Zwischenräumen. Nach dem Collège erwarten den jungen Mann andere Gefängnisse, andere Verbannungen vom mütterlichen Busen.

Wird eine glänzende Soirée gegeben, tretet ein, so seht Ihr die Frauen in langer Reihe, geschmückt, sitzen, vollkommen allein. Gehe man um vier Uhr nach den elysäischen Feldern, so sieht man dieselben Frauen, die, jede allein in ihrem Wagen, ins Gehölz fahren... Diese hier sind in einer Kalesche, andere befinden sich in einem Laden; aber die einen wie die andern sind allein.

In dem Leben der Weiber, welche so unglücklich sind, keine Beschäftigung zu haben, kommt Nichts vor, was sich nicht durch ein Wort erklärt: Vereinsamung und Langeweile. Die Langeweile, welche

man für eine schmachtende und negative Geistesstimmung hält, ist für eine nervöse Frau ein positives, nicht zu ertragendes Uebel. Es hält seine Beute fest, nagt an ihr*)... Wer das Uebel auf einen Augenblick aufhebt, wird ein Retter.

Aus langer Weile sieht man Freundinnen bei sich, die man als Feindinnen kennt, neugierige, neidische, spöttelnde Frauenzimmer. Die Langeweile läßt Romane in Feuilletons erträglich werden, in dieser abgeschnittenen Form, welche uns in jedem Augenblick anhält, wo das Interesse beginnt**). Die Langeweile selbst hat ihre Concerte, von Musik aller Arten, durcheinander geworfen, wo die Verschiedenheit des Styls das Ohr ermüdet. Die Langeweile führt zu dieser und jener Predigt hin,

---

*) Selbst die Liebe bringt weniger Abhülfe als man glaubt. Unsere heutigen schönen Romane haben eine ganz entgegengesetzte Wirkung als man meint. Sie kürzen die Leidenschaften beträchtlich ab. Eine wirkliche Leidenschaft verliert sehr, was man auch sagen möge, diesen mächtigen Schilderungen gegenüber; sie leidet durch den Vergleich. Gegen Indiana und Valentine gehalten, findet das Weib ihren persönlichen Roman sehr schnell schwach und fade. Die Liebe erbleicht und wird bald farblos in den Augen einer Frau von Geist, deren Erfahrung durch ein unerbittliches Licht aufgeklärt worden ist.

**) Ich spreche blos gegen die abgerissene Form und keineswegs gegen das bewunderungswürdige Talent, welches einige Schriftsteller dabei an den Tag gelegt.

die zweitausend Personen anhören, und doch kein Einziger zu lesen im Stande ist. Es giebt sogar keine von den halb weltlichen, halb religiösen Produktionen, mit denen die Neokatholiken den Faubourg St. Germain überschwemmen, die nicht unter den armen gelangweilten Frauen eine Vorleserin fände. Diese zarten und kränklichen Damen ertragen ein nichtsnutziges Gemisch von Moschus und Weihrauch, das den Magen jeder gesunden Person verderben würde.

Einer dieser jungen Autoren erklärt in einem Romane den großen Vortheil, die Galanterie mit der galanten Andacht zu beginnen. Das Verfahren ist nicht neu; nur wünschte ich, daß diejenigen, welche den Tartuffe erneuert haben, ein wenig mehr Geist darauf verwendet hätten.

Sie bedürfen desselben aber nicht sehr. Die Weiber hören ihre verschleierten Erklärungen, ihre Zweideutigkeiten der Liebe aus Gewissenhaftigkeit mit an, um ihres Seelenheiles willen. Diejenige, welche gegen den ernstesten Freund bei dem ersten Worte von Freundschaft in Harnisch gerathen würde, leidet von diesem jungen Leviten diese doppelsinnige Sprache. Eine geistreiche Frau, die Welt, Erfahrung, gelesen, gesehen hat, hier will sie nicht sehen. Wenn er wenig Talent hat, wenn er schwerfällig, wenig unterhaltend ist, so hat er doch eine

gute Absicht! Der Pater so und so haftet für ihn, er ist ein guter Mensch u. s. w.

Derjenige nämlich, der bei Gelegenheit der Andacht von Liebe spricht, dem wird das immer zum Verdienste angerechnet; selbst wenn man auf alberne, schwache Weise davon spricht, ist es immer ein Verdienst bei einem Weibe, das reif ist. Der Mann, mag er auch höchst bedeutend sein, hat stets das Unrecht, ein positiver Mensch zu sein, ganz mit materiellen Interessen beschäftigt, wie es heißt. Und in der That, er beschäftigt sich mit dem Interesse der Familie, er sichert die Zukunft der Kinder, er nutzt sein Leben damit ab, den Luxus zu erschwingen, in dem die Dame, über sein Vermögen hinaus, lebt.

Vielleicht hätte der Mann zu sagen: wie materiell auch das Resultat sein möge, so sei doch das Alles für ihn ein moralisches Interesse, ein Interesse des Herzens. Vielleicht könnte er noch hinzufügen: indem man sich mit den materiellen Interessen zu Gunsten Anderer beschäftige in den Versammlungen, den Gerichtshöfen, in tausend verschiedenen Stellungen, könne man sich uninteressirter und folglich geistiger zeigen als alle Schacherer von Spiritualismus, die aus der Kirche eine Börse machen.

Machen wir hier auf einen nicht genug wahrgenommenen Contrast aufmerksam.

Im Mittelalter war der Priester der geistige, der kasteite Mann. Durch die Studien, denen er allein oblag, durch die Nachtwachen und nächtlichen Messen, das Uebermaß der Fasten, die den Mönchen vorgeschriebenen Aderlasse kasteite er den Körper. Heute bleibt von Alle dem ihm wenig übrig; die Kirche hat Alles gemildert. Die Priester leben wie wir; wenn das Leben für die meisten unter ihnen mittelmäßig, kleinlich ist, so ist es ihnen wenigstens im Allgemeinen gesichert. Man sieht es ja übrigens auch aus der Geistesfreiheit, mit welcher sie die Muße der Weiber durch unendliche Unterhaltungen ausfüllen.

Wer ist heutzutage der kasteite Mensch? In dieser Zeit der scharfen Arbeit, der eifrigen Bestrebungen, der fieberhaften Concurrenz? Es ist der Laie, der Weltmensch. Dieser Weltmensch arbeitet voller Sorgen Tag über, Nächte hindurch für die Familie oder für den Staat. Häufig in einen zu schwierigen Geschäfts- oder Studienkreis gebannt, als daß die Frau und die Kinder sich dafür interessiren könnten, vermag er ihnen nicht mitzutheilen, was ihm den Geist erfüllt. Selbst in der Stunde der Erholung spricht er wenig, verfolgt er seine Ideen. Der Erfolg in den Geschäften, Entdeckungen in der Wissenschaft werden nur um hohen Preis erlangt, ein Preis, den Newton angiebt: Indem man immer daran denkt... Einsam unter den

Seinigen, läuft er, der ihren Ruhm oder ihr Glück ausmacht, Gefahr, ihnen fremd zu werden.

Der Mann der Kirche dagegen, der heutzutage, wenigstens nach dem zu schließen, was er veröffentlicht, wenig studirt, nichts entdeckt oder erfindet, der andererseits nicht mehr diesen Krieg gegen sich selbst unterhält, diese Kasteiungen, welche sich das Mittelalter auflegte, er kann, frisch und ausgeruht, zwei Geschäfte zu gleicher Zeit verfolgen. Durch seine Beharrlichkeit gewinnt er die Familie dieses zu beschäftigten Mannes und dennoch bestürmt er von der Kanzel herunter den Weltmenschen mit den Blitzen seiner Beredtsamkeit.

Drittes Kapitel.

Die Mutter. Lange Zeit allein kann sie das Kind erziehen. Geistige Säugung; Tragen, Brüten, Erziehen. Die Mutter bürgt für das Kind; sie beschützt seine angeborene Originalität; die öffentliche Erziehung muß diese Originalität beschränken, der Vater selbst beschränkt sie, nur die Mutter vertheidigt sie. Mütterliche Schwäche. Aber die Mutter will einen Helden aus dem Kinde machen. Heroische Uneigennützigkeit der Mutterliebe.

Wir haben schon gesagt: Wenn Ihr wollt, daß die Familie gegen den fremden Einfluß, der sie auflöst, stark sein soll, so laßt das Kind darin, so lange es möglich ist. Die Mutter erziehe unter der Leitung des Vaters, bis zu dem Augenblicke natürlich, wo zur öffentlichen Erziehung die Großmutter: das Vaterland, das Kind verlangt.

Wenn die Mutter das Kind erzieht, wird Eines daraus entspringen, nämlich daß sie stets dem Manne sehr nahe bleiben wird, da sie seines Rathes bedarf und stets von ihm neue Kenntnisse erlangen will. Der wahre Begriff der Familie wird sich verwirklicht finden, nämlich: die Anleitung des Kindes durch das Weib, die des Weibes durch den Mann.

Der Instinkt der Mutter ist gerecht und wahr; er verdient, daß man ihn ehre. Sie will ihr Kind behalten; von ihm im Augenblicke der Geburt durch das Messer getrennt, sucht sie immer wieder diesen Theil ihrer selbst, den eine grausame Gewalt ihr entriß, der aber seine Wurzel im Herzen hat... Wenn man es ihr nimmt, um es fern von ihr unterzubringen, so ist das ein anderes Entreißen... Es weint, sie weint, man kümmert sich nicht darum... Aber mit Unrecht! In diesen Thränen, in welchen man nichts als Schwäche sieht, liegt etwas sehr Wichtiges, auf das man Acht haben muß. Nämlich, daß es ihrer bedarf.

Die Säugung ist noch nicht vollendet. Die geistige Nahrung müßte so gut wie die andere dem Kinde in der Gestalt von Milch zukommen, ich meine, flüssig, lau, süß, lebendig*). Das Weib allein kann sie so geben. Die Männer wollen diesem Neugeborenen, dessen Zähne kaum hervorbrechen und noch wehe thun, Brod geben, und man schlägt ihn, wenn er nicht hinein beißt. Gebt ihm in Gottes Namen noch Milch und er wird gern trinken**).

---

*) Lebendig, das schließt Alles aus, was aus der Wissenschaft ein Spielzeug macht, die mnemotechnischen Kunststücke u. s. w.

**) Der Maler der Sibylle und der Propheten, Michel Angelo, der selber ein Prophet war, hat auf seine Weise gezeigt, wie die Erziehung vorzüglich dem Weibe angehört. Unter den

Wer wird es einst glauben, daß die Männer es auf diese Weise übernommen haben, diese Säuglinge zu tragen, zu säugen? O, laßt sie doch den Weibern! Ein hübsches Ding das: ein Kind von einem Manne gewiegt zu sehen. Unglücklicher, sieh Dich doch vor! Es ist ein zerbrechlicher Gegenstand; wenn Du ihn in Deinen schweren Fäusten umherdrehst, wirst Du ihn zerbrechen.

Zwischen dem Lehrer und dem Kinde findet folgender Streit statt. Der Mann giebt die Wissenschaft mit einer Methode, die für den Mann paßt, im Zustande fester Regeln, wohlbegrenzter Eintheilungen, in eckigen und gleichsam crystallisirten Formeln. Nun, eben diese Prismen von Crystall, so lichtvoll sie auch sein mögen, verletzen durch ihre Ecken, ihre Vorsprünge. Das noch weiche, flüssige Kind kann noch lange Zeit Nichts empfangen, was nicht die Flüssigkeit des Lebens hat. Der Lehrer entrüstet sich, wird ärgerlich über seine Langsamkeit, er weiß nicht, wo er es anfassen soll.

Eine einzige Person in der Welt hat das zarte Gefühl der Schonung, deren das Kind bedarf, eine einzige, diejenige, die es unter dem Herzen getragen und die trotz der Trennung von demselben doch ein

Füßen der furchtbaren Jungfrauen, aus deren Munde das Wort Gottes donnert, hat er die Erziehung und Anleitung der Kinder durch die Mutter unter den naivsten Formen dargestellt.

identisches Ganzes mit ihm ausmacht. Tragen, Brüten, Erziehen, diese Worte sind lange Zeit gleichbedeutend.

Viel länger als man glaubt. Der Einfluß des Weibes auf das Kind, das sich entwickelt, ist größer und entschiedener als der, den es auf den Säugling gehabt. Ich weiß nicht, ob es unerläßlich ist, daß die Mutter mit ihrer Brust säuge, aber unerläßlich ist es, das bin ich gewiß, daß sie mit ihrem Herzen säuge. Das Ritterthum fühlte es sehr wohl, daß der wichtigste Hebel der Erziehung die Liebe sei. Das allein hat mehr zum Fortschritte der Menschheit im Mittelalter gethan, als die Disputationen der Scholastik für den Rückschritt derselben.

Auch wir, wir haben unsere Scholastik, den Geist der hohlen Abstraktionen und Wortstreitereien; wir werden den Einfluß derselben nur bekämpfen, indem wir den der Mutter verlängern, indem wir die Frau der Erziehung zugesellen und dem Kinde einen geliebten Lehrer geben. Die Liebe, sagt man, ist ein großer Meister. Das ist besonders von der größesten, tiefsten, reinsten aller Lieben wahr!

Blinde, Unvorsichtige, die wir sind! Wir nehmen der Frau das Kind, wenn es ihr am nothwendigsten ist. Wir nehmen ihr die liebe Beschäftigung, zu der Gott sie geschaffen. Und dann wundern wir uns, daß diese grausam entwöhnte, jetzt schmachtende, müssige Frau sich leeren Träumereien über-

läßt, daß sie auf's Neue sich dem Joche beugt, welches sie früher trug, und daß sie häufig, in dem Wahne, ihrer Pflicht treu zu bleiben, den Versucher anhört, der im Namen Gottes zu ihr spricht.

Seid klug, seid weise! Lasset ihr ihren Sohn! Die Frau muß immer lieben. Laßt ihr doch den Liebhaber, den ihr die Natur giebt, den, welchen sie allen Liebhabern vorgezogen haben würde. Während Ihr ganz Euren Geschäften (Euren Leidenschaften vielleicht) hingegeben seid, laßt ihr den gebrechlichen, heranwachsenden jungen Mann zur Seite, sie wird stolz und glücklich sein... Ihr fürchtet, daß er zu lange von einer Frau behütet, ein Weib werde. Sie aber würde sich zum Mann machen, wenn man ihr den Sohn ließe. Versucht es, sie wird sich verändern, daß Ihr selbst darüber staunt. Kleine Fußreisen, lange Ritte zu Pferde, nichts ist ihr zu viel, glaubt das. Sie fängt mit frohem Herzen die Uebungen des jungen Mannes an, sie kehrt zu seinem Alter zurück, sie erneut sich in dieser vita nuova; Ihr selbst dagegen, wenn Ihr Eure Rosalinde seht*), werdet glauben zwei Söhne zu haben.

Es ist eine allgemeine Regel, von der ich fast keine Ausnahme gefunden habe: die bedeutenden Leute sind die Söhne ihrer Mutter; sie geben

*) Shakespeare, As you like it.

ihre moralischen Eindrücke und eben so wohl auch ihre Züge wieder.

Und solltet Ihr auch darüber staunen, so sage ich doch: gerade ohne sie wird er niemals Mann! Die Mutter allein ist geduldig genug, die junge Creatur zu entwickeln, indem sie ihre Freiheit schont. Man muß sich hüten, sehr hüten, das noch schwache, noch biegsame Kind in fremde Hände zu geben. Die besten Absichten sind nahe daran, zu schwer auf ihm lastend, die Schultern zu krümmen, so daß sie nie wieder gerade werden. Die Welt ist voller Menschen, die, weil sie zu lange ein drückendes Joch getragen, ihr ganzes Leben lang Sklaven bleiben. Eine zu starke, zu schwere Erziehung hat in ihnen Etwas gebrochen, die Originalität, den Genius, l'ingegno, der die feine Blüthe des Mannes ist.

Die originelle und freie Natürlichkeit des Charakters, das heilige Genie, das man bei der Geburt mitbringt, wer achtet sie heutzutage? Fast immer ist das die Seite, die wehe thut, die man tadelt, die Seite nämlich, nach welcher hin man nicht so ist wie alle Welt... Kaum erwacht die junge Natur und blüht in ihrer Freiheit, so verwundern sich Alle, schütteln Alle den Kopf: „Was ist das? wir haben sie noch nicht so gesehen... Geschwind sperre man sie ein, ersticke sie, diese lebendige Blume." Hier sind Rahmen von Eisen... O, Du entfaltetest Dich, Du warfst Deine prachtvolle Vegeta-

tion der Sonne entgegen. Sei artig, Blume; vertrockne und ziehe Dich zusammen...

Dieses arme kleine Ding, gegen welches Alle einer Meinung sind, ich frage Euch, was ist das, wenn nicht das individuelle, spezielle, originelle Element, durch welches dieses Wesen sich von den andern auszeichnen wollte, einen neuen Charakter der Verschiedenheit der menschlichen Charaktere hinzufügen, ein Genie vielleicht zu der Reihe fruchtbarer Genies. Der unfruchtbare Geist, das ist fast immer die Pflanze, welche zu früh an das todte Holz gebunden wurde, das ihr zur Stütze dienen soll, an ihm getrocknet und nach und nach ihm ähnlich geworden ist; nun ist sie wohl gehalten, sehr regelmäßig, fürchtet nichts Excentrisches von ihr; der Baum ist nicht mehr als ein dürrer Baum, der niemals ein Blatt haben wird.

Was will ich sagen? daß die Stütze unnütz ist, daß man die Pflanze sich selbst überlassen muß? Nichts ist weiter von meinem Gedanken entfernt. Ich glaube im Gegentheil an die Nothwendigkeit der beiden Erziehungen, die der Familie und die des Vaterlandes. Unterscheiden wir nur ihre Einflüsse.

Die Letztere, unsere öffentliche Erziehung, die heut gewiß besser ist als sie jemals war, was will sie? Was ist ihr Zweck? Sie will das Kind mit dem Vaterlande in Einklang bringen und mit dem großen Vaterlande, der Welt. Darin liegt ihre

Berechtigung, ihre Nothwendigkeit. Sie nimmt besonders sich vor, ihm einen Schatz Allen gemeinschaftlicher Ideen zu geben; sie will es vernünftig machen, verhindern, daß es mit seiner Umgebung im Mißklange sei; sie verhindert es, in diesem großen Concerte, in welchem es seine Partie zu singen hat, zu detoniren. Sie regelt, was es in seinen lebhaften Einfällen zu Unregelmäßiges haben kann.

So steht's mit der öffentlichen Erziehung. Die Familie, das ist die Freiheit. Aber dort noch wird der originelle Aufschwung gehindert, eingeschränkt. Der Vater regelt diesen Aufschwung; seine besorgte Voraussicht legt ihm die Pflicht auf, diesen freien Renner frühzeitig in die Furche zu lenken, in der er bald ackern soll. Zu häufig passirt es dem Vater, daß er es versteht, daß er vor Allem die äußere Schicklichkeit berücksichtigt, die vortheilhafte und schon bequem da liegende Carrière aufzusuchen, eher als die, zu welcher die Natur seinen jungen und kräftigen Sprößling berief. Wie viel Racepferde sind auf diese Weise verdammt, in einer Reitbahn sich umherzudrehen!

Arme Freiheit! Wer wird denn Augen haben, um Dich zu sehen, ein Herz, um Dich zu schonen? Wer die Geduld, die unendliche Nachsicht, um Deine ersten Seitensprünge zu ertragen, um bisweilen zu ermuthigen, was den Fremden, den Gleichgültigen, selbst den Vater ermüdet?... Gott allein,

der dieses Geschöpf gemacht hat und es gut genug kennt, um selbst bis in die Fehler hinein das Gute darin zu sehen, zu lieben... Gott, sage ich, und die Mutter mit Gott: hier ist das dasselbe.

Wenn man daran denkt, daß das mittlere Lebensalter so kurz ist, daß eine so große Anzahl von Menschen so jung sterben, so zaudert man, diese erste, diese beste Epoche des Lebens abzukürzen, wo das Kind unter seiner Mutter frei, in der Gnade, nicht im Gesetze lebt. Aber wenn es, wie ich glaube, wahr ist, daß diese Zeit, welche man verloren glaubt, gerade die einzige, kostbare, unersetzliche Zeit ist, wo unter kindischen Spielen der heilige Genius seinen ersten Aufschwung versucht, die Zeit, wo die Flügel wachsen, wo der junge Adler das Fliegen versucht... o dann bitte ich Euch, kürzt sie nicht ab; verjagt nicht vor der Zeit diesen neuen Menschen aus dem mütterlichen Paradiese; nur einen Tag noch; morgen, mein Gott, wird es noch Zeit sein; morgen wird er sich unter der Arbeit krümmen, sich in der Furche dahin schleppen... Heute laßt ihn nur noch, möge er gemächlich Kraft und Leben gewinnen, mit voller Brust die Lebensluft der Freiheit einsaugen.

Eine zu viel verlangende, zu eifrige, unruhige Erziehung ist für die Kinder gefährlich. Man vermehrt stets die Masse des zu Lernenden, das was äußerlich erworben werden soll; das Innere muß

darunter erliegen. Der Eine ist nur ganz Latein, der Andere ganz Mathematik. Wo ist der Mensch? frage ich Euch *).

Und gerade den Menschen liebte und schonte die Mutter. Gerade sie ließ die Sprünge des Kindes ungehindert. Sie schien ihrer Einwirkung, ihrer Wachsamkeit selbst sich zu begeben, damit es handle, frei und stark werde. Aber zu gleicher Zeit umgab sie es doch wie mit einer unsichtbaren Umarmung.

Es ist eine Gefahr, das weiß ich wohl, in dieser Erziehung der Liebe. Was die Liebe will und über Alles wünscht, ist sich zu opfern, Alles hinzugeben, Interessen, Schicklichkeit, Gewohnheiten, das Leben, wenn es sein muß. Der Gegenstand dieses Opfers kann in seinem kindischen Egoismus alle diese Opfer wie eine Schuldigkeit empfangen, sich als träges, unbewegliches Götzenbild behandeln lassen und der Handlung um so mehr unfähig werden, je mehr man für ihn handelt.

Allerdings eine wirkliche Gefahr, die aber durch den glühenden Ehrgeiz der Mutter ein Gegengewicht bekommt, da dieselbe fast immer eine unendliche Hoff=

*) Wenn man fürchtet, daß der moralische Mensch in den strengen und zu gelehrten Schulen unterliegt, was soll man von denen sagen, wo die Lehrer die Moral direkt angreifen, indem sie das Kind an Unredlichkeit, Angeberei gewöhnen, die sie selbst untereinander ausüben. Siehe Seite 328 die Anmerkung.

nung auf das Kind setzt und die Zeit nicht erwarten kann, wo sie verwirklicht wird. Jede Mutter von einigem Werthe hat einen festen Glauben, den nämlich, daß ihr Sohn ein Held im thatkräftigen Leben oder in der Wissenschaft werden muß. Alles was ihr in ihrer traurigen Welterfahrung abgegangen ist, er, das kleine Kind, wird es verwirklichen. Das Elend der Gegenwart wird durch diese glänzende Zukunft im Voraus aufgehoben: Alles ist heute elend; laßt ihn nur erst groß werden und dann wird Alles groß sein!... O Poesie, o Hoffnung! wo sind die Grenzen der mütterlichen Liebe?... „Ich, ich bin nur ein Weib, aber das hier ein Mann... ich habe der Welt einen Mann gegeben..." Eines nur setzt sie in Verlegenheit: wird das Kind ein Bonaparte, ein Voltaire oder ein Newton sein?

Wenn es durchaus dazu nöthig ist, daß er sie verläßt, nun gut, so möge er gehen, sich entfernen, sie willigt ein; ist es nöthig, daß sie sich das Herz aus der Brust reißt, sie wird es thun... die Liebe ist zu Allem fähig, sogar, die Liebe selbst zum Opfer zu bringen... Ja, möge er gehen, seiner großen Bestimmung folgen, den schönen Traum erfüllen, den sie hatte, als sie ihn unter dem Herzen oder auf ihren Knieen trug... Und dann, seltsam, dieses furchtsame Weib, welches eben noch nicht den Muth hatte, ihn allein gehen zu sehen, ohne zu fürchten, daß er falle, jetzt ist sie so tapfer geworden, daß sie

ihn in die den größten Zufällen ausgesetzte Laufbahn schickt, aufs Meer oder auch in jenen wilden Krieg nach Afrika. Sie zittert, sie stirbt vor Unruhe und doch hält sie aus... Was kann sie aufrecht erhalten? ihr Glaube. Das Kind kann nicht untergehen, weil es ja ein Held werden muß.

Er kommt wieder... Wie verändert er ist! Wie, dieser stolze Soldat ist mein Sohn? Als Kind fortgegangen, kommt er als Mann wieder. Es ist Zeit, ihn zu verheirathen. Das ist wieder ein anderes Opfer und nicht minder groß. Er muß eine Andere lieben, die Mutter, für die er der Erste ist und stets sein wird, soll bei ihm nur fortan die zweite Stelle einnehmen, eine Stelle, die in den Augenblicken der Leidenschaft, ach, nur sehr klein ist... dann sucht sie und wählt sich ihre Nebenbuhlerin, liebt sie seinetwegen, putzt sie, macht sich zu ihrem Gefolge und führt sie zum Altar, und Alles, was sie verlangt, ist: daß sie nicht vergessen werde.

Viertes Kapitel.

Die Liebe. Die Liebe will erziehen, nicht absorbiren. Falsche Theorie unserer Gegner und ihre gefährliche Praxis. Die Liebe will sich einen Gleichen schaffen, der frei liebt. Die Liebe in der Welt und in der bürgerlichen Welt. Die Liebe in der Familie; im Mittelalter wenig verstanden. Religion der Häuslichkeit.

Habe ich etwa in dem vorigen Kapitel, von einem angenehmeren Gegenstande verführt, die Debatte ganz aus dem Gesichte verloren, welche in diesem Buche geführt wird?

Ich glaube im Gegentheil die Frage dadurch sehr aufgeklärt zu haben. Die mütterliche Liebe (dieses Wunder Gottes) und die mütterliche Erziehung sollten begreiflich machen, was jede Erziehung, jede Leitung, jede Anweisung sein soll.

Der außerordentliche Vortheil, welchen die Mutter bei der Erziehung hat, besteht darin, daß sie ergeben und uneigennützig ist, sie achtet in dem schwachen kleinen Dinge, das eine Person wird, die sich entwickelnde Persönlichkeit. Sie ist für das Kind der Vertheidiger der originellen Individualität.

Sie will, auf ihre eigenen Kosten, daß es nach seinem Geiste handle, daß es wachse und sich erhebe.

Was kann die Erziehung, die wahre Leitung wollen? Was die Liebe in ihrem höchsten, uneigennützigsten Gedanken will: daß das junge Geschöpf sich erhebe. Man nehme dies Wort in jedem Sinne. Es soll sich über sich selbst erheben, auf den Standpunkt dessen, der ihm beisteht, über diesen sogar, wenn es kann. Der Starke will, weit entfernt den Schwachen ganz in sich aufzunehmen, ihn stark machen, ihn zur Gleichheit mit sich selbst bringen. Er strebt dahin, indem er nicht blos das in ihm ausbildet, was sie einander nähert, sondern selbst das, was sie unterscheidet, indem er anregt, was es Ursprüngliches, Originelles in ihm giebt, indem er dieses zum Handeln geborene Wesen reizt, indem er sich an die Person, an das, was es Allerpersönlichstes giebt, den Willen wendet... Der liebste Wunsch der Liebe ist, in der geliebten Person den Willen, die moralische Kraft bis zu ihrem höchsten Grade, dem Heroismus aufzuregen.

Das Ideal jeder Mutter, und das ist das Wahre in der Erziehung, besteht darin, einen Helden, einen in Handlungen kräftigen, in Werken fruchtbaren Mann zu bilden, der will, der kann und der schafft.

Vergleichen wir mit diesem Ideal das der geistlichen Erziehung und Gewissensleitung.

Sie will einen Heiligen machen, nicht einen Helden; sie hält diese beiden Worte für entgegengesetzt. Sie irrt sich über den Begriff der Heiligkeit, indem sie dieselbe nicht in die Harmonie mit Gott, sondern in das Versinken in Gott setzt.

Ihre ganze Theologie, sobald man ihr ein wenig zusetzt und ihr nicht erlaubt, inconsequent zu bleiben, geht auf diesem unwiderstehlichen Abhange grade in den Abgrund hinein. Dort hat sie geendet, wie sie enden mußte im siebzehnten Jahrhundert. Die großen Gewissensräthe dieser Zeit, welche zuletzt kamen und die Sache zu analysiren hatten, zeigen uns vollkommen den Grund derselben, der die Vernichtung ist, die Kunst: die Thätigkeit, den Willen, die Persönlichkeit zu vernichten. — „Vernichten, ja, aber in Gott“ .... — Was will Gott? Thätig und schöpferisch will er, daß man ihm gleiche, daß man auch thätig sei. Ihr verkennet Gott den Vater.

Diese falsche Theorie kommt in der Praxis klar zu Tage. Ihr streng folgend, haben wir gesehen, daß sie das Gegentheil von ihrem Ziele erreicht. Sie verspricht den Menschen von Gott zu absorbiren und tröstet ihn mit dieser Verschlingung, indem sie ihm verspricht, daß er an dem Unendlichen, in das er eintritt, Theil nehmen solle. Sie thut aber nichts, als den Menschen in den Menschen in die unendliche Kleinheit untergehen zu lassen. Der Geleitete,

der sich so in seinen Gewissensrath aufgehen läßt, hat dadurch aus zwei Personen eine werden lassen, die andere ist als Person vernichtet, ist eine Sache geworden.

Die fromme Gewissensleitung, welche wir in unserer ersten Abtheilung bei den redlichsten Gewissensräthen, den äußerst frommen Frauen beobachtet haben, ergiebt mir zwei Resultate, die ich auf folgende Weise zusammenfasse.

Erstens: Ein Heiliger, der lange Zeit hindurch zu einer Heiligen von der Liebe Gottes spricht, bekehrt sie unfehlbar zur Liebe.

Zweitens: Wenn diese Liebe rein bleibt, so ist das ein ganz persönlicher Zufall, so geschieht das, weil der Mann ein Heiliger ist; denn die geleitete Person muß, da sie ganz ihren Willen verliert, ihm endlich ganz zu Gebote stehen. — Es bleibt nur noch zu sagen, daß der, der Alles kann, nichts benutzen wird; dieses Wunder der Enthaltsamkeit wird sich indessen nicht alle Tage erneuern.

Der Priester hat sich immer in seinem Innern für einen großen Meister in der Liebe gehalten. Gewohnt, sich zu bändigen, listig zu sein, scheel zu sehen, glaubt er die wahre Behandlung der Leidenschaft zu haben. Er geht auf den Wegen des Zweideutigen unterirdisch und mit Sicherheit vorwärts, er ist geduldig und faßt in den Gewohnheiten Fuß. Er lacht sich in's Fäustchen über unsere

hitzige Lebhaftigkeit, unsern unvorsichtigen Freimuth, über die Sprünge ohne Maaß und Ziel, welche uns das Ziel verfehlen lassen.

Wenn die Liebe die Kunst wäre, die Seele zu überraschen, sie durch Ansehen und Einschmeichlung zu unterjochen, sie durch die Furcht zu brechen, und sie nachher durch Nachgiebigkeit zu ergreifen, so daß sie matt und todtmüde sich mit einem unsichtbaren Netze umgeben läßt .... wenn die Liebe das wäre, gewiß, dann wäre der Priester ein großer Meister in der Liebe.

Ihr schönen Meister, lernt von den Ignoranten, den Ungeschickten, daß Ihr bei allen Euren kleinen Künsten doch niemals gewußt habt, was diese heilige Sache ist... O, es bedarf dazu eines aufrichtigen Herzens, der Redlichkeit in den Mitteln, das ist die erste Bedingung, die zweite ist der Edelmuth, der nicht dienstbar machen, sondern lieber befreien und stark machen will, was er liebt, es in der Freiheit lieben will, frei, zu lieben oder nicht zu lieben.

Kommet her, meine Heiligen, hört darüber zwei Weltleute, zwei Komödienspieler, Molière und Shakspeare. Diese haben mehr davon gewußt als Ihr.

Man fragt denjenigen, der liebt, wie der geliebte Gegenstand aussieht, welchen Namen, was

für ein Gesicht er hat ... von wie hohem Wuchse? — „Grade so hoch als mein Herz *).“

Ein edler Ausspruch, der ganz der der Liebe ist und zugleich auch der der Erziehung: die aufrichtig gewollte Gleichheit, der Wunsch, zu sich zu erheben und sich gleich zu machen, „grade so hoch als mein Herz.“

Shakspeare hat es gesagt, und Molière es gethan. Er ist im höchsten Grade das Erziehungsgenie **), der, welcher erheben, freimachen will, der in der Gleichheit, der Freiheit, der Aufklärung liebt. Er hat die unwürdige Liebe wie ein Verbrechen gebrandmarkt, welche die Seele überrascht, indem sie dieselbe in der Unwissenheit sklavisch und gefangen erhält. In seinem Leben, das mit seinen Werken übereinstimmt, hat er das edle Beispiel dieser großmüthigen Liebe gegeben, welche will, daß der geliebte Gegenstand seines Gleichen, eben so viel als sie selbst sei, die ihn stärkt und ihm Waffen, sogar gegen sie selbst giebt... Das ist die Liebe und das ist der Glaube.

Es ist der Glaube, das emancipirte Wesen müsse früher oder später dem Würdigsten wieder zu-

---

*) Just as high as my heart. Shakspeare, As you like it.

**) Le genie éducateur. Eine geistreiche und sehr richtige Bemerkung des Herrn E. Noël.

fallen. Und ist der Würdigste nicht derjenige, der frei geliebt sein wollte?

Nichts desto weniger müssen wir den Begriff des wichtigen Wortes: Seines Gleichen, wohl erwägen und sehen, wie viel Gefährliches darin liegt! Es ist grade so, als wenn der Schöpfer zu dem Geschöpfe, das er gemacht hat, und das er emancipirt, sagte: „Du bist frei, die Gewalt, unter welcher Du groß geworden bist, hält Dich nicht mehr zurück. Außerhalb mir und nur noch durch Dein Herz und die Erinnerung mit mir zusammenhängend, kannst Du anders denken und handeln... und sogar gegen mich, wenn Du willst!"

Gerade das ist das Erhabenere, was in der Liebe liegt und weshalb ihr Gott Vieles vergiebt: daß sie in ihrer unbegrenzten Uneinigkeit ein freies Wesen machen und von ihm frei geliebt sein will und dadurch sich selbst eine Gefahr schafft... Das Wort: anders handeln, anders denken können, enthält auch den Begriff des anders lieben und die Möglichkeit der Losreißung. Ist diese vorher schwache Hand durch alle Bemühungen der Liebe stark und kühn geworden, so giebt die Liebe ihr das Schwert in dieselbe; mag sie auch es gegen sie selbst wenden, sie kann es, es ist kein Verbot dagegen, sie hat sich nichts vorbehalten.

Dehnen wir diesen Gedanken der Weiberliebe zur allgemeinen Liebe aus, erhöhen wir ihn zu der,

welche das Leben der Welt und der bürgerlichen Welt ausmacht.

In der Welt verlangt sie von Regierung zu Regierung das allerlebendigste Leben, das sich entzündet und immer mehr schwillt. Sie deckt unbekannte Tiefen der Wesen auf, die sie emancipirt, mit der Freiheit, mit der Macht bewaffnet, gut oder schlecht zu handeln, selbst gegen den zu handeln, der sie schafft und sie frei macht.

Thut in der bürgerlichen Welt die Liebe (Barmherzigkeit, Patriotismus, man nenne sie, wie man will) etwas Anderes? Ihr Werk besteht darin, Alles, was noch kein Leben im Staate hat, zu dem socialen Leben, zu der politischen Macht zu berufen. Den Armen, den Schwachen hebt sie auf ihrem harten Pfade, wo sie mit Händen und Füßen gegen das Verhängniß kämpfen müssen, in die Höhe, stellt ihn in die Gleichheit, in die Freiheit hinein.

Der der Liebe untergeordnete Grad besteht darin, das Leben absorbiren zu wollen. Ihr höherer Grad will Leben erregen, ein energisches und fruchtbares Leben. Ihr Glück besteht darin, unter ihrem Hauche ein neues Geschöpf Gottes hervorgehen zu sehen, der Schöpfung beizustehen, mag es ihr auch schaden oder nützen.

„Ist die Liebe in solcher Uneigennützigkeit nicht ein seltsames Wunder? Einer jener kurzen Augen-

blicke, wo die Nacht unseres Egoismus durch einen Blick Gottes aufgeklärt wird?"

Nein, das Wunder ist permanent. Ihr seht es, Ihr habt es vor Augen und wendet das Gesicht davon ab.... Selten vielleicht beim Liebhaber, findet man es überall bei der Mutter... Mensch, Du suchst Gott vom Abgrunde hinauf bis zum Himmel...er ist aber in Deinem Hause.

Der Mann, das Weib und das Kind, die Einheit dieser drei Personen, ihre gegenseitige Vermittelung, das ist das Geheimniß der Geheimnisse. Der göttliche Gedanke des Christenthums besteht darin, auf diese Weise die Familie auf den Altar gestellt zu haben. Er hat sie hingestellt und dort gelassen; fünfzehn Jahrhunderte hindurch bis zum Mittelalter, meinen träumerischen armen Mönche, der sie vergeblich dort betrachtet hat. Er hat niemals die Mutter als Einweihung in das Mysterium errathen können*). Er hat sich an der unfruchtbaren

*) Das Mittelalter geht immer zu hoch oder zu niedrig, es hat keine Mitte gekannt. Der Triumph des Weibes ist ganz ideal bei Beatrix, und das Dulderthum des Weibes sinkt zu tief bei Griseldis, welche sogar als Mutter sich resignirt. Nichts Praktisches. — Diese Unkenntniß der Mittelwege ist mit noch viel größerem Grunde verletzend in den heutigen Predigten. Stets ist es Himmel oder Hölle, kein Zwischenweg. Das Weib ist für sie eine Heilige, oder eine Prostituirte. Niemals sprechen sie für die weise Gattin, für die Familienmutter. Dieser Geist der Uebertreibung macht ihr Wort jederzeit unergiebig.

Seite erschöpft, hat die Jungfrau*) verfolgt und uns Nôtre-Dame gelassen.

Was er nicht gekonnt hat, das wirst Du thun, moderner Mensch. Es wird Dein Werk sein. Möchtest Du nur in der Höhe Deines abstracten Geistes nicht die Weiber und die Kinder verachten, welche Dich das Leben lehren würden. Sprich ihnen von der Wissenschaft und von der Welt; sie werden Dir Gott offenbaren.

Möge die Häuslichkeit wieder fester werden, das erschütterte Gebäude der Religion und der politischen Religion wird dann wieder Halt bekommen. Dieser demüthige Stein, auf welchem wir nur den alten guten Hausgott sehen, er ist, vergessen wir das niemals, der Eckstein des Tempels und das Fundament des Staates.

---

*) Poesie der Mönche, der Ehelosen, man merkt es überall. Sie machen die Jungfrau immer jünger, immer mädchenhafter, immer weniger zur Mutter. Tausend leere und unschickliche Legenden; und sie gehen bei der wesentlichen Legende vorbei, welche das Mittelalter hätte fruchtbar machen können: die Erziehung Jesu durch die Jungfrau. Und doch hätte fühlen müssen, daß er das Herz hätte. Er weinte um Lazarus; . . . lasset die Kindlein zu mir kommen u. s. w.

Ich habe geendet, mein Herz ist aber noch nicht fertig. Also noch ein Wort.

Ein Wort an die Priester. Ich hatte sie geschont, sie haben mich angegriffen. Nun gut, auch heute selbst will ich sie nicht angreifen. Dieses Buch ist nicht gegen sie gerichtet.

Ich greife nur ihre Sklaverei an, die widernatürliche Lage, in welcher man sie zurückhält, die sonderbaren Bedingungen, welche sie zugleich unglücklich und gefährlich machen. Wenn dieses Buch einige Wirkung hat, so würde es nur für sie eine Zeit der Befreiung, der Freiwerdung der Person und des Geistes vorbereiten.

Mögen sie sagen und thun, was sie wollen, sie werden mich niemals verhindern, an ihrem Schicksale Theil zu nehmen. Ich lege ihnen nichts zur Last. Sie haben nicht Freiheit, gerecht zu sein, weder zu lieben, noch zu hassen; sie bekommen von oben die Worte, welche sie sagen sollen, ihre Gedanken, ihre Gefühle. Diejenigen, welche sie gegen uns loslassen, sind dieselben, welche in diesem Augenblicke

gegen sie die grausamste Inquisition vorbereiten*). Je einsamer und unglücklicher sie sind, um so besser wird man ihre unruhige Thätigkeit ausbeuten; sie sollen keine Häuslichkeit, keine Familie, kein Vaterland, kein Herz haben, wenn es möglich ist; zum Dienst eines Todtensystems bedarf es Todter, Umherirrender, geplagter Todter ohne Grab, ohne Ruhe.

Mit den Worten Einigkeit und allgemeine Kirche hat man sie zum Verlassen der Bahn der französischen Kirche vermocht. Jetzt genießen sie die Früchte dieser Veränderung! Sie wissen, was Rom ist, wissen, was ein jesuitischer Bischof sagen will . . .

---

*) Es geht aus den Einzelnheiten, welche ein Journal über die letzten kirchlichen Verabschiedungen giebt, hervor, daß die meisten Bischöfe ihren Priestern die jesuitische Regel auferlegen, welche man Manifestation des Gewissens nennt, die sie zwingt, bei dem vom Bischof delegirten Beichtvater zu beichten und sich gegenseitig zu denunciiren. Dieselbe Verpflichtung ist auch den Weibern auferlegt, welche durch Vergehen der Priester compromittirt worden sind. Man sehe Le Bien social, journal du clergé secondaire (November 1844); dies katholische Journal erfreut sich nach einem Jahre der Existenz schon des Beitritts von 3000 Priestern. — Man sehe auch einen vortrefflichen Artikel des Réveil de l'Ain (17. November 1844) und die muthvollen Briefe des Herrn Abbé Thion's in dem Bien public, de Mâcon. Um noch zu sprechen, wenn man einen solchen Berg auf der Brust hat, muß man ein heroisches Herz haben.

Die Universalität des Geistes (die einzige wahre), wenn Rom jemals diese gehabt hat, so hat es sie schon seit langer Zeit verloren; mitunter findet sie sich noch irgendwo in der modernen Zeit, und das ist in Frankreich. Seit zwei Jahrhunderten kann man sagen, ist Frankreich in moralischer Beziehung Pabst gewesen. Bei uns ist die Autorität unter der einen oder der andern Form. Bei uns hat durch Ludwig XIV., durch Montesquieu, Voltaire und Rousseau, durch die constituirende Versammlung, den Codex und Napoleon Europa stets sein Centrum gehabt; jedes andere Volk ist excentrisch.

Die Welt geht vorwärts, fliegt weit, ganz weit vom Mittelalter fort. Die Meisten haben dasselbe vergessen, ich werde es niemals vergessen. Der unwürdige Prunk, den Dieser oder Jener unter meinen Augen damit treibt, wird niemals mein Herz gegen diese düsteren und schmerzlichen Zeiten verändern, mit denen ich so lange in Freundschaft gelebt, so lange gelitten habe *).

Die Sympathieen, welche ich für diese Vergangenheit hege, deren Asche ich wieder erwärmt habe,

*) Damals, 1833, hegte ich den Wunsch und sprach die Hoffnung aus, einer Umgestaltung des Prinzips des Mittelalters: „Il se transformera pour vivre encore,“ Histoire de France, letzte Seite des 2. Bandes. Man sehe auch meine „Einleitung zur allgemeinen Geschichte“ 1831.

verhindern mich, auch gegen die ungetreusten Vertreter derselben gleichgültig zu sein. Ich hasse nicht, nur vergleiche ich und werde traurig. Ich kann niemals bei dem Vorhof von Nôtre-Dame vorbeigehn, ohne zu sagen, wie jener Alte sagte: „O miseram domum, quam dispari dominaris domino!“ Ach armes Haus, wie hast du Deine Herren verändert!

Niemals hat die Erniedrigung der Kirche und eben so wenig die Leiden des Priesters mich fühllos gefunden. Sie schweben alle meiner Einbildungskraft vor und sind meinem Herzen gegenwärtig. Ich bin diesen unglücklichen Menschen in der Laufbahn von Entbehrungen gefolgt, in dem elenden Leben, welches ihnen eine heuchlerische Autorität vorschreibt. Und möge er in seiner Vereinsamung vor dem traurigen und kalten Herde, wo er bisweilen Abends weint, es sich wohl merken, daß ein Mann oft mit ihm geweint hat und daß ich dieser Mann bin.

Wer hätte nicht Erbarmen mit diesem Opfer des socialen Widerspruches? Die Gesetze sagen ihm entgegengesetzte Dinge, als wollten sie ihn verhöhnen. Sie wollen und wollen nicht, daß er der Natur gehorche. Das kanonische Gesetz sagt: Nein, und das bürgerliche Gesetz sagt: Ja. Wenn er dieses ernsthaft nimmt, so handelt der Mann des bürgerlichen Gesetzes, der Richter, von dem er Schutz

verlangt, als Priester, ergreift ihn bei seinem Rocke und giebt ihn degradirt dem Joche des kanonischen Gesetzes zurück. . . Vereinigt euch doch, ihr Gesetze, damit wir irgendwo die Autorität finden können. Wenn dieses hier ein Gesetz ist, und das ihm entgegengesetzte gleichfalls ein Gesetz, was soll dann der thun, der sie beide für heilig hält? *)

O, wie weit wird mir das Herz für diese Unglücklichen, wie viel Wünsche habe ich schon gethan, um sie aus einem Zustande herauskommen zu sehen, welcher der Natur, dem Fortschritte der Welt so entgegensteht!... Warum kann ich ihn nicht mit meinen Händen aufheben, das Feuer dieses armen Priesters anfachen, ihm das erste Recht des Menschen wiedergeben, ihn in die Wahrheit, in das Leben

*) Der sehr katholische Clerus einiger Theile von Süddeutschland hat förmlich den Wunsch ausgedrückt, daß diese schlechte Uebereinstimmung aufhöre, daß die Kirche sich dem Fortschritte der Zeit zugeselle, die aus der Ehe den wahren modernen Zustand macht, wie das Cölibat (mindestens ideal) der des Mittelalters war. — Die Lage des Priesters, der allein und nicht allein ist, frei und nicht frei, mitten in einer mit ihm uneinigen Gesellschaft, kommt uns vor wie die eines zu dem Zellensystem Verurtheilten, der überall seine Zelle mit hinschleppen müßte. Nichts ist geeigneter, wahnsinnig zu machen. Jedermann hat die ohnlängst geschehene Geschichte gelesen von jenem Benediktinerabt, wenn ich nicht irre in Tyrol, der seine Gelübde nicht verletzen wollte und da er die Entbindung von denselben nicht erlangen konnte, sich durch's Herz gestochen hat.

zurückstellen und ihm sagen: „Setz dich hier zu uns, komm aus diesem tödtlichen Schatten heraus, nimm Deinen Platz, o Bruder, in der Sonne Gottes!"

Zwei Menschen hatten stets tief mein Herz gerührt, zwei Einsiedler, zwei Mönche: der Soldat und der Priester. Ich habe häufig in Gedanken und stets mit Traurigkeit diese beiden großen, unfruchtbaren Armeen gesehen, denen die geistige Nahrung versagt, oder mit so geiziger Hand zugemessen wird. Diejenigen, deren Herz man späntt, müßten wenigstens mit dem lebendigmachenden Brode des Geistes gestärkt werden.

Welches sind bei diesen so ernsten Sachen die nöthigen Verbesserungen und Auskunftsmittel? Wir wollen nicht versuchen, dies hier zu sagen. Die Mittel, das Verfahren wird von der Zeit gefunden, oder sie weiß sich ohne dasselbe zu helfen.

Vorhersehen kann man aber, daß eines Tages die Namen Priester, Soldat, weniger zwei Stände, als zwei Lebensalter bedeuten werden. Das Wort Priester wollte ursprünglich Greis bedeuten; ein junger Priester ist ein Unsinn.

Der Soldat, das ist der junge Mann, der nach der Schule der Kindheit, der Schule des Gewerbes, sich in der großen Volksschule der Armee erproben und darin stärken soll, bevor er den festen Haltpunkt der Ehe und der Familie gewinnt. Das militairische Leben wird, wenn der Staat das daraus macht,

was es sein soll, die letzte Erziehung sein, vermischt mit Studien, Reisen, Gefahren, deren Erfahrung der neuen Familie nützen kann, welche der Mann bei seiner Rückkehr bildet.

Der Priester dagegen in seinem höchsten Begriffe müßte ein Greis sein, wie er es zu Anfang war, oder wenigstens ein Mann reifen Alters, der schon durchs Leben gegangen ist, die Familie kennt und daher den Sinn für die große, allgemeine Menschenfamilie kennt. Unter Greisen sitzend, wie die Alten Israels, würde er den jungen Leuten den Schatz der Erfahrung mittheilen, er wäre der Mann für Alle, der Mann, der dem Armen gehört, der Schiedsrichter, der die Processe verhindert, der Gesundheitsarzt, der den Krankheiten vorbeugt. Zu dem Allem bedarf es nicht eines jungen, stürmischen und unruhigen Mannes, es bedarf eines Mannes, der viel gesehen, viel gelernt, viel gelitten und mit der Zeit in seinem eigenen Herzen die sanften Worte gefunden hat, die uns der zukünftigen Welt zuführen.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Michelet, J.

Der katholische Priester in seiner Stellung zum Weibe und zur Familie

Leipzig 1845

Bamberg, Staatsbibliothek -- Th.dp.o.453-a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11775537-5